Vertraute Geschichte

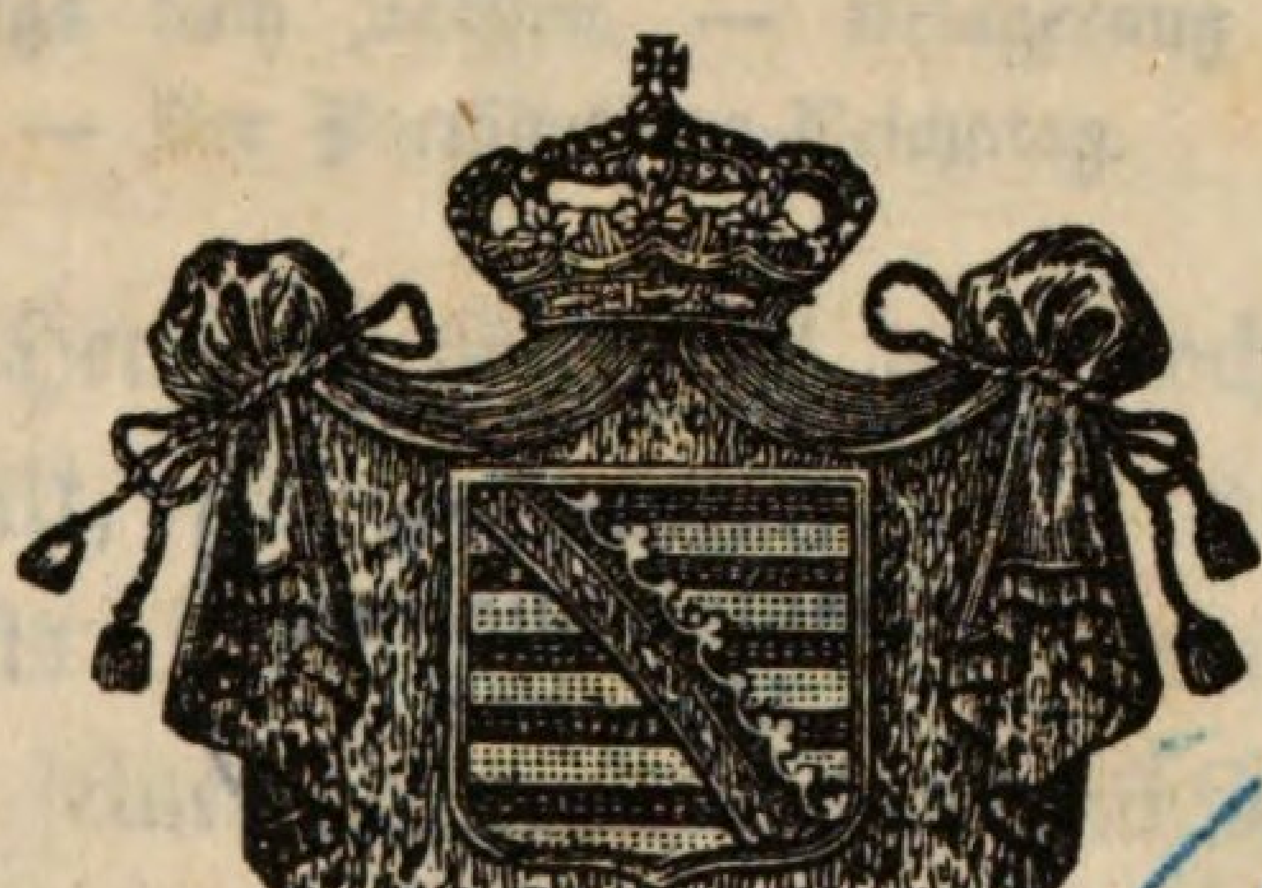
der

Sächsischen Höfe und Staaten

seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

Von

Stanislaus Graf Grabowski.



Zweiter Band.

Berlin 1861.
Julius Abelsdorff's Verlag.

V.

Friedrich August II. (August III.).

Erstes Kapitel.

Charakter und Eigenschaften Augusts. — Seine Gemahlin und seine Kinder. — Die polnischen Kroninsignien. — Bewerber um den polnischen Thron. — Sächsische Gesandschaft in Warschau. — Graf Wackerbarth-Salmour. — Demüthigung der Gesandschaft. — Stanislaus kommt wieder nach Polen. — Seine Wahl zum Könige. — Anrücken der Russen. — Augusts Gegenwahl. — Reise des Königs nach Polen. — Benehmen des Papstes. Rückreise des Königs nach Sachsen. — Belagerung Danzigs. — Weitere Unruhen in Polen. — Der Pacifikations-Reichstag.

Der neue Herrscher Sachsens war noch nicht siebenunddreißig Jahre alt, als er seinem Vater unter dem Namen Friedrich Augusts II. folgte. Von seiner Erziehung und den Erlebnissen seiner Jugend, deren wichtigstes für Sachsen sein Uebertritt zur katholischen Religion war, haben wir schon gesprochen. Wenn die Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrichs des Großen, in ihren Memoiren von ihm sagt: „Er ist groß, völlig und hat ein schönes Gesicht, sein Betragen ist nicht so herablassend wie das seines Vaters, er sieht sogar stolz aus, spricht wenig und ist seiner Höflichkeit wegen eben nicht sehr zu rühmen," so ist das gerade kein sehr erschöpfendes Urtheil und läßt noch Mancherlei hinzuzusetzen übrig.

August, wie wir ihn mit dem Namen nennen werden, den er bald als König von Polen annahm, hatte als Grundlage seines Charakters eine große Gutmüthigkeit oder, wie man es wohl richtiger bezeichnen kann, Schwäche; jede Festigkeit des Willens, jede richtige Anschauungsgabe fehlte ihm noch mehr wie seinem Vater, er besaß überhaupt alle dessen Fehler in höherem oder minderen Maße, bei ihm wurden sie aber nicht einmal durch äußerliche Anmuth und einen Anstrich von Ritterlichkeit, wodurch der starke August wenigstens seine Zeitgenossen versöhnte, gemildert.

Seine Erziehung trug hauptsächlich Schuld daran; sie hatte zuerst in den Händen des Herrn von Miltitz, Oberhofmeisters der verwittweten Kurfürstin Anna Sophia, gelegen, und dieser war ein Mann gewesen, der mit wenig Gelehrsamkeit Pedanterie und kein großes Interesse für seinen Zögling verband; die Richtung, die er innehalten sollte, war ihm von der alten Kurfürstin vorgezeichnet worden, denn diese fürchtete Nichts mehr, als daß später in dem Kurprinzen eine Neigung zur katholischen Religion rege gemacht werden und er dem Beispiele seines Vaters folgen könne, und Miltitz richtete sich genau nach seinen Instruktionen. Die natürlichen Eigenschaften des jungen Prinzen, Indolenz, Phlegma und Schwäche, kamen ihm auf halbem Wege entgegen, die streng orthodoxen evangelischen Geistlichen am Hofe von Lichtenburg unterstützten ihn, und der Zögling wurde gerade so, wie es sein Lehrer und seine Großmutter wünschten.

Wie er endlich durch den Willen des Vaters ihren Händen entzogen wurde und das dennoch eintrat, was man um jeden Preis hatte vermeiden wollen, haben wir schon früher berichtet; zweifelhaft bleibt es nur, ob der Kurprinz aus wirklicher Ueberzeugung, d. h. durch die ihm verheißenen

Vortheile, deren hauptsächlichster die Aussicht auf die polnische Königskrone war, bestochen, den Glauben wechselte, oder ob ein gewisser Zwang, der bei seiner Charakterschwäche nicht gewaltsam zu sein brauchte, ihn eigentlich wider Willen zu diesem Entschlusse brachte; es läßt sich hierin um so weniger klar sehen, als August von seinem Vater die Kunst der Verstellung so gut geerbt hatte, daß er seine Großmutter, der sein Glaubenswechsel ein Geheimniß bleiben sollte, bis zu ihrem Tode glücklich darüber zu täuschen verstand.

Der Einfluß seiner strengkatholischen Gemahlin, die als sehr häßlich, stolz und unfreundlich geschildert wird, trug später nicht wenig dazu bei, daß er sich der Interessen seiner neuen Religion mit größerem Eifer als sein Vater annahm.

Die Pracht und das Vergnügen liebte er nicht weniger als sein Vater, ebenso machte er sich um die Beschaffung der Mittel dazu keine Sorge, sondern überließ diese seinen Günstlingen, von denen er sich dadurch und durch seine Abneigung gegen alle ernsteren, unbequemen Regierungsgeschäfte ganz abhängig machte und sie zum Nachtheile des Landes wirthschaften ließ, wie sie wollten; sein Hauptvergnügen war die Jagd, und vor seinem Regierungsantritte lebte er ganz für sie auf seinem Jagdschlosse Hubertusburg, das er aus dem alten Schlosse Wermsdorf hatte umbauen lassen.

Schon im Juni des Jahres 1720 hätte diese Leidenschaft den Kurprinzen beinahe das Leben gekostet, denn als ihm sein Leibjäger auf der Jagd das geladene Gewehr reichte, entlud sich dieses, die Kugel ging durch seine Kleider und streckte sein Pferd todt nieder; dem Jäger, der sich ihm nach diesem Vorfalle zu Füßen warf, verzieh er übrigens.

Von seiner Gemahlin hatte August folgende Kinder, ehe er die Regierung antrat:

Friedrich August Franz, geboren am 18. November 1720 und schon gestorben am 21. Januar 1721, —
Joseph Carl August, geboren am 24. October 1721 und gestorben am 14. März 1728, —
Friedrich Christian Leopold, geboren am 5. September 1722, —
Maria Margaretha Xaveria, geboren am 13. September 1727, gestorben am 1. Februar 1734, —
Maria Anna Sophia, geboren am 29. August 1728, —
August Ludwig Xaver, geboren am 25. August 1730, —
Maria Josepha, geboren am 4. November 1731, —
Maria Elisabeth, geboren den 9. Februar 1736, erst nach dem Regierungsantritte.

Als die Nachricht von dem Tode Augusts des Starken in Sachsen eintraf, ließ sein Sohn sogleich die Truppen vereidigen und bereiste dann die größeren Städte, um sich huldigen zu lassen. Schon am 22. Februar war der Geheime Rath von Brühl aus Warschau eiligst eingetroffen und hatte die polnischen Reichskleinodien von dorther mit sich entführt.

Dieser Heinrich von Brühl, geboren 1700 zu Weissenfels, stammte aus einer thüringischen Familie und war der jüngste von vier Brüdern. Nachdem er an dem Weissenfelser Hofe von 1713 bis 1720 als Silberpage gewesen war, kam er als Leibpage zum Könige, wußte sich dessen Gunst durch sein gewandtes Benehmen zu erwerben, stieg sieben Jahre später zum Kammerjunker und bald darauf zum Kammerherrn und Kämmerer auf. Wer an des starken Augusts Hofe sein Glück machen wollte, mußte nicht allzu gewissenhaft in der Wahl der Mittel sein, um dem Könige Geld zu verschaffen, sei es durch guten Rath, sei es durch eigene Opfer, und die erstere Kunst verstand Brühl, dem es übri-

gens an besonders hervorstehenden Talenten mangelte, sehr gut. Nachdem er mehrere Jahre hindurch die geheime Correspondenz für den König geführt hatte, stand er 1733 an der Spitze des Departements des Auswärtigen und vereinigte damit noch andere einflußreiche und ergiebige Aemter.

Sein rascher Entschluß, dem neuen Kurfürsten die Insignien der polnischen Herrschaft zu Füßen zu legen, ehe noch von einer Königswahl in Polen die Rede gewesen war, bestimmte vielleicht den entschluß- und thatlosen August am meisten, sich ernstlich um die polnische Krone zu bewerben, auf die er natürlich schon seit langer Zeit sein Auge gerichtet hatte, wie sie ihm zu erhalten, auch der sehnlichste Wunsch seines Vaters gewesen war.

Der Bewerber um den polnischen Thron waren dieses Mal wieder sehr viele, außer August und Stanislaus Lescinski, der noch immer eine große Parthei hatte, nämlich der Prinz Jacob Sobieski, der spanische Infant Don Carlos, Prinz Carl von Lothringen, ein Bruder des dort regierenden Herzogs, Don Emanuel, Infant von Portugal, Fürst Theodor Lubomirski, Fürst Johannes Wisniowski, Fürst Casimir Czartorisky und ein Graf Sapieha.

Stanislaus Lesczinski, dessen Tochter Maria den König von Frankreich Ludwig XV. geheirathet hatte, wurde von diesem als Candidat aufgestellt, gerade deswegen aber, weil man den französischen Einfluß zu sehr fürchtete, waren Rußland, Preussen und Oesterreich entschieden dagegen und hatten noch zu Lebzeiten Augusts des Starken ihr Auge auf den portugiesischen Infanten gerichtet, da Sachsen bisher noch nicht die pragmatische Sanktion anerkennen gewollt hatte. Dieser portugiesische Prinz, Don Emanuel, jüngster Sohn König Pedros II. und einer Schwester der Gemahlin Kaiser

Leopolds II., geboren 1697, sollte sich nach der Thronbesteigung seines Bruders Juan V. dem geistlichen Stande widmen, war aber, um diesem Schicksale zu entgehen, schon im Jahre 1715 nach Holland entflohen, hatte sich darauf eine Zeit lang in Paris aufgehalten und war dann nach Oesterreich gegangen, in dessen Militairdiensten er sich gegen die Türken ausgezeichnet hatte; er wurde daselbst Generalfeldwachtmeister und erhielt 1721 den Orden des goldenen Vließes. Er führte nun ein vollständiges Abenteurerleben, bereiste alle Länder und Höfe Europas und suchte an den letzteren sein Glück zu machen, wobei es ihm an Anmaßung auch nicht gefehlt zu haben scheint, denn er bewarb sich einmal um die Hand der russischen Kaiserin Anna mit großer Hartnäckigkeit, obgleich er nicht die geringste Hoffnung erhielt. Nachdem er sich endlich mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte, kehrte er dennoch nicht in sein Vaterland zurück, sondern blieb erst eine Weile am Hofe zu Warschau, hielt sich dann in Wien und St. Pölten auf und wurde 1733 österreichischer General-Feldmarschall-Lieutenant. Er war es, dem der zwischen Rußland, Oesterreich und Preussen am 13. December 1732 zu Berlin abgeschlossene Löwenwolder Vertrag, so genannt nach dem Vermittler, dem russischen Oberstallmeister Grafen Löwenwolde, die polnische Krone zugedacht hatte; dieser Vertrag wurde aber nie ratificirt und wieder umgestoßen, als August von Sachsen am 13. Juni Oesterreich durch Anerkennung der pragmatischen Sanktion versöhnte und Rußland durch Anerkennung des Kaisertitels und Versprechungen in Bezug auf Kurland und Lievland für sich gewann.

Gefährlicher blieb noch Frankreich, das für den ohnehin in Polen beliebten Stanislaus Lesczinski durch seinen Gesandten in Warschau, den Marquis de Monti, viele Anhän-

ger unter den polnischen Großen gewann, und der drohende Schritt Oesterreichs, ein Truppenkorps in Schlesien aufzustellen, erbitterte die Polen, die sich in ihrer Wahlfreiheit beeinträchtigt sahen, nur noch mehr; Rußland zog unter dem General de Lascy ebenfalls ein Corps von zwanzigtausend Mann an der Gränze zusammen, Preußen erklärte sich, ganz neutral bleiben zu wollen, und der Papst wandte seinen ganzen Einfluß für August an, indem er dem Primas ein darauf bezügliches Breve übergeben ließ.

August schickte nun seine Gesandschaft nach Polen; sie bestand aus dem Geheimen Rath und Gouverneur des Kurprinzen Grafen Joseph Anton Gabaleon Wackerbarth-Salmour, dem General und Kabinetsminister Wolff Heinrich von Baudissin und dem Generalmajor von Diesbach; in ihrer Begleitung befanden sich vier Capitains von der Chevaliergarde, 1 Kammerjunker, 6 Pagen, 16 Heyducken und 12 Lakaien, denn man wollte wieder durch Pracht blenden.

Graf Wackerbarth-Salmour war ein ehrenwerther und diplomatisch geschickter Mann. Sein Vater war der sardinische Dragonerkapitain Graf Salmour und seine Mutter die schöne Katharina Babiani gewesen, die schon sehr jung Wittwe wurde. Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg seinen Stiefbruder, den Markgraf Carl Wilhelm von Brandenburg, 1691 mit seinen Regimentern nach Piemont schickte, lernte letzterer die schöne Wittwe kennen und ließ sich heimlich mit ihr trauen, aber schon vier Jahre später löste der Kurfürst dieses Verhältniß gewaltsam auf, Katharina ging in ein Kloster und der Prinz starb aus Gram. Später begab sich die Wittwe mit ihrem Sohne aus erster Ehe nach Wien, wo sie trotz der Einsprache des preussischen Hofes den Titel einer Madame de Brandenbourg annahm und

1707 den sächsischen General Wackerbarth heirathete, der ihren Sohn dabei adoptirte. Joseph Anton trat nun 1708 im Alter von dreiundzwanzig Jahren in die sächsische Armee, betrat aber wegen einer Wunde am Fuße bald die diplomatische Carriere, wurde 1712 Kammerherr, befand sich von 1723 bis 1728 als Geschäftsträger in München, bis 1730 als Gesandter in Wien, dann in Rom, wurde 1731 wirklicher Geheimer Rath und 1733 nach der polnischen Unterhandlung Kabinetsminister.

Diese Gesandten nahmen ansehnliche Geldsummen mit sich, angeblich um Augusts des Starken hinterlassene Schulden zu ordnen, Geschenke, wie ein 15,000 Thaler werthes Ordenskreuz für den Primas und ein 10,000 Thaler werthes Bild Unserer lieben Frau zu Czenstochau für die Krongroßmarschallin, außerdem waren sie zu vielen Versprechungen ermächtigt; zu letzteren gehörte die Erbauung einer Kapelle in der Kathedrale zu Krakau nebst Stiftung von zwanzig Domherrnstellen, einer Ritterakademie, Wiederherstellung der Grenzfestungen und hunderttausend polnische Gulden jährlich für Gesandschaftskosten.

Der Primas des Reiches, Theodor Potocki, Erzbischof von Gnesen, ließ sich durch alle Geschenke und Versprechungen aber nicht auf Augusts Seite ziehn, sondern erklärte sich offen für Stanislaus, suchte die Wahl so weit als möglich hinauszuschieben und brachte die sogenannte Conföderations-Akte zu Stande, dergemäß gar keine Ausländer bei der Wahl berücksichtigt werden solle. Hiergegen erhob sich aber die sächsische Parthei, die keineswegs groß war, und bat den römischen Kaiser und die Czarin um Hülfe; letztere ließ auch im August ihre Truppen unter General Lascy in Litthauen einrücken, wobei sie in einem Manifeste erklärte, sie mische

sich nur als gute Freundin in diese Händel, um die Wahlfreiheit zu schützen, — „sie habe ihre Kriegs-Völckern Ordre ertheilet, keinen Menschen zu beleidigen, und alles, was sie zu ihrem Unterhalt vonnöthen hätten, mit baarem Gelde zu bezahlen: Indessen sey es gewiß, daß, wenn wider alles Vermuthen die Wahl den Stanislaum treffen solte, die Freundschafft ein Ende haben und ihre Armée auf Discretion zu leben anfangen werde.“

Der Primas blieb indessen bei seinem Entschlusse, keinen fremden Zwang auf die Wahl zu dulden, die Großen und das Volk stimmten ihm bei, und in Warschau und Danzig kam es wiederholentlich zu blutigen Streitigkeiten zwischen den Partheien, in ersterer Stadt sogar zu Angriffen auf die Wohnung der fremden Gesandten.

Mittag erzählt noch von einer andern Demüthigung der sächsischen Gesandschaft: „Auf dem Relations-Land-Tage zu Warschau beschuldigte der Schwerdt-Träger von Warschau unsers Durchl. Augusti Gesandten, daß selbige nichts als Factiones zu machen suchten, producirte auch eine gewisse Scarteque unter dem Titel: Schreiben eines gewissen Land-Bothens an seinen Freund, nach geendigter Convocation, welche zugleich nebst einer andern piquanten Schrift, die ihrem Namen nach: Reflexiones eines Freundes an seinen guten Freund, über die von einer Frantzösischen Feder ausgearbeitete und unter dem Titul: Brüderliche Vermahnung an den Primatem gerichtete Schrift, vorstellen solte, zum Vorschein kommen, von dem Convocations-Reichs-Tage aber auf das schimpfflichste raisonnirte, auch nicht allein des Primatis, sondern der gantzen Pohln: Nation Reputation empfindlich angriff, und deren Verfertigung denen Chur-Sächsischen Ministris, auf Angaben und Aussage eines ungeistl. Geistlichen,

Lazusky, der sich an selbigen, weil sie ihm statt einer praetendirten unrechtmäßigen Anforderung von 1000 Gulden, nicht mehr als 8 Ducaten auszahlen lassen, zu revengiren gesucht, zugeschrieben wurde, und bestand darauf, daß solche durch den Scharff=Richter öffentlich verbrennet werden solte. Der Primas entschuldigte sich, wie er als ein Praelat, und da er über dieses selbst beleidiget sey, in seiner eigenen Sache keinen Richter abgeben könne; verwies also die gantze Klage auf das Captur=Gerichte, dessen Sentenz auf Verlangen vieler von der Noblesse, etliche Tage darauf dahin ausfiel, daß die quaestionirte Schrifft billig des Feuers schuldig wäre. Welches Pohln: Urtheil denn auch den 12. Julii bey öffentl. Ausruff unter Trompeten=Schall, vermittelst zweyer brennenden Pech=Fackeln durch den Scharff=Richter an den Pranger solenniter sc. vollzogen wurde."

Dieses Verfahren, wodurch die Polen so deutlich an den Tag legten, wie wenig sie sich danach sehnten, August auf ihrem Thron zu haben, rief eine Menge ärgerlicher Unterhandlungen zwischen dem Primas und dem Kurfürsten von Sachsen, so wie den übrigen ihm verbündeten Gesandschaften zu Warschau hervor.

Inzwischen fanden die Landtage in den übrigen Provinzen statt und erklärten sich alle für Stanislaus, der von Podolien rief ihn sogar sogleich zum Könige aus, da die Wahl früher schon einmal rechtmäßig stattgefunden habe. Man ersuchte sämmtliche Gesandte, sich während des bevorstehenden Wahltages auf einige Meilen von Warschau zurückzuziehn, sie verweigerten dies aber, und die Republik war schwach genug, ihnen nachzugeben. Um die Freiheit der Wahl in ein recht klares Licht zu stellen, zog der römische Kaiser in Schlesien noch mehr Truppen zusammen, denen sich auch

die sächsischen anschlossen, und rückte näher an die polnische Gränze.

König Stanislaus, von seinen zahlreichen Anhängern nach Polen berufen, entschloß sich jetzt, die Reise dahin zu unternehmen, was aber der übrigen Mächte wegen mit großer Heimlichkeit geschehen mußte. Nachdem er sich von seiner Residenz Schloß Chambord nach Meudon zu König Ludwig XV. begeben hatte, tauschte er auf der Rückreise mit dem ihn an Gestalt ähnlichen Chevalier de Thiange, einem Malthesser-Ritter, die Kleider, der sich nun unter seinem Namen nach der Bretagne auf die Reise begab, wie es alle Zeitungen mittheilten; inzwischen fuhr der König selbst mit dem Chevalier Dandelot, als Kaufleute verkleidet, über Strasburg nach Deutschland hinein und kam über Berlin und Frankfurt a. O. unerkannt nach Warschau, wo ihn seine Parthei mit Jubel empfing.

Am 25. August nahm der Reichstag bei Warschau seinen Anfang, da die Russen jetzt aber in schnellen Märschen vorrückten, wurde ein Theil der Mitglieder ängstlich und schloß sich der Parthei des Fürsten Wisniowski an, der sich gegen Stanislaus erklärt hatte, da seine Wahl nur Krieg und Unglück über das Land bringen könne; es entstanden deshalb viele Zwistigkeiten, und der Primas beeilte sich, die Wahl zur schnellen Entscheidung zu bringen.

Nachdem Stanislaus sich am 10. September öffentlich bei der Messe gezeigt hatte, kam es noch an demselben Tage zur Wahl, die auch günstig für ihn ausfallen zu wollen schien, an diesem Tage aber nicht beendigt werden konnte; erst am 12. proklamirte ihn der Primas zum Könige und Großherzoge von Litthauen, obgleich sich nicht alle Stimmen auf ihn vereinigt hatten und ein Edelmann, der sich für August von

Sachsen erklärte, sogar niedergesäbelt worden war. Man führte den neuen König sogleich in das königliche Schloß ein und meldete den fremden Gesandten, die sich indessen noch immer durchaus zurückhaltend benahmen, die Wahl, auch die Gegenparthei der polnischen Großen protestirte jetzt öffentlich, und der König verließ am 22. September in Begleitung des Primas und vieler Senatoren die Stadt, die durch den Anzug der Russen immer mehr bedroht wurde, und begab sich nach Danzig, das ihn als gesetzmäßigen König begrüßte und aufnahm.

Bald nach seiner Entfernung, am 29. und 30. September, kam es in Warschau bei den Wohnungen des russischen und sächsischen Gesandten zu blutigen Auftritten, indem die Anhänger des Stanislaus jene zwingen wollten, die Stadt zu verlassen; der sächsische Palast, in dem August der Starke bei seiner Anwesenheit in Warschau zu residiren pflegte, wurde mit zehn Kanonen beschossen, und Oberst Schlichting, der ihn vertheidigte, zur Capitulation gezwungen.

Die Russen waren jetzt vor Praga angelangt und bestanden auf einer neuen Königswahl, und wirklich kam diese, an der sich nur 11 Bischöfe, 20 Senatoren, 140 Magnaten und 1500 vom niederen Adel betheiligten, am 5. October zu Stande und fiel natürlich einstimmig auf den Kurfürsten von Sachsen, den der Bischof von Posen feierlich ausrief. Dies geschah zu Praga, während die Anhänger des Stanislaus noch Warschau besetzt hielten; durch die russischen Bayonnete dazu gezwungen, verließen sie aber schon in den nächsten Tagen die Stadt.

Am 10. October erhielt August die Nachricht seiner Wahl zu Dresden und ließ sie durch Kanonensalven und Absingung eines Te Deums in der evangelischen Schloßkirche und der

katholischen Schloßkapelle feiern. Nun fingen aber auch sogleich wieder die Lasten für Sachsen an, die schon unter der vorigen Regierung die polnische Krone erfordert hatte. Um diese zu behaupten, mußten die Truppen sogleich nach Polen abrücken, und zwar in drei Kolonnen, unter dem Herzoge von Weißenfels auf Posen, unter dem Generallieutenant von Diemar eben dahin und ein drittes Corps, das den König begleitete, nach Tarnowicz und Krakau.

Der König trat die Reise schon am 9. December an, seine Gemahlin mit dem Prinzen Xaver am 25. December, und beide vereinigten sich wieder in Oppeln; in Tarnowicz empfingen sie am 6. Januar 1734 eine polnische Gesandschaft, und vor dieser legte der König noch einmal den Eid auf die Pacta Conventa ab, die seine Gesandschaft schon am 1. November beschworen hatte; darauf wurde die Reise nach Krakau fortgesetzt.

„Wegen des Gefolges Ihro Königl. Majestät," heißt es, — „ist anzumercken, daß selbiges aus mehr als 15,000 Mann, 12,000 Pferden und über 1000 Wagen bestanden. Der Durchl. König haben den gantzen Weg von Tarnowitz bis Cracau, 4 Tage-Reisen, der grossen Kälte ohngeachtet, beständig zu Pferde gesessen. Und weil die grosse Svite des Königs und der Pohlnischen Deputation, so sämtlich beysammen zog, unmöglich unter Dach kommen können, so haben Menschen und Vieh die Nacht über campiren müssen. Ausser, daß die Sächsische in Polen stehende Armée Bataillons-weise postiret gewesen, und solche allezeit neben an marchiret, haben Ihro Majestät die Chevalier-Garde, Grand-Mousquetiers und ein gedoppeltes Corpo von der Garde du Corps um und neben sich gehabt."

Am 14. Januar fand der sehr prächtige Einzug des

Königspaares in Krakau statt; da er ganz in demselben Style gehalten wurde, wie ähnliche Aufzüge unter der vorigen Regierung, so geben wir keine besondere Schilderung davon und wollen nur erwähnen, daß dicht hinter dem Könige, der zu Pferde war, ebenfalls zu Pferde der kaiserliche Gesandte Graf Welczeck und der russische, Graf Löwenwolde, folgten, als wollten sie recht deutlich dokumentiren, wie es mit der selbstständigen Wahl der Polen eigentlich zugegangen sei.

Nachdem am folgenden Tage die Beisetzung der Leichen Johann Sobieskis und seiner Gemahlin, so wie des letztverstorbenen Königs stattgefunden hatte, am 16. die Wallfahrt nach der Skalkakirche, wo der heilige Stanislaus ermordet worden, wurde am 17. die Krönung durch den Bischof von Krakau, Lipsky, vollzogen. Darüber beschwerte sich aber der Primas, dem das Recht der Krönung als Bischof von Gnesen allein zustand, bitter beim Papste.

„Der Pabst," heißt es bei Mittag, — „ernennete deswegen eine besondere Congregation, welche untersuchen solte, wie weit die Autorität des Päbstlichen Stuhls in dieser Sache gehe. Weil nun unserm Durchlauchtigsten Augusto sehr wohl bekandt war, daß der H. Vater Pabst mehr auf des Stanislai seine Seite, als auf die Gerechtsame Dero Wahl geneigt so ließen Dieselben an den Cardinal-Cämmerling Albani nicht nur einen Courier, wegen der beschehenen Crönung, abgehen, sondern Sie übersendeten solchen auch verschiedene Stücke von denen auf gedachte Crönung, geprägeten güldenen und silbernen Müntzen. Hierauf nahm dieser Cardinal bey dem Pabste Audience, in welcher er selbigem ein eigenhändiges Schreiben von Ihro Königl. Majestät überreichte, das die beschehene Crönung vermeldete, so aber Clemens gar kaltsinnig annahme, welches derselbe also gleich durch einen Au-

ditor dem Cardinal Staats-Secretario überschickte, worauf in wenig Tagen zwey hefftige Schrifften, gleich als Manifesten, eine von dem Grafen Lagnasco, Ambassadeur des Königs Augusti, die andere von dem Grafen Zalusky, von wegen des Stanislai, zu großem Mißvergnügen des Indifferentistischen und Frantzösisch seyn wollenden Ober-Haupte der Römischen Kirche, unter die anwesende Ministres ausgetheilt worden. Der Pabst ließ seine Partheylichkeit noch weiter sehen. Denn weil eine Schrifft zum Vorschein geriethe, Resolutio Theologrum nonnullorum genennt, die hauptsächlich dahin gienge, daß der auf dem Pohlnischen General-Convocations-Tag abgelegte Eyd, keinen ausländischen Printzen auf den Thron zu bringen, vor ungültig erkläret ward, so trug der H. Vater kein Bedencken, durch ein eigens Breve seine vorige Meynung, da er doch selbst seine Apostolische Confirmation darüber ertheilet, zu wiederruffen, und sich nach Frantzösischem Sinn zu erklären. Ja nach dem Sprüchwort zu reden, wurde Sr. Päbstliche Heil. der Kopff so warm gemacht, daß der Cardinal Albani in dessen Ungnade fiel, und aller seiner geistlichen Würden entsetzet wurde."

Sich die Achtung der Polen, mochten sie nun auf seiner oder des Königs Stanislaus Seite stehn, zu gewinnen und die der ganzen Welt zu bewahren, that der neue König durch den ersten wichtigen Schritt, den er unternahm, gerade nicht viel, denn nachdem er in dem heldenmüthigen Entschlusse, sich seine noch sehr lose auf dem Haupte sitzende Krone durch die Vertreibung seines Gegenkönigs zu befestigen, seine Gemahlin mit einem Theile des Hofftaates am 22. Februar nach Dresden zurückgeschickt hatte, besann er sich plötzlich, als die Zeit, in das Feld zu rücken, gekommen war, anders und hielt es für gerathener, die Vergnügungen der Leipziger Messe

mitzumachen, als seine Person in Gefahr zu bringen; der Vorwand, mit dem er dies zu beschönigen suchte, ist fast noch seltsamer als der Entschluß selbst, daß nämlich der bedeutende Hofstaat, der zu seiner Begleitung dienen müsse, bei der Erlangung von Lebensmitteln und der Beschleunigung des Marsches hinderlich sein werde.

August machte also, während er seinen Generalen und Verbündeten den Kampf für seine Krone überließ, Kehrt und ging nach Dresden und Leipzig. Zum Oberbefehlshaber seiner in Polen stehenden Truppen ernannte er den Herzog Johann Adolph von Weißenfels, und Krakau wurde mit 3000 Mann Sachsen unter General-Major Baron von Löwendahl besetzt.

Die Russen und Sachsen zogen sich nun gegen Danzig zurück und entblößten dadurch das südliche Polen, was den eifrigsten Anhänger Stanislaus', Potocki, zu einem Ueberfalle auf Krakau vermochte, der indessen mißlang; Generallieutenant von Diemar, der in der Nähe stand, eilte zu Hülfe herbei, die Polen schlugen einige Meilen von Krakau seine Avantgarde mit großem Verluste und zogen sich dann zurück.

Zu ernsteren Kämpfen kam es um Danzig, wohin sich der größte Theil der Anhänger Stanislaus' begeben hatte und die Stadt ernstlich zu vertheidigen entschlossen war, denn man hoffte sowohl auf die zugesicherte französische Unterstützung durch eine Flotte, als eine Diversion Potocki's und endlich eine Einmischung Schwedens gegen die Russen. Inzwischen schickten die Franzosen nur drei Schiffe, Potocki kam nicht und die Schweden mischten sich auch nicht ein, dagegen begannen Ende März die Russen unter dem Generalfeldmarschall Grafen Münnich die Belagerung, vereinigten sich mit den Sachsen und beschossen seit dem 1. Mai die Stadt.

Als die Lage derselben zu Ende Juni verzweiflungsvoll wurde, entfloh Stanislaus, nachdem er Abschiedsbriefe an seine Vertheidiger zurückgelassen hatte, plötzlich unter der Verkleidung eines Bauern nach Königsberg, und nun begannen die Unterhandlungen, die am 1. Juli zu einer Kapitulation führten, derzufolge Danzig für die Bestätigung seiner Rechte und Freiheiten August als König anerkannte, nach Petersburg eine Deputation schicken sollte, um Verzeihung zu bitten, und bedeutende Entschädigungen an Rußland zahlen mußte, wobei denn auf die Generalität allein 100,000 Thaler kamen. Auch die polnischen Truppen des Königs Stanislaus streckten das Gewehr, und die polnischen Großen erklärten bis auf den Reichsprimas Potocki, sich unterwerfen zu wollen.

Der König August hatte kaum die Nachricht von dem glücklich beendigten Feldzuge erhalten, als er von Dresden aufbrach und sich nach dem Kloster Oliva bei Danzig begab, um hier die russischen Generale mit reichlichen Geschenken zu belohnen, — Münnich erhielt einen goldenen Ehrendegen, im Werthe von 40,000 Thalern, — den Danzigern zu verzeihen und den Huldigungseid der Unterworfenen anzunehmen. Der Primas, der sich noch immer nicht fügte, da er, wie er sagte, doch bald seinen Tod erwarte, und ein anderer gefährlicher Feind August's, der französische Gesandte Marquis de Monti, wurden gefangen nach Thorn abgeführt.

Nachdem er noch mit den Polen ein Senatus consilium abgehalten hatte, kehrte der König am 30. Juli nach Dresden zurück, verließ dasselbe aber mit seiner Gemahlin schon wieder am 3. November und langte am 21. November zu Warschau an; auf dieser Reise kam es aber doch vor, daß

mitzumachen, als seine Person in Gefahr zu bringen; der Vorwand, mit dem er dies zu beschönigen suchte, ist fast noch seltsamer als der Entschluß selbst, daß nämlich der bedeutende Hofstaat, der zu seiner Begleitung dienen müsse, bei der Erlangung von Lebensmitteln und der Beschleunigung des Marsches hinderlich sein werde.

August machte also, während er seinen Generalen und Verbündeten den Kampf für seine Krone überließ, Kehrt und ging nach Dresden und Leipzig. Zum Oberbefehlshaber seiner in Polen stehenden Truppen ernannte er den Herzog Johann Adolph von Weißenfels, und Krakau wurde mit 3000 Mann Sachsen unter General-Major Baron von Löwendahl besetzt.

Die Russen und Sachsen zogen sich nun gegen Danzig zurück und entblößten dadurch das südliche Polen, was den eifrigsten Anhänger Stanislaus', Potocki, zu einem Ueberfalle auf Krakau vermochte, der indessen mißlang; Generallieutenant von Diemar, der in der Nähe stand, eilte zu Hülfe herbei, die Polen schlugen einige Meilen von Krakau seine Avantgarde mit großem Verluste und zogen sich dann zurück.

Zu ernsteren Kämpfen kam es um Danzig, wohin sich der größte Theil der Anhänger Stanislaus' begeben hatte und die Stadt ernstlich zu vertheidigen entschlossen war, denn man hoffte sowohl auf die zugesicherte französische Unterstützung durch eine Flotte, als eine Diversion Potocki's und endlich eine Einmischung Schwedens gegen die Russen. Inzwischen schickten die Franzosen nur drei Schiffe, Potocki kam nicht und die Schweden mischten sich auch nicht ein, dagegen begannen Ende März die Russen unter dem Generalfeldmarschall Grafen Münnich die Belagerung, vereinigten sich mit den Sachsen und beschossen seit dem 1. Mai die Stadt.

Als die Lage derselben zu Ende Juni verzweiflungsvoll wurde, entfloh Stanislaus, nachdem er Abschiedsbriefe an seine Vertheidiger zurückgelassen hatte, plötzlich unter der Verkleidung eines Bauern nach Königsberg, und nun begannen die Unterhandlungen, die am 1. Juli zu einer Kapitulation führten, derzufolge Danzig für die Bestätigung seiner Rechte und Freiheiten August als König anerkannte, nach Petersburg eine Deputation schicken sollte, um Verzeihung zu bitten, und bedeutende Entschädigungen an Rußland zahlen mußte, wobei denn auf die Generalität allein 100,000 Thaler kamen. Auch die polnischen Truppen des Königs Stanislaus streckten das Gewehr, und die polnischen Großen erklärten bis auf den Reichsprimas Potocki, sich unterwerfen zu wollen.

Der König August hatte kaum die Nachricht von dem glücklich beendigten Feldzuge erhalten, als er von Dresden aufbrach und sich nach dem Kloster Oliva bei Danzig begab, um hier die russischen Generale mit reichlichen Geschenken zu belohnen, — Münnich erhielt einen goldenen Ehrendegen, im Werthe von 40,000 Thalern, — den Danzigern zu verzeihen und den Huldigungseid der Unterworfenen anzunehmen. Der Primas, der sich noch immer nicht fügte, da er, wie er sagte, doch bald seinen Tod erwarte, und ein anderer gefährlicher Feind August's, der französische Gesandte Marquis de Monti, wurden gefangen nach Thorn abgeführt.

Nachdem er noch mit den Polen ein Senatus consilium abgehalten hatte, kehrte der König am 30. Juli nach Dresden zurück, verließ dasselbe aber mit seiner Gemahlin schon wieder am 3. November und langte am 21. November zu Warschau an; auf dieser Reise kam es aber doch vor, daß

eine feindliche polnische Streifparthie einen Wagen der Hof-Bagage anfiel.

Die Unruhen in der Republik waren trotz der russischen Gewalt noch nicht unterdrückt, denn gerade in dieser Zeit begaben sich der Krongroßschatzmeister Graf Osselinski, die Wojewoden von Pommerellen und Liefland, ein Sapieha und mehrere Andere heimlich nach Königsberg, wo sich Stanislaus noch immer unter preußischem Schutze aufhielt, und richteten eine neue Bitte zu seiner Unterstützung an den König von Frankreich. Auch der Wojewode von Lublin, ein Graf Tarlo, der zu den Anhängern des Stanislaus gehörte, bereitete, während er sich auf Unterhandlungen einließ, einen Zug durch Groß-Polen nach polnisch Preußen vor und schlug dabei ein kleines Corps des sächsischen Generallieutenants von Birkholz, den er selbst zum Gefangenen machte. Plötzlich erschienen dieser Graf Tarlo und der ehemalige schwedische General Steenflycht wieder mit 18,000 Mann in der Gegend von Karge, um in die Lausitz einzufallen, und wenn auch letzteres Unternehmen scheiterte, so nahmen sie doch Karge ein, nachdem die dortige Garnison kapitulirt hatte, wurden aber später bei Lissa durch die Truppen des Prinzen von Weißenfels zersprengt.

Noch mehrere andere Partheigänger wurden nach und nach unterworfen oder unterwarfen sich selbst, endlich im Juli 1735 auch der bis dahin gefangen gehaltene Reichsprimas.

Endlich kam im Juli 1736 der Pacifikations-Reichstag zu Warschau zu Stande, der alle Unruhen beilegte. Stanislaus hatte schon früher ein Manifest an seine Anhänger erlassen, in dem er sie bat, seine unfruchtbare Sache aufzugeben, und erhielt im Wiener Frieden vom 3. October 1735

Lothringen und Bar mit dem Titel eines Königs; er hatte darauf am 7. Januar 1736 förmlich auf die polnische Krone verzichtet und zog sich nach Schloß Meudon zurück; erst 1766 starb er in friedlicher Ruhe zu Lüneville.

Der Pacifikations-Reichstag hatte nun Folgendes festgesetzt: 1) Bestimmungen über die Güter, welche dem König Stanislaus verbleiben sollten, — 2) daß die sächsischen Truppen bis auf 12,000 Mann Garde, als Feinde betrachtet werden sollten, wenn sie bis zum 18. August nicht das Gebiet der Republik verlassen hätten, — 3) daß diese Truppen nie wieder in das Reich kommen und der Kommandeur der Garde der Republik den Eid der Treue schwören solle, — 4) daß die russischen Truppen sich bis zum vorgenannten Termin entfernen sollten, — 5) dem Könige solle die Vergebung der erledigten Chargen verbleiben, — 6) Sicherheit und Gleichheit der Dissidenten, doch keine Stimme für sie in der Landbotenstube und den Tribunalien, — 7) keine Traktate mit auswärtigen Mächten ohne Genehmigung der Stände abzuschließen, — 8) Bewilligung von 100,000 polnischen Gulden als Leibgedinge der Königin, ein gleiches Hochzeitsgeschenk, 2000 Dukaten Nadelgeld, — und noch einige unwichtigere Bestimmungen.

Damit war Polen einstweilen beruhigt, obgleich es nie eine besondere Anhänglichkeit an seinen König kundgegeben hat und dieser es auch nicht besonders zu lieben schien, da er später stets den Aufenthalt in seinem Erblande vorzog. —

Zweites Kapitel.

Die beiden ersten schlesischen Kriege. — Die pragmatische Sanktion. — Graf Sulkowski und Brühl. — Sturz des ersteren. — Abfall Sachsens von dem Bündnisse mit Oesterreich. — Besuch König Friedrichs II. zu Dresden. — Friede zu Breslau. — Neue Verträge zwischen Sachsen und Oesterreich. — Friedrich II. rückt in Sachsen ein. — Feindseligkeiten Sachsens gegen Preußen. — August III. wird die Kaiserkrone angetragen. — Plan zur Theilung Preußens. — Friedrichs Siege. — Schlacht bei Kesselsdorf und Einnahme Dresdens. — Friede zu Dresden.

Die pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI. hatte festgesetzt, 1) „daß wenn Ihro römische kaiserliche Majestät ohne männliche Erben dereinst mit Tode abgingen, sämmtliche Erbkönigreiche und Lande auf Dero älteste Erzherzogin Maria Theresia und Dero Erben, nach dem im Hause Oesterreich bereits eingeführten Erstgeburtsrechte, alsdann auf die jüngere Erzherzogin Maria Amalia; wenn diese ohne Erben verstürbe: 2) an die Josephinischen Erzherzoginnen und ihre Erben, und nach diesen 3) auf die Leopoldinischen Erzherzoginnen ꝛc. gelangen sollten." Dieses Hausgesetz lief aber der früheren Erbordnung Kaiser Leopolds, welche den Josephinischen Töchtern den Vorzug einräumten, gerade zuwider, und Kaiser Karl hatte daher bei ihrer Verheirathung — der Maria Josepha an August von Sachsen und der jüngeren Schwester Maria Amalia an den Kurprinzen Karl Albrecht von Baiern — beide ausdrücklich auf alle Ansprüche verzichten und diesen Verzicht feierlich beschwören und verbriefen lassen. Spanien, Rußland, Preußen, Baiern und Cöln, nachträglich auch England hatten diesen Erbvertrag anerkannt und garantirt, endlich hatte auch Frankreich, freilich in sehr

zurückhaltender Weise, seine Beistimmung erklärt. Der Vertrag zu Sevilla vom 9. November 1729 zwischen Frankreich England und Spanien bedrohte indessen die Absichten des Kaisers von Neuem, und die gegen sie gerichteten Intriguen Frankreichs suchten Preußen und Sachsen zum Beitritte in dieses Bündniß zu bewegen. Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielt treu zum Kaiser; er äußerte sich darüber u. A. in einem Briefe an den Grafen Seckendorf im April 1729: „Ich habe dem debourges (französischen Gesandten in Berlin) schriftlich geantwortet, daß ich nicht wollte wie sie betrogen würden, ich sie auch nicht betrügen wollte, also deklarirte ich sie, daß sie mir von Kaiser und Reich nicht detachiren würden und ich mit dem Kaiser so etroit in alliance stünde, daß ich von ihm nit, als mit dem Tode scheiden würde."

„Nicht so geneigt," sagt Dr. Förster in seinen Höfen und Cabineten Europas, — „war der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August II., den Kaiser zu unterstützen. Einer französischen Parthei, an deren Spitze der Minister Graf Hoym stand uud zu der noch die geheimen Räthe Fleury, Lagnasco, Gaultier und Thioli gehörten, war es gelungen, den König August geneigt zu stimmen, sich den Verbündeten von Sevilla anzuschließen. Vergebens bemühte sich der Graf Seckendorf, der von Berlin nach Dresden geschickt worden war, den König für den Kaiser zu gewinnen. Da unternahm Friedrich Wilhelm I. eine Reise nach Dresden (im Februar 1730), um den König an seine Pflichten als Reichsfürst zu erinnern. Graf Hoym hatte die Dreistigkeit, dem Könige von Preußen den Vorschlag zu machen, sich von dem Kaiser loszusagen, da dieser einem unvermeidlichen Bankerott entgegengehe. Friedrich Wilhelm wies dergleichen An=

träge mit Unwillen zurück, vermochte jedoch nichts weiter, als schönklingende Versicherungen zu erhalten.

Während der kursächsische Hof dem Kaiser fortwährend Betheuerungen der Ergebenheit gab, blieb er in beständiger Verbindung mit Frankreich und suchte sogar einen Fürstenbund in Norddeutschland zu errichten, bei dem es nur darauf abgesehen war, die Stände, welche beitreten würden, an das Bündniß von Sevilla anzuschließen und dem Kaiser engere Schranken zu setzen."

August der Starke hatte sich daher nicht zu einer Anerkennung der pragmatischen Sanktion bewegen lassen, wohl aber war dies, wie schon erzählt, durch August III. geschehen, als er sich der kaiserlichen Unterstützung bei seiner Bewerbung um die polnische Krone versichern wollte, sogar hatte er diese Anerkennung selbst für den Fall, daß seine Bemühungen fehlschlügen, geleistet. Dennoch brachte der am 20. October 1740 erfolgende Tod Kaiser Karls eine große Veränderung in der Politik Sachsens hervor. Damals lag diese Politik schon in anderen Händen als denen, welche sie seit dem Regierungsantritte Augusts vollständig geleitet hatten, denn der träge und indolente König hatte eine entschiedene Abneigung gegen alle Regierungsgeschäfte und überließ diese ganz seinem Premierminister.

Dies war der Graf Alexander Joseph von Sulkowski gewesen, ehemals Kammerherr und Stallmeister des Kurprinzen, den er auf seinen ausländischen Reisen begleitet und sich seine besondere Freundschaft erworben hatte; diese Freundschaft artete bei dem Grafen aber oft in eine ungemessene Vertraulichkeit und Anmaßung aus, welche, von einem schlauen Gegner benutzt, der Grund zu seinem Sturze werden sollten. Sulkowski war, aus einer polnischen Familie abstammend,

katholisch, konnte deshalb auch den Landesgesetzen gemäß nicht Sitz und Stimme im Ministerkollegium erhalten, dessenungeachtet blieb er als Oberkämmerer die Seele desselben und hielt die auswärtige Politik mit unbeschränkter Vollmacht in seiner Hand. Besonders ließ er es sich angelegen sein, die herrschsüchtige und stolze Königin von jedem Einflusse auf die Regierungsangelegenheiten fern zu halten, und hatte sie sich dadurch zur erbittertsten Feindin gemacht; ihr zur Seite stand des Königs und ihr Beichtvater, der Jesuit Guarini, ein alter, nur durch seinen geistlichen Einfluß auf seine hohen Beichtkinder bedeutender Mann.

Heinrich von Brühl, der in den letzten Lebensjahren Augusts des Starken dessen besonderer Liebling gewesen war, unternahm es, den mächtigen Günstling des Königs zu verdrängen; mit der ihm eigenen Schlauheit und Hinterlist ging er aber so behutsam zu Werke, daß Sulkowski sich von ihm täuschen und einen Freund an ihm zu haben glaubte. Den Grund zu der Gunst des Königs legte für Brühl sein rascher Entschluß, jenem die widerrechtlich mitgenommenen polnischen Kronkleinodien nach Dresden zu bringen; Sulkowski selbst unterstützte dann seine Pläne. Schon 1737 wurde er auf Augusts Antrag vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, nachdem er die böhmische Gräfin Maria Anna Theresia Kolowrat-Krakowski geheirathet hatte; man sagt auch, Sulkowski habe (schon 1735) den Plan gehabt, daß Sachsen sich sobald der Kaiser stürbe, Böhmens bemächtigen solle, und Brühl habe sich bei dem kaiserlichen Hofe dadurch in besondere Gunst gesetzt, daß er dies dem durch Dresden reisenden österreichischen Fürsten Liechtenstein verrieth.

Durch die Vermittelung seiner Schwiegermutter, Oberhofmeisterin bei der Königin, gewann er sowohl die letztere,

als den Jesuiten Guarini für sich, indem er beiden, wenn Sulkowski gestürzt würde und er an die Spitze des Cabinets gelangte, größerem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte und die der geistlichen Angelegenheiten versprach; beide ließen sich von ihm täuschen, zumal er, um sie von der Redlichkeit seiner Absichten zu überzeugen, heimlich zur katholischen Religion übertrat. Brühl führte später das merkwürdige Spiel durch, für Sachsen evangelisch und für Polen katholisch zu sein, nahm aber auf seinem Todtenbette das Abendmahl nach lutherischem Ritus.

Seine Intriguen hatten den gewünschten Erfolg; während er sich dem Könige auf mancherlei Weise, besonders durch Beschaffung von Geldmitteln, an denen es, wie unter August dem Starken, immer fehlte, unentbehrlich zu machen wußte, wirkten die Bemühungen der Königin und Guarinis so gut, daß August seine Freundschaft für Sulkowski erkalten ließ und ihn 1737 als Oberbefehlshaber der nach Ungarn dem Kaiser zu Hülfe geschickten sächsischen Truppen vom Hofe entfernte. Während seiner Entfernung hatten die Intriguen noch weiteren Spielraum, und bald nach seiner Rückkehr wurde ihm, am 5. Februar 1738, plötzlich seine Entlassung und Pensionirung aus dem Grunde angekündigt, daß er sich mehrere Male gegen den König respektwidrig benommen habe; nach einem vergeblichen Versuche, den König zu erweichen, begab er sich nach Polen auf seine Güter, woselbst ihn Kaiser Franz I. später (1752) in den Reichsfürstenstand erhob.

Wenn Brühl auch den förmlichen Titel eines Premierministers erst am 8. December 1746 erhielt, so war er es in der That doch jetzt schon im ausgedehntesten Maße, denn alle Geschäfte gingen durch seine Hände, und nur zu bald erfuhr die Königin, die ihm zu seinem Steigen behülflich gewe-

sen war, daß sie in politischer Beziehung ohnmächtiger als unter seinem Vorgänger geworden sei, aber zu spät, um ihn, der jetzt den König vollständig beherrschte, wieder verdrängen zu können.

Brühls Politik war es, die Sachsen in der nun folgenden schweren Zeit leitete.

Trotz aller Bemühungen und Vorsicht des verstorbenen Kaisers, die pragmatische Sanktion zu sichern, brachen jetzt die Wirren aus; Baiern trat auf, berief sich auf die früheren Erbverträge und machte Ansprüche auf die gesammte Erbschaft, Preußen erkannte zwar noch immer die pragmatische Santion an, benutzte aber den günstigen Moment, im December 1740 in Schlesien einzurücken, wobei es erklärte, es wolle nur seine Gerechtsame auf Schlesien wahren.

Damals hielt Brühl noch treu zu Oesterreich, der sächsische Gesandte in Petersburg, Graf Lynar, ein Günstling der russischen Regentin, brachte sogar ein Bündniß zwischen Rußland und Sachsen zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion zu Stande. Als er nun aber die Vortheile sah, die Preußen im ersten schlesischen Kriege errang, als Baiern, Frankreich, Spanien und Preußen zu Nymphenburg bei München gegen Oesterreich zusammentraten und die Lage Maria Theresia's immer bedenklicher wurde, und als der französische Marschall de Belle-Isle ihn mit dem Versprechen gewann, Mähren und einen Theil Schlesiens sollten mit Sachsen zu einem Königreiche vereinigt werden, verließ auch Brühl die Sache Maria Theresia's und schloß am 1. November 1741 zu Frankfurt am Main mit Preußen und Baiern ein Bündniß, wodurch Preußen Niederschlesien, das ganze Land diesseits der Neiße, die Stadt Neiße und ein Landstrich längs des Neißeflusses gewährleistet wurde, dagegen sollte Sachsen

Oberschlesien erhalten. Sachsen erklärte nun in einem Manifeste (vom 28. October), „daß die pragmatische Sanktion wegen des Widerspruches so vieler anderer Mächte und weil sie Maria Theresia selbst durch Annahme eines Mitregenten (ihres Gemahls Franz Stephan) verletzt habe, nicht mehr gültig und damit die sächsische Verzichtleistung nicht mehr verpflichtend sei, sondern nun das nähere Recht der ältesten Tochter von Leopolds I. ältestem Sohne seine Kraft ausübe."

Der vorläufige Vertrag zu Kleinschnellendorf vom 9. October, den England zwischen Preußen und Oesterreich zu Stande gebracht hatte, bestätigte also nicht die Hoffnungen auf Frieden, vielmehr rückten noch im October 14,000 Preußen, 22,000 Sachsen unter Graf Rutowski, ein französisches Corps unter dem Marschall Moritz von Sachsen, und ein bairisches in Böhmen ein und nahmen am 26. November Prag ein; der Kurfürst Carl Albrecht empfing die Huldigung als König von Böhmen; gleichzeitig waren die Preußen unter dem Feldmarschall Schwerin in Mähren eingerückt. Da zu derselben Zeit der österreichische General Khevenhüller sich mit dem von den Ungarn zusammengebrachten Heere wieder Oberösterreichs und sogar Baierns bemächtigte, neigte sich Sachsen abermals einer anderen Politik zu, und Friedrich II. hielt es daher für nothwendig, sich in eigener Person nach Dresden zu begeben, um den König August in einem innigen Anschlusse an sein Bündniß zu bestärken. Er erzählt selbst über diesen Besuch, der in die Mitte des Januar 1742 fiel:

— „Der König wollte nach Dresden gehn. Er ließ Herrn von Valori einen Tag früher abreisen, damit er die Gesinnungen erforsche und sie auf die Vorschläge, die man ihnen machen wollte, vorbereite. Man war dahin übereingekommen, daß Herr von Valori dem Könige bei seiner Ankunft

einen Wink geben solle. Dies geschah, und sobald dieser Fürst die Ceremonie der ersten üblichen Complimente hinter sich hatte, unterhielt er sich mit dem Grafen von *** (Brühl) über seinen Plan. Hier ist das Resumé, um es aber wohl zu verstehn, muß man einen weitern Rückblick thun.

„Der verstorbene König von Polen August II. hatte für die Hinterlassenschaft Kaiser Karls VI. einen Theilungsplan entworfen. Der Wiener Hof kam dahinter. Als der Fürst von Lichtenstein 1735 unter der Regierung August III. durch Dresden reiste, versicherte er, unzufrieden mit dem Minister und Günstlinge Grafen Sulkowski, ***, daß wenn er ihm diesen Theilungsplan verschaffen könne, er und sein Hof Nichts unterlassen würden, Sulkowski zu verderben und ihm dessen Platz zu verschaffen. *** war perfide genug, diesen Vorschlag anzunehmen. Er ließ diese Schrift kopiren und stellte sie dem Fürsten von Lichtenstein zu. Als sich nun die Sachsen gegen das Haus Oesterreich erklärten und gerade vor der Ankunft des Königs, schickte die Königin von Ungarn ein altes Fräulein von Kling, Intriguantin von Profession, die an der Erziehung der Königin von Polen Antheil gehabt hatte, nach Dresden; sie maskirte den ihr anvertrauten Auftrag mit dem Vorwande einer gewöhnlichen Reise, ihr wirklicher Zweck war aber, sich einer Fürstin wieder zu nähern, mit der sie so lange in Verbindung gestanden hatte. Kaum war sie in Dresden angekommen, so begab sie sich zum Grafen ***, und nachdem sie ihn bei Seite genommen hatte, zog sie diesen Theilungsplan aus der Tasche und sagte zu ihm: „„Kennen Sie dies hier? versprechen Sie mir sogleich, zu bewirken, daß die Sachsen sich aus Böhmen zurückziehn, oder ich entdecke Ihren Verrath und verderbe Sie."" *** versprach, was sie wollte, außerdem wagte er aus Furcht nicht, den König

zu beleidigen, und es wiederstrebte ihm, die sächsischen Truppen in die Hand eines Nachbars zu liefern, den er sechs Monate vorher noch seiner Staaten hatte berauben wollen. Man nehme noch hinzu, daß *** sich nur mit Widerstreben zur Machterhöhung des Kurfürsten von Baiern hergab, dem er die kaiserliche Würde beneidete. Nachdem er mit diesen verschiedenen Gefühlen gekämpft hatte, trug die Furcht den Sieg davon; aus Furcht überließ er dem Könige die sächsischen Truppen, fest entschlossen, sie so bald als möglich wieder zurückzuziehn.

„Nachmittags fand eine Conferenz beim Könige statt. Graf ***, der Graf von Sachsen, Valori, Herr Desaleur und der Graf Rutowski waren dabei anwesend. Der König setzte ihnen die Mittel auseinander, die er für die zuträglichsten hielt, Herrn de Ségur und Baiern zu retten; er hatte eine Karte von Mähren, auf der er ihnen seinen Feldzugsplan erklärte. Seine Absicht war, von allen Seiten über die Quartiere der Oesterreicher herzufallen. In Folge dessen sollte Herr von Broglio den Prinzen von Lothringen angreifen, der auf der Seite von Frauenberg die feindliche Armee kommandirte, während die Preußen und Sachsen ihn gegen Iglau hin in die Flanke nehmen würden. — — Ueber diese Unterhandlung kam der König von Polen in das Zimmer. Nach einigen Höflichkeitsbezeigungen wollte der König ihm wenigstens die Ehre anthun, ihm mitzutheilen, wozu man seine Truppen bestimmt habe. Graf *** hatte schnell die Karte von Mähren zusammengefaltet; der König verlangte sie wieder von ihm, man breitete sie von Neuem aus, und dieser Fürst spielte nun gewissermaßen den Marktschreier, indem er seine Waare so gut als möglich anpries; er stützte sich besonders darauf, daß der König von Polen niemals

Mähren bekommen würde, wenn er sich nicht die Mühe gäbe, es zu nehmen. August III. antwortete zu Allem „Ja" mit einer Miene der Ueberzeugung, in die sich die Langeweile mischte. ***, den diese Unterhaltung beunruhigte, unterbrach sie, indem er seinem Herrn bemerklich machte, daß die Oper anfangen solle. Hätte es auch zehn Königreiche zu erobern gegeben, sie würden den König von Polen nicht eine Minute länger aufgehalten haben. Man ging also in die Oper und der König erhielt trotz Aller, die sich dem widersetzten, einen endlichen Bescheid. Man mußte die Sache forciren, wie man einen Platz mit Sturm nimmt: es war dies das einzige Mittel, an diesem Hofe zu reussiren.

„Am folgenden Tage um sechs Uhr Morgens ließ der König den Pater Guarini einladen, der gleichzeitig eine Art von Günstling, Minister, Hofnarr und Beichtvater war. Der Fürst sprach so zu ihm, daß er ihn überzeugte, er wolle nur durch ihn zum Ziele kommen, und die Feinheit dieses Italieners ließ sich von seinem Stolze hintergehn. Als der Pater Guarini den König verließ, begab er sich zu seinem Herrn und bestärkte ihn in dem gefaßten Entschlusse. Endlich reiste der König von Dresden ab, nachdem er alle Hindernisse überwunden hatte, den schlechten Willen des Grafen ***, die geringe Entschlossenheit Augusts III. und die Winkelzüge des Grafen von Sachsen, der, wenig mit Baiern beschäftigt, noch immer die Kurländischen Chimären im Kopfe hatte."

Nachdem Friedrich also erlangt hatte, daß die sächsischen Truppen unter seinen Befehl gestellt würden, begab er sich über Prag wieder an die Spitze der Armee und begann die Belagerung Brünns; Sachsen, für das er dieses Land erobern wollte, verweigerte ihm aber sogar das Belagerungsgeschütz, angeblich, weil es an Geld fehle, und doch hatte August III.

so eben erst den großen grünen Diamanten für die Kunstkammer mit 400,000 Thalern bezahlt. Ueberhaupt zeigten die Sachsen, nachdem sie sich am 10. Februar wirklich mit den Preussen vereinigt hatten, keine große Lust, dieselben thätig zu unterstützen, was Friedrich auch zum Theil bewog, sich aus Mähren zurückzuziehn; nun trennten sich die Sachsen ganz von ihm und zogen sich in den Saatzer Kreis nach Böhmen zurück. Die Schlacht von Czaslau und Chotusitz am 17. Mai, an der die Sachsen gar nicht theilnahmen entschied diesen Feldzug, den der Friede zu Breslau beendigte.

In welcher Abhängigkeit und Unwissenheit Brühl seinen König zu erhalten wußte, darüber sagt Friedrich II.: „August III. war so wenig über die Verwendung seiner Truppen unterrichtet, daß, als Graf Wartensleben an ihn abgesandt worden, ihm im Namen seines Alliirten den Sieg von Czaslau anzukündigen, er ihn fragte, ob sich seine Truppen dabei gut benommen hätten? Wartensleben erwiderte ihm, daß sie gar nicht dabei gewesen seien und daß sie sich schon lange vor der Schlacht in den Saatzer Kreis an der sächsischen Gränze zurückgezogen hätten. Der König schien darüber erstaunt; er rief Brühl, der ihn durch schlechte Gründe zu besänftigen wußte."

Am 11. Juni wurden zu Breslau die Friedensprälimінarien zwischen Oesterreich und Preussen eröffnet, in denen Schlesien Friedrich II. überlassen wurde, am 23. trat Sachsen dem Frieden bei und erlangte Nichts, mußte sich dagegen nur verpflichten, innerhalb vierzehn Tagen seine Truppen von den französischen zu trennen und aus den Besitzungen der Königin von Ungarn zu ziehn. Wagners Geschichte Polens fügt hinzu: „Der Verfasser des Lebens des Grafen von Brühl will wissen, daß in den vorläufigen Friedensbe-

dingungen ein geheimer Artikel befindlich gewesen, durch welchen von der Königin an Sachsen einige böhmische Kreise, und zwar, wie er sich an einem andern Orte deutlicher erkläret, die Kreise diesseits der Eger abgetreten wurden, wiewohl dieser Artikel zwar mit gutem Willen des sächsischen Hofes im vollständigen Friedensschlusse ausgelassen worden. Dies läßt sich mit dem, was der sächsische Hof 1745 in seinen Anmerkungen auf das damalige preußische Manifest berichtet, nicht gar wohl reimen, daß nämlich der König von Preußen zu Dresden die Erklärung gethan habe, daß der Friede, dessen vorläufige Bedingungen er zu Breslau unterzeichnet, den König von Polen gar nicht hindern solle, bei dem Bündnisse mit dem Kaiser und Frankreich zu verharren, und daß es jetzt die höchste Zeit sei, gegen die Königin von Ungarn auf's Geschwindeste die Feindseligkeiten fortzusetzen, wobei man von keiner Einmischung oder Hinderung des Königs von Preußen etwas besorgen dürfe. Genug, Sachsen hielt es nicht für rathsam, den Krieg wider die Königin von Ungarn fortzusetzen, sobald der preussische Minister in Gegenwart des englischen an diesem Hofe erklärte, daß, wenn der König von Polen sein Heer aus Böhmen ziehen werde, Sachsen nichts zu fürchten haben solle. Dergestalt ward schon zu Ende des Junius der Waffenstillstand bei dem sächsischen Heere in Böhmen bekannt gemacht, und den 9. Julius waren sie schon auf der sächsischen Gränze angekommen. Ja, man bemerkte, daß sich dieser Hof immer mehr von dem preussischen trennte und dagegen genauer mit dem Wiener verband. Im September erfolgte der wirkliche Friedensschluß, und bald darauf machte der König von Polen bekannt, daß, da blos die Verwirrung der Zeitläufte, durch welche die pragmatische Sanktion angefochten worden, den Bruch der Freund-

schaft und des guten Vernehmens zwischen ihm und der Königin von Ungarn veranlaßt hätten, er, sobald diese Umstände weggefallen seien, keinen Augenblick verlieren wolle, sich mit ihr vollkommen zu versöhnen und die alte Freundschaft zwischen dem sächsischen und österreichischen Hause wieder herzustellen. Er erkläre also, daß er, seine Erben, Nachkommen und alle seine Staaten von nun an zu allen Zeiten mit der Königin von Ungarn, ihren Erben und Nachkommen vollkommene Einigkeit und aufrichtige Freundschaft unterhalten und niemals zugeben wollten, daß weder öffentlich noch heimlich auf einigerlei Art Feindseligkeit ausgeübt werde. Er wolle niemals einigem Fürsten wider die Königin Beistand leisten, viel weniger ein Bündniß schließen, welches diesem Friedensvertrage hinderlich und zuwider sein könnte, sondern vielmehr alle seine Kräfte zu Abwendung der Gefahr aufbieten, mit welcher die Königin und ihre Länder von andern bedroht werden möchten, und überhaupt wolle er auf's Baldigste mit der Königin eine genaue Verbindung eingehn, welche den Vortheilen ihrer beiden Höfe gemäß und den zu Breslau unterzeichneten Friedensbedingungen auf keine Art nachtheilig sei."

Hatte Sachsen bei der Kaiserwahl am 24. Januar 1742 dem Kurfürsten von Baiern, der als Karl VII. wirklich gewählt wurde, seine Stimme gegeben, so neigte es sich jetzt doch wieder entschieden Maria Theresia zu und trat im Mai 1743 zu Warschau mit ihr und England zu einem geheimen Defensivbündnisse zusammen; bei Brühl hatte dahin theils Bestechung durch die Kaiserin, theils die alte Furcht vor dem Fräulein von Kling gewirkt. Ein weiterer Vertrag zu Wien vom 20. December 1743 garantirte Maria Theresia die pragmatische Sanktion, bedrohte damit also Preussen in seinem

schlesischen Besitze. Friedrich II. trat dagegen mit Kaiser Karl VII., der Pfalz, Schweden, Hessen und Frankreich zu der Frankfurter Union zusammen (22. Mai), welche gegenseitige Unterstützung festsetzte und die Anerkennung des Kaisers durch Oesterreich auf gütliche Weise zu bewirken bestrebte; der Wiener Hof argwöhnte allerdings, es sei dabei auch auf die Eroberung Böhmens für Karl VII. abgesehen. Auch Sachsen wurde zum Beitritte zu dieser Coalition aufgefordert, Brühl schlug ihn aber aus.

In Folge dieses Vertrages rückte Friedrich mit 60,000 Mann, während die Franzosen dem österreichischen Heere am Rhein gegenüberstanden und die Kaiserlichen, Pfälzer und Hessen Baiern entsetzen sollten, Mitte August 1744 durch Sachsen auf Böhmen, das damals von Truppen entblößt war. August und sein allmächtiger Minister flohen von Dresden und überließen Sachsen seinem Schicksale. Friedrich II. sagt: „der Kaiser hatte Requisitionsbriefe an den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen abgesandt, in denen er ihn um freien Durchzug durch seine Staaten für die preußischen Hülfstruppen, die in Böhmen einrücken sollten, ersuchte. August befand sich damals zu Warschau. Diese Briefe wurden seinen Ministern zugestellt, die in seiner Abwesenheit Sachsen regierten. Die Sachsen waren über diese Zumuthung bestürzt, sie wollten Zeit gewinnen, aber die Preußen waren schon auf ihrem Territorium. Sie protestirten und schrien unnützerweise gegen einen Schritt, dessen Hauptzweck war, zu verhindern, daß das Reich nicht den Schimpf erlitte, seinen Kaiser unterdrücken und entthronen zu sehn. Während man in Dresden murrte, zu Warschau wüthend war, sich in London überrascht sah und die Furcht sich in Wien regte, marschirte der König direkt auf Pirna, wo sich die Regimen-

ter des Herzogthums Magdeburg, die ihren Weg über Leipzig genommen hatten, vereinigten. Ganz Sachsen war in Bewegung. Die Truppen sammelten sich in Abtheilungen in der Umgegend Dresdens, man beeilte sich, diese Hauptstadt zu befestigen. — Die sächsische Minister wollten Stolz zeigen und waren doch von Furcht befangen, einerseits bewilligten sie zu viel und verweigerten wieder hartnäckig unbedeutende Sachen. Hätte der König sich dieses Landes bemächtigen wollen, so würde dies in acht Tagen geschehen sein. Endlich leisteten sie allen Beistand, liehen Schiffe zum Uebergange über die Elbe, ließen die mit Lebensmittel beladene Flotte mitten durch Dresden passiren, aber man verdoppelte daselbst die Garnison, die Kanonen wurden aufgefahren, die Thore verschlossen und verbarrikadirt und man verweigerte den preußischen Offizieren den Eintritt. Dieses Benehmen der Sachsen kündigte deutlich ihren schlechten Willen an."

Der Feldzug, der sich anfangs durch die Einnahme von Prag für die Preußen glücklich gestaltete, nahm bald eine andere Wendung, als der Herzog Karl von Lothringen vom Rhein nach Böhmen zurückkehrte und Sachsen trotz Friedrichs Abmahnungen sich feindselig zu zeigen begann und der Königin von Ungarn vertragsgemäß selbst Hülfstruppen stellte; die geringe Betheiligung der Franzosen nöthigte die Preußen endlich, sich nach Schlesien zurückzuziehn, und auch die Besatzung von Prag wurde vertrieben und von den Sachsen unter dem Chevalier von Sachsen hart gedrängt, konnte aber von diesen nicht von der schlesischen Gränze abgeschnitten werden; ein großer Theil Schlesiens fiel wieder in Maria Theresiens Hand.

Am 8. Januar 1745 schlossen Oesterreich, England, die Generalstaaten und Sachsen ein neues Bündniß zu Dresden,

das Friedrich arg bedrohte und ihn besonders gegen Sachsen erbitterte.

„In der That", sagt er, — „hatte der König von Polen Nichts unterlassen, den König von Preußen unversöhnlich zu machen. Seit Anfang 1744 hatte August sich bemüht, die Republik Polen in das Bündniß, das er mit Oestreich abgeschlossen hatte, und das nichts als eine Erneuerung der Garantie der pragmatischen Sanction war, zu ziehn. Nach dem Vertrage des Königs von Polen mit der Königin von Ungarn hatte er im Falle eines Krieges ihr nicht mehr als 6000 Mann zu stellen. Sobald die Preußen in Böhmen waren, vereinigten sich 22,000 Sachsen mit den Oesterreichern, und Sachsen untersagte den Preußen den Durchgang von Lebensmitteln und Kriegsmunition; das war mit einer förmlichen Kriegserklärung gleichbedeutend. Der König von Preußen glaubte diese gegen ihn so erbitterten Nachbarn benachrichtigen zu müssen, daß sie sich selbst dadurch böse Folgen zuziehn würden: diese vielleicht unzeitige Erklärung erbitterte ihre Eigenliebe und vermehrte noch den Haß, den sie gegen Preußen hegten. Als diese Böhmen verließen, schrieb Graf Brühl ihr Unglück seiner Geschicklichkeit zu; er sagte, die Königin von Ungarn verdanke Böhmen der Tapferkeit der sächsischen Truppen, und rühmte sich, die Preußen daraus vertrieben zu haben."

Der König beschuldigt Brühl nun der gehässigen Umtriebe bei dem polnischen Reichstage, um diesen zum Kriege gegen Preußen zu bewegen.

„Sobald Brühl nach Dresden zurückgekehrt war, sandte er seinen ersten Gehülfen und Vertrauensmann, einen gewissen Saul, an den Wiener Hof, um mit Bartenstein, dem Minister der Königin, die Theilung Schlesiens zu verabreden.

Man fügte dem Warschauer Vertrage einen geheimen Artikel zu. Man versprach dem Könige von Polen die Fürstenthümer Glogau und Sagan; er verpflichtete sich dagegen, seine Truppen in Schlesien offensiv auftreten zu lassen, auf seine Ansprüche an die Kaiserkrone zu verzichten und seine Stimme dem Großherzog zu Toscana zu geben, außerdem erbot er sich, seine Hülfstruppen auf 30,000 Mann zu verstärken."

Außerdem sollte Brühl das Reichsfürstenthum Teschen erhalten.

Am 18. Januar nämlich war Kaiser Karl VII. gestorben; Frankreich trug durch seinen Gesandten Herrn von Valori die erledigte Krone August III. an, um ihn auf seine Seite und von Maria Theresia abzuziehn, aber dieser Antrag, so verlockend er auch schien, mußte zurückgewiesen werden, weil die früheren Verträge Sachsen banden; die Antwort, welche der Gesandte erhielt, lautete, „die Kurfürsten wählten den Kaiser und es bedürfe nicht der fremden Einmischung dabei." Sachsen gab im Gegentheil seine Wahlstimme dem Gemahle der Königin von Ungarn, dem Erzherzoge Franz Stephan von Toscana. So uneigennützig auch in diesem Falle Sachsens Politik erscheinen dürfte, darf nicht vergessen werden, daß August mit Annahme einer andern die polnische Krone niederlegen mußte und daß ihm andererseits England Hülfsgelder und Unterstützung versprochen hatte, um den Thron von Polen in seiner Familie erblich zu machen; außerdem war die Kaiserin um jene Zeit so im Waffenglücke, daß Brühl gar nicht mehr an Preußens vollständigem Sturze uud ihrem Siege zweifelte. Er ging deshalb sogar so weit, den geheimen Leipziger Bund vom 18. Mai 1745 zu schließen, in dem Preußen förmlich vertheilt wurde und Sachsen das Herzogthum Magdeburg, den

Saalkreis, das Fürstenthum Krossen, den Züllichauer Kreis, und Theile der Lausitz erhalten sollte.

Die am 4. Juni geschlagene Hohenfriedberger Schlacht, so wie die bei Sorr am 20. September, an denen auch die Sachsen theilgenommen hatten, wandte inzwischen das Glück wieder auf Preußens Seite. Der König Friedrich zeigte sich demnach zu Unterhandlungen geneigt, falls man ihm Schlesien überlassen wolle, aber Maria Theresia und Brühl hatten jede Unterhandlungen stolz verworfen. In Frankfurt war bereits bei Gelegenheit der Wahl und Krönung Franz Stephans zum römischen Kaiser ein Plan beschlossen worden, den Brühl in seinem Hasse entworfen hatte. In dem Manifeste, das Friedrich gegen Sachsen publizirte, hatte er nämlich Ausdrücke gebraucht, die Brühl unversöhnlich verletzten; es hieß da:

„Während so viel Abscheulichkeiten in Schlesien geschehen und der Himmel, der gerechte Rächer der Verbrechen, sie auf so deutliche, glänzende und strenge Weise bestrafte, behauptete man in Dresden kalt, daß Sachsen gar nicht im Kriege mit Preußen sei, daß der Herzog von Weißenfels und die unter seinen Befehlen stehenden Truppen gar nicht die Erbstaaten des Königs, sondern nur seine neuen Erwerbungen angegriffen hätten. Das Dresdener Ministerium schmeichelte sich mit dieser Art betrüglichen Raisonnements, als ob kleine scholastische Deuteleien hinreichende Gründe wären, die Ungesetzlichkeit seines Verfahrens zu rechtfertigen."

An einer andern Stelle des Manifestes hieß es: „Hier schien endlich das Ziel der Geduld und Mäßigung des Königs zu liegen; aber Seine Majestät, die mit einem Nachbarvolke Mitleid hatten, daß an den ihr zugefügten Belei=

digungen unschuldig war, und die das unvermeidliche Unglück und Elend des Krieges kannten, verschoben noch einmal die gerechten Folgen ihrer Empfindlichkeit, um neue Wege des Vergleichs mit dem Dresdener Hofe zu suchen. Nach diesen neuen und letzten Weigerungen, welche Ihre Majestät erhielten, läßt sich voraussetzen, daß das Zutrauen des Königs von Polen durch die unwürdige Perfidie seiner Minister getäuscht worden ist."

Der König fügt in seinen Oeuvres posthumes über Brühl hinzu: „Man muß gestehn, daß Brühl durch diese Stellen heftig angegriffen worden war und daß Niemand darüber in Zweifel bleiben konnte, denn die Minister, die man im Plural nannte, waren eher seine Commis als seines Gleichen."

Ueber erwähnten, in Frankfurt abgeschlossenen Plan sagt Friedrich II.: „Seit der Vermählung des Prinzen Thronfolger von Schweden mit der Prinzessin Ulrike, Schwester des Königs, waren die Schweden theilweise für die preußischen Interessen. Herr von Rudenschild und Herr Wolfenstirna, schwedische Minister, der eine beim Berliner, der andere beim Dresdener Hofe, waren besonders an die Person des Königs attachirt. Wolfenstirna war in dem Hause Brühls gut bekannt; er machte mit dem Minister bei'm Spiel Parthie. Brühl war in seiner Gegenwart nicht so vorsichtig, wie ein erster Minister, der die Geheimnisse seines Herrn zu bewahren hat, es gewöhnlich gegen alle Welt sein soll. Wolfenstirna entdeckte ohne Mühe, daß der Plan des Wiener und Dresdener Hofes der war, die Armee des Prinzen von Lothringen durch Sachsen zu schicken, wo sie sich mit den sächsischen Truppen vereinigen und dann während des Winters direkt auf Berlin marschiren sollte; er theilte Rudenschild

seine Entdeckung mit, und dieser benachrichtigte den König davon am 8. November, dem Tage, an dem man die Trophäen von Friedberg und Sorr in den Kirchen aufhing. Rudenschild fügte hinzu, dieser Plan sei von Brühl entworfen, von Bartenstein korrigirt, von Rutowski erweitert und durch Saul der Königin von Ungarn nach Frankfurt zugesandt worden, daß Brühl überzeugt sei, man werde Preußen durch diesen Schlag niederschmettern, und daß diese feste Zuversicht den Wiener und Dresdener Hof verhindert habe, den friedlichen Gefühlen des Königs von England beizustimmen, daß man ferner noch die preußische Beute derartig getheilt habe, daß der König von Polen die Erzbisthümer Magdeburg, Halberstadt mit Halle und seinem Territorium erhalten und die Kaiserin sich Schlesien wiedernehmen solle."

Der König beschloß nun, der Gefahr dadurch zuvorzukommen, daß er selbst angreife. Am 23. November fiel er an der Spitze von 80,000 Mann in die Lausitz ein, schlug die Sachsen bei Hennersdorf, ockupirte das ganze Land und ließ auch Leipzig besetzen; jetzt machte er August III. neue Friedensvorschläge, da ihm viel daran lag, die Sachsen von Oesterreichs Seite abzuziehn, August und Brühl aber verließen schleunigst Dresden und flohen nach Prag, von wo aus sie jede ernstliche Unterhandlung zurückwiesen. Inzwischen hatte Graf Rutowski die sächsische Armee in der Gegend von Dresden zusammengezogen und versuchte sich mit der österreichischen Hauptmacht zu vereinigen, wurde aber bei Kesselsdorf am 15. December vollständig von den Preußen geschlagen, während die Oesterreicher unter Herzog Karl ganz in der Nähe standen, und mußte sich mit letzteren nach Böhmen zurückziehen.

Dresden stand jetzt offen, und sein Kommandant, Gene-

ral Bose, kapitulirte am 18. December auf die Bedingungen, daß alles Kriegsmaterial an die Preußen ausgeliefert würde und die Stadt die Plünderung abkaufen sollte; eine Menge von Offizieren wurde für kriegsgefangen erklärt, die Miliz entwaffnet und unter die preußischen Truppen gesteckt. Auch zwei Söhne und drei Töchter Augusts befanden sich noch zu Dresden, wurden von dem Sieger aber achtungsvoll behandelt, wie dieser auch das Schloß mit allen seinen Kostbarkeiten schonte. die Folge des preußischen Waffenglücks war der am 25. December erfolgende Abschluß des Friedens mit Oesterreich und Sachsen, der für letzteres wieder nur Demüthigungen enthielt.

Friedrich versprach zwar, die sächsischen Staaten innerhalb fünfzehn Tagen zu räumen, dagegen mußte Sachsen seinen Besitz Schlesiens anerkennen und Freundschaft geloben, die Stadt Fürstenberg nebst Schidlo und den Oberzoll gegen eine Schadloshaltung abtreten, sich zur Aufrechterhaltung der protestantischen Religion verpflichten und außer den bisher von den Preußen erhobenen Contributionen bis zur nächsten Ostermesse noch 1,000000 Thaler in Gold zahlen. Die Räumung Sachsens erfolgte wirklich noch in demselben Monate.

Drittes Kapitel.

Allianz zwischen Oesterreich, Rußland, Frankreich und Sachsen. — Mentzels Verrath. — Herr von Malzahn. — Friedrich II. und der Anfang des siebenjärigen Krieges. — Charakteristik des Grafen von Brühl. — Derselbe läßt seine polnische Abkunft gerichtlich bestätigen. — Seine Religiösität. — Abreise Augusts III. und des Grafen von Brühl nach Polen. — Die Kurfürstin verweigert die Herausgabe der Original-Dokumente, liefert sie aber endlich an den preußischen General von Wilich aus. — Friedrich II. Rechtfertigungsschrift. — Die Gefangennehmung der ganzen sächsischen Armee. — Desertionen.

Wäre August III. ein anderer Mann gewesen, als er wirklich war, oder hätte er bessere, edler denkende Rathgeber zur Seite gehabt, als diejenigen, welche die Geschichte kennt, oder aber auch hätte er jene Liebe zu seinem Volke gefühlt, welche allein hinreichend ist, ihm ein ehernes Denkmal in den Herzen Aller emporzuführen: wahrlich! er würde besser gewirthschaftet, sich mit seinen bisherigen unglücklichen Erfolgen begnügt und nicht darnach getrachtet haben, immer von Neuem den preußischen Herrscher seine Abneigung fühlen zu lassen.

Graf Heinrich von Brühl, den man bis zum Tode Augusts III. als dessen rechte Hand bezeichnen kann, war kein Mann, von dem sich Segen und Gedeihen für ein Land erwarten ließ; dagegen aber verstand er es auf das Allervortrefflichste, sich seinem königlichen Herrn unentbehrlich zu machen, allerdings eine sehr große Kunst, wenn sie auf Edelsinn und Hoheit basirt. Bei Brühl war dies leider nicht der Fall. August verlangte von seinem Minister nichts weiter, als Geld und daß dieser selbst den glänzendsten Aufwand mache. Dazu ließ sich Brühl nicht vergeblich antreiben. Fast übertraf er

den König in Allem, was Luxus heißt. Er hielt allein zweihundert Domestiken und hatte eine eigene Garde, die er weit besser bezahlte als der König die seinige; seine Speise war die köstlichste und seine Garderobe die glänzendste.

Wer August III. und seinen Minister, ihre Palais, Domestiken, Equipagen, Garde u. s. w. betrachtete, gerieth in Zweifel, wer von beiden König sei!

Friedrich der Große sagt sehr treffend über den Grafen Brühl:

„Brühl war der Mann dieses Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schön frisirten und parfümirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete!“

Brühl galt Alles bei August III., aber nie ist auch ein Monarch mit größerer wahrhaft sklavischer Ergebenheit bedient, als August III. von seinem Minister, der allen Uebrigen gegenüber entschiedener Despot war! Er verband zwei Naturen in sich, die des Sklaven und die des Herrschers, und obwohl diese Naturen höchst verschieden sind, so werden sie doch gewöhnlich bei solchen Charaktern, wie Brühl war, angetroffen. Es ist, als wollten diese Art von Menschen sich dafür, daß sie Einem gegenüber Sklaven sind, dadurch entschädigen, daß sie alle Uebrigen zu ihren Sklaven machen. So durfte z. B. kein Lakai zum Könige eintreten, wenn er nicht zuvor die Genehmigung des Ministers empfangen hatte; besuchte der König die Kapelle, dann ließ Brühl vorher schon alle Wege von Zuschauern und Begegnenden frei machen. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß der Graf Brühl trotz alledem ein gottesfürchtiger, die Religion liebender und ausübender Mann war, so läßt sich

leicht das Räthsel, welches der Charakter dieses Ministers uns darbietet.

Was uns betrifft, so sind wir vollständig geneigt, seine ganze Religiösität für eine abgefeimte Schurkerei zu halten. Brühl war ein zu kluger Mann, um nicht gewußt zu haben, daß erst spätere Zeiten über ihn urtheilen würden. Er hatte nicht nur die Absicht, seine Zeit zu täuschen, zu hintergehen und zu betrügen, nein! er wollte auch die nachfolgenden Jahrhunderte täuschen, hintergehen und betrügen!

Jeder wahrhaft christliche Mensch kann unmöglich eines Einzigen wegen ein ganzes Volk an den Bettelstab bringen und den geschichtlichen Werth eines ganzen Königreichs deshalb zur Seifenblase werden lassen. Und das hat Brühl mit Sachsen gethan! Fast den ganzen Tag hielt er sich in der Nähe des Königs auf, nicht um diesen mit den Regierungsgeschäften bekannt zu machen, oder um ihm einen Rath zu ertheilen. Regierungsgeschäfte hätten den König ermüden können, und rathen brauchte er ihm auch nicht, da August III. nicht regierte, sondern durch ihn, seinen Minister, regieren ließ. Er sprach überhaupt mit dem Könige sehr wenig, wenn er sich bei ihm befand; er war nur um ihn, weil er dadurch verhütete, daß irgend ein Anderer zu ihm kam. Der König ging fortwährend müßig im Zimmer umher, wenn man Tabackrauchen nicht Arbeit nennen will, wozu doch schwerlich Jemand Lust haben wird, und Brühl verhielt sich in einer schweigenden Devotive. Hatte der König nun gar einmal Langeweile, dann heftete er seine Augen auf den Minister, ohne ihn zu sehen, und fragte:

„Brühl, habe ich Geld?"

„Ja, Sire!"

Die Frage wie die Antwort waren stereotyp. Aber

ebenso, wie die Frage nicht ohne Bedeutung war, ebenso wenig war es die Antwort. Frage und Antwort geben uns ein trauriges Bild von den Zuständen des damaligen sächsischen Königreichs. Die Antwort welche Brühl gab, war wahr; um sie aber wahr machen zu können, wurden die Kassen erschöpft und das arme Land mit immer mehr Schulden belastet, und da auch dies noch nicht hinreichte, die Bedürfnisse des Königs und seines Ministers zu bestreiten, so nahm man zu andren Hilfsmitteln seine Zuflucht, wozu besonders die Verminderung der Armee gehörte.

Bei alledem darf man keineswegs glauben, Brühl habe sich um die wirkliche Politik nicht gekümmert. Er that dies freilich in einer so traurigen Weise, daß es besser für Sachsen gewesen wäre, er hätte es nicht gethan.

Maria Theresia, Oesterreichs Kaiserin, hatte, wie wir wissen, durch den Frieden, welcher auf den zweiten schlesischen Krieg im Jahre 1745 folgte, an Friedrich den Großen sechs schlesische Fürstenthümer und die Grafschaft Glatz abtreten müssen. Der Verlust so schöner Länder war zu schmerzhaft für die Kaiserin, als daß sie nicht auf deren Wiedereroberung hätte sinnen sollen. Sie machten schon im nächsten Jahre (1746) ein Bündniß mit der Kaiserin von Rußland, welche eine persönliche Feindin Friedrichs war, und wußte durch den Grafen Brühl derart auch auf August III. einzuwirken, daß dieser, der doch schon so manche bittere Erfahrungen von Preußen hatte erdulden müssen, sich diesem Bündniß anschloß und zwar zu einer Zeit, wo, wie wir bereits berichteten, die Kassen des Landes erschöpft waren und die Armee hatte verringert werden müssen. Etwas Thörichteres konnte es so leicht nicht geben, und man wundert sich mit Recht darüber,

wie dies mit der gepriesenen Klugheit Brühls in Einklang zu bringen sei.

Freilich schrieb der vierte Artikel dieser geheimen Devensiv-Allianz vor, daß, wenn der König von Preußen es wagen sollte, einen Bundesgenossen von Rußland angreifen zu wollen, oder von irgend einem Bundesgenossen desselben angegriffen würde, er von allen Dreien mit Krieg überzogen werden sollte. Oesterreich wurde Schlesien, Rußland zwei Millionen rheinische Gulden und Sachsen verschiedene Theile von den preußischen Landen in Aussicht gestellt.

Inzwischen waren zwischen Frankreich und England neue Grenzstreitigkeiten in Amerika entstanden. Um nun seine deutschen Staaten nicht der Gefahr auszusetzen, von Frankreich angegriffen zu werden, verband sich der König von England mit Preußen am 16. Januar 1756. Beinahe zur nämlichen Zeit am 1. Mai 1756 schloß Frankreich ein Bündniß mit Oesterreich, worin es sich verbindlich machte, 24,000 Mann Hilfstruppen gegen Preußen zu stellen. Frankreich hatte hierbei indeß nicht die Absicht, den Ehrgeiz Maria Theresias zu unterstützen, wie es beinahe scheinen dürfte, sondern es wollte durch die Eroberung Hannovers hauptsächlich England schaden, weshalb es später die versprochene 24,000 Mann auch auf 180,000 Mann erhöhte.

Daß dies Alles mißlang, werden wir bald sehen.

Friedrich der Große, König von Preußen, war nicht nur selbst ein überaus kluger Mann, sondern er sorgte auch dafür, daß er kluge Minister und Gesandte hatte. Die Unterhandlungen zwischen Oesterreich, Frankreich, Rußland und Sachsen waren, wie natürlich, zwar sehr geheimnißvoll betrieben, dennoch gelang es dem preußischen Gesandten am Dresdener Hofe, Freiherrn von Malzahn, etwas tiefer in das politische

Gewebe der vier kontrahirenden Mächte zu blicken, als diesen selbst lieb sein konnte. Allein um seinen königlichen Herrn die nothwendigen Mittheilungen zu machen, gehörten weit größere Beweise, als sie augenblicklich zur Disposition des Herrn von Malzahn standen. Bald übrigens war von ihm ein Plan entworfen, diese Beweise herbeizuschaffen. Es befand sich in königlich sächsischen Diensten ein Mann, der zu diesem Zwecke gewonnen werden mußte. Dieser Mann war der geheime Kanzlist Mentzel, ein übrigens sehr kluges, brauchbares und käufliches Subjekt. Friedrich Wilhelm Mentzel, ältester Sohn des Hofraths und geheimen Referendar Mentzel zu Dresden, war daselbst im Jahre 1724 geboren, zu der Zeit also, von welcher wir reden, erst zweiunddreißig Jahre alt. Schon im sechszehnten Jahre seines Lebens wurde er im Königl. Kabinet als Kanzlist angestellt und hatte es in den sechszehn folgenden Jahren trotz seiner Brauchbarkeit nicht weiter, als bis zu der Stelle eines geheimen Kanzlisten bringen können. Bei seiner allbekannten Neigung, mehr zu scheinen, als er war, und demgemäß auch aufzutreten, waren seine Einkünfte keineswegs als ausreichend zu bezeichnen. Diesen Mann bemühte sich Herr von Malzahn zu gewinnen. Nach Anderen soll jedoch Friedrich Wilhelm Mentzel selbst zu dem Gesandten gekommen sein und ihm seine Dienste angeboten haben, unter der Versicherung, daß die große Verehrung, welche er für den König von Preußen empfinde, Ursache dieses Schrittes sei. Am wahrscheinlichsten ist jedoch, daß Herr von Malzahn Gelegenheit gesucht und gefunden, mit Mentzel in Berührung zu kommen, daß verschiedene Summen Geld, nahezu an 3000 Thaler, nach und nach gegeben wurden, und glänzende Versprechungen für die Zukunft den Verräther gewannen.

Mentzel theilte endlich dem Gesandten das Vorhandensein der geheimen Allianz vom Jahre 1746 mit, sowie verschiedene andere hierauf bezügliche Korrespondenzen, unter der bestimmten Versicherung, daß diese Briefschaften im geheimen Kabinet im Originale aufbewahrt würden.

Wie es beinahe scheinen will, hat Mentzel im Laufe der Zeit Gewissensbisse empfunden, denn er weigerte sich, Abschriften von den fraglichen Dokumenten anzufertigen, die Herr von Malzahn durchaus haben zu müssen vorgab. Mentzel entschuldigte sich dadurch, daß er keine Schlüssel zum Archiv besitze und er am Tage in den gewöhnlichen Arbeitsstunden die Copien doch nicht anfertigen könne. Entweder waren es, wie bereits gesagt, Gewissensbisse, die den Grund zur Weigerung Mentzels bildeten, oder er hatte es auf größere Summen Geld abgesehen. Ohne wortgetreue Abschriften konnten Herrn von Malzahn aber alle die empfangenen Mittheilungen nicht das Mindeste nützen. Er versuchte deshalb von verschiedenen Seiten auf Mentzel einzuwirken und versprach endlich, Nachschlüssel zu dem Archiv anfertigen lassen zu wollen, Mentzel solle ihm nur einen Wachsabdruck von dem betreffenden Schlüssel verschaffen. Dieser ging indeß erst dann auf dieses Ansinnen ein, nachdem Herr von Malzahn ihm versprochen hatte, die Schlüssel nicht in Dresden, sondern in Berlin fabriziren zu lassen. Daß eine neue Rolle Gold ihn am Meisten bestimmte, läßt sich kaum bezweifeln. Der Wachsabdruck wurde gemacht und direkt nach Berlin zum Könige von Preußen gesandt, der auch bald den darnach angefertigten Schlüssel seinem Dresdener Gesandten zukommen ließ.

Vom Jahre 1752 an, schlich sich Mentzel des Nachts in das Archiv und fertigte unverdrossen und ohne an die

Gefährlichkeit seines Unternehmens zu denken, die Abschriften jener im Jahre 1746 zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen abgeschlossenen Allianz, denn Frankreich trat diesem Bündniß erst später bei; auch von allen Korrespondenzen, welche auf die geheime Allianz, Bezug hatten, machte der verrätherische Mentzel die nöthigen Kopien, welche er in die Hände des Freiherrn von Malzahn und dieser wieder in die Hände seines königlichen Gebieters gelangen ließ.

Es ist wahr, daß hauptsächlich die Verschwendungssucht Mentzels, welcher er mit seinem verhältnißmäßigen geringen Einkommen nicht nach seinem Wunsch zu genügen vermochte, Schuld an seinem verrätherischen Unternehmen hatte. Mochte er nun glauben, es würde niemals verrathen werden, welche bedeutende Rolle er sich in dem politischen Drama der europäischen Staaten selber beigelegt, was schlechterdings nicht gut anzunehmen ist, da im Verhältniß doch nur wenige Beamte in dem geheimen Kabinet zu thun hatten und also leicht der Schuldige entdeckt werden konnte, oder war er der Meinung, Friedrich II. werde sich seiner ihm mittelst seines Verrathes geleisteten Dienste in der Weise erinnern, daß er ihn in den preußischen Staatsdienst anstellte, oder aber dachte er überhaupt gar nicht über die Angelegenheit nach: genug, er ging mit einer Dreistigkeit und Frechheit zu Werke, die in der That wenig Zeugniß ablegen von seiner nicht blos mittelmäßigen Klugheit. Unentdeckt konnte sein Verrath nicht bleiben, das war vorausgesehen, und er wurde auch, allerdings ziemlich spät, entdeckt. Auf Friedrich II. konnte er, wenn er geglaubt, derselbe werde ihn in seine Dienste nehmen, nicht rechnen. Dieser Monarch wußte zu gut, daß, wer einen seinen Herrn verräth, auch alle übrigen verrathen wird, sobald Zeit und Gelegenheit ihm die Hand reichen. Er hatte auch ohne=

hin damit schon genug gethan, daß er seine Schurkereien bezahlte.

Nachdem Friedrich der Große durch die ihm von Mentzel gelieferten Abschriften der zwischen Oesterreich, Rußland, Sachsen und Frankreich gepflogenen Korrespondenzen empfangen hatte, durchschaute sein kluges Auge sogleich die ganze große Gefahr, unter deren Wucht er begraben werden sollte und auch wirklich begraben worden wäre, wenn er derselben durch ein rasches Handeln nicht die Spitze genommen hätte. Friedrich der Große verlangte vom wiener Hofe eine Erklärung über seine Gesinnung, die in einer ebenso unklaren, als zweideutigen Antwort erfolgte, ihm aber nicht genügte, noch genügen konnte. Friedrich, ein Mann, der durch die große Schule des Unglücks in seinen jüngeren Jahren zum Herrscher erzogen und mit höchst seltenen Talenten ausgerüstet war, weshalb man ihn auch den Einzigen nannte, ließ in aller Stille in seinen Staaten rüsten und mit einer so großen Schnelle, daß man selbst in Preußen noch an keinen Krieg glaubte, als derselbe bereits seinen Anfang genommen hatte. Große Verdienste um diese Rüstung erwarb sich vorzüglich der preußische Kriegszahlmeister Köppen. Die Befehlshaber der preußischen Regimenter empfingen verschlossene Ordres, die erst an einem bestimmten Tage geöffnet werden sollten. Unter diesen Umständen war es rein unmöglich, daß Sachsen, welches seinem Ruin nahe war, vermuthen konnte, von Friedrich dem Großen mit einem Kriege überrascht zu werden, und selbst aber auch, wenn es eine Ahnung davon gehabt hätte, so würde es sich in seiner Ruhe nicht beeinträchtigt geglaubt haben, da es sich auf die Redlichkeit seiner Bundesgenossen verließ.

Wir zweifeln nicht, daß in der preußischen Armee Ver-

muthungen laut geworden sind, die Wahrheit selbst aber konnte bei den Vorsichtsmaßregeln des Königs von Niemandem ergründet werden. Selbst in Potsdam, wo Friedrich II. die Garnison selbst ausführte, erfuhr man von der Richtung des Marsches nichts früher, als bis man die Landstraße nach Sachsen einschlug.

Auf drei verschiedenen Straßen näherte sich die preußische Armee dem kleinen Sachsen. Die erste Abtheilung wurde von dem Schwager Friedrich des Großen, dem Herzoge Friedrich von Braunschweig über Halle, Leipzig, Freiburg u. s. w., das Centrum oder die zweite Colonne unter persönlicher Anführung des Königs am linken Elbufer über Wittenberg, Torgau, Meißen und Kesselsdorf; die dritte, welche der Herzog von Bevern befehligte, aus der Gegend von Frankfurt durch die Lausitz an das rechte Ufer der Elbe, Pirna gegenüber, an den Ort ihrer Bestimmung geführt.

Von einem panischen Schrecken über diesen unvermutheten Einmarsch ergriffen, der wegen seiner Schnelligkeit, wegen der musterhaften Ordnung, die man überall beobachtete, und wegen der genauen Berechnung, womit jeder Zug und jede Ankunft bestimmt waren, die höchste Bewunderung verdiente, zog sich die zerstreute sächsische Armee, die überhaupt nur noch aus 17,000, nach Anderen sogar nur aus 15,000 Mann bestand, überall in größter Eile zurück und bezog an der böhmischen Grenze, unweit Pirna, ein durch die Natur befestigtes Lager, wohin auch August III. und seine beiden Prinzen, Xaver und Karl, und der Graf Brühl sich begaben. Zu gleicher Zeit hatte auch der preußische Gesandte, Freiherr von Malzahn, Dresden verlassen, da man ihn sonst sehr leicht als Kriegsgefangenen behalten haben würde, wozu Sachsen nach Lage der Sachen vollständig be-

rechtigt gewesen wäre. Denn war Friedrich II. ohne Kriegserklärung in Sachsen eingedrungen, so mußte sein Gesandter als Feind Sachsens betrachtet werden. In der allgemeinen Kopflosigkeit indeß hatte wohl schwerlich Jemand in Sachsen daran gedacht. Binnen vierzehn Tagen befand sich ganz Sachsen in preußischer Gewalt. Friedrich der Große, der am 10. September 1756 ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden einzog, nahm nicht im königlichen Schlosse, sondern in einem Garten der Vorstadt sein Hauptquartier.

Wie überall, so suchte auch in Dresden der große Preußenkönig das Schreckliche des Krieges den erschrockenen Sachsen weniger fühlbar zu machen. Er begegnete Allen liebreich und herablassend, ertheilte allen auswärtigen Gesandten Audienz, vergönnte dem Magistrat und allen sächsischen Standespersonen freien Zutritt, mischte Scherz, frohe Laune und Anmuth in seine Unterhaltung, hielt offene Tafel und besuchte sogar — und das will bei Friedrich II. Viel sagen — die Kirche, machte dem Prediger eine Anzahl Flaschen Champagner zum Präsent, ließ durch seinen Feldmarschall Keith die zurückgebliebenen Mitglieder der königlichen Familie bekomplimentiren, wogegen die Königin von Sachsen ihren Besieger zur Tafel einladen und ihm einen Kammerherrn zur Bedienung anbieten ließ. Allein trotz dieser anscheinenden Freundlichkeit Friedrichs verordnete er die energischsten Maßregeln. Geld und Naturalien-Lieferungen jeder Art wurden ausgeschrieben, alle Kassen im Königreich Sachsen in Beschlag genommen, die Kanzleien in der Hauptstadt versiegelt und die Sessionszimmer der hohen Beamten geschlossen. Mehrere angesehene Staatsdiener wurden verabschiedet, die Bergwerke, die Münze

und die Porzellanfabrik mit Beschlag belegt und die ganze Munition aus dem Zeughause nach Magdeburg geschafft.

Für das ganze Verfahren Friedrichs II. konnte das sächsische Volk keinen Grund auffinden, denn außer den betheiligten und einigen Vertrauten wußte Niemand von dem Bündniß, welches Sachsen mit Oesterreich, Rußland und Frankreich eingegangen war. Friedrich der Große sah deshalb auch voraus, daß die Gewaltmaßregeln, welche er verordnete und die mit gewohnter Pünktlichkeit ausgeführt wurden, die ausgezeichnete Höflichkeit, mit der er Jedermann begegnete, bedeutend verdunkeln und daß man seinen Einbruch in Sachsen eben nicht sehr schonend beurtheilen würde. Zur Rettung seiner Ehre war es durchaus nothwendig, daß er sich des Dresdener Archivs bemächtigte, um die Originalschriften der wider ihn verbundenen Höfe zu erhalten.

Dies war jedoch keine leichte Aufgabe. Die wichtigen Dokumente waren in drei verschiedenen Zimmern des königlichen Schlosses aufbewahrt, welche mit dem Privatgemach der Königin zusammenhingen, und auch bereits eingepackt, um nach Polen abgeführt zu werden.

Friedrich II. beauftragte seinen General von Wilich, sich diese Dokumente von der Königin von Sachsen aushändigen zu lassen.

Fest überzeugt, daß man es nicht wagen würde, an der Tochter des ehemaligen römischen Kaisers Joseph I. und der Mutter der Kronprinzessin von Frankreich eine Unart zu begehen, schlug die Königin mit der höflichsten Standhaftigkeit Friedrichs Bitte um Auslieferung der Dokumente ab.

„Sagt Eurem Könige," antwortete sie dem General von Wilich, „daß ich, wenn man bei seinem Vorsatz verharre, die Thür zum Archiv mit meinem Körper decken werde.!"

„Majestät,“ rief der General, indem er ein Knie vor der Königin beugte, „Majestät, zwingen Sie mich nicht, Maßregeln der Gewalt gegen Sie anzuwenden!“

„Gewalt?“ fragte die Tochter Josephs I. und richtete sich stolz empor. „Ich glaube nicht, daß man dies wagen wird!“

Es war für Herrn von Wilich eine überaus schwierige Aufgabe, mit welcher ihn sein königlicher Gebieter betraut hatte; aber sie mußte gelöst werden und mochte es kosten, was es wollte. Dies wußte der General. Noch immer auf dem Knie liegend, ergriff er mit tiefer Ehrfurcht die Hand der Königin und sagte:

„Erlassen mir Eure Majestät, die Befehle meines Monarchen in diesem Falle auszuführen! Dieselben lauten entschieden, und ich habe kein Recht, mich ihrer Befolgung zu entziehen.“

„Nun dann, so weiche ich der physischen Gewalt!“ versetzte die Königin resignirt.

Darauf empfing der General von Wilich von ihr die betreffenden Schlüssel und man fand die gewünschten Papiere, vierzig Bände stark. Mit diesen Dokumenten allein konnte Friedrich II. auch Nichts ausrichten. Er gab sie deshalb dem damaligen geheimen Rathe, späteren Staatsminister Grafen von Herzberg mit dem Auftrage, daraus eine Rechtfertigungsschrift für den König zu machen. Dieses Werk machte, wie sich leicht denken läßt, ein ungeheures Aufsehen. Die Intriguen Sachsens wurden offen dargelegt.

Mittlerweile hatte Friedrich II. mit August III. einen Briefwechsel eröffnet und wendete alle erdenklichen Gründe und Vorstellungen an, um ein förmliches Bündniß mit demselben zu Stande zu bringen. Bei Augusts sonst doch so

schwankenden Charakter hätte sich kaum erwarten lassen, daß er sich weigern würde, auf Friedrichs Ansinnen einzugehen; dennoch that er es, auf die versprochene Hilfe Oesterreichs trotzend, er verwarf alle Anträge des preußischen Königs und versprach nur Neutralität.

Der König von Preußen, welcher sich Sachsens Politik vom Jahre 1744 sehr gut noch erinnerte, konnte sich nicht der Gefahr aussetzen, einen Feind im Rücken zu behalten, der die Proviantzufuhr auf der Elbe, ja, die Armeen selbst sehr leicht abschneiden konnte; er verlangte deshalb Beweise und Sicherheit des Gelöbnisses, und da Sachsen keines von beiden geben wollte noch konnte, so brach er schleunigst alle Unterhandlungen ab, zeigte von nun an bei Weitem mehr Ernst, verweigerte dem Könige die Pässe zu dessen Reise nach dem polnischen Reichstage und schloß sein Lager so enge als möglich ein.

Ganz ohne Grund war die Hoffnung Augusts III. auf die Hilfe Oesterreichs nicht. Maria Theresia, die wohl einsah, daß wenn sie Schlesien wieder haben wollte, sie ihre Verbündeten nicht im Stich lassen dürfe, ertheilte ihrem tapfern Feldmarschall Browne sofort den Befehl, die von Friedrich dem Großen eingeschlossenen Sachsen um jeden Preis zu befreien.

Das läßt sich nun freilich weit leichter befehlen als ausführen, selbst wenn der mit der Ausführung beauftragte Feldherr ein Mann wie Browne war. Dieser rückte zwar mit 70,000 Mann nach der sächsischen Grenze, ohne indeß in jenem Augenblick nur irgend welchen Vortheil dadurch zu erzielen. Friedrich II. hatte sich die ihm entgegen wälzende Gefahr nicht verkannt, daher sich auch bemüht, deren Kraft zu brechen. General Keith mußte mit einem ansehnlichen

Korps in Böhmen einrücken und die Oesterreicher beobachten. Auf der andern Seite sandte der König seinen Generalfeldmarschall, Grafen von Schwerin, über Glatz nach Böhmen.

Als dies Alles mit der an Friedrich II. so oft bewunderten Schnelligkeit geschehen und Oesterreich sowohl, als auch Sachsen dadurch ein drückender Hemmschuh angelegt worden war, übertrug der König plötzlich den Oberbefehl der Armee dem Markgrafen Karl, der damit das pirnasche Lager einschließen sollte; er selbst reiste zur Armee nach Böhmen.

Der Feldmarschall Browne, des von seiner kaiserlichen Gebieterin empfangenen Befehls eingedenk, versuchte noch ein Mal, sich dem sächsischen Lager zu nähern, in welchem sich bereits ein fühlbarer Mangel kund gab. Mit 10,000 Mann rückte er bis Schandau vor, wurde aber durch den General Lestewitz in gemessener Entfernung gehalten und mußte zuletzt unverrichteter Sache wieder umkehren. Damit gab er indeß die Hoffnung noch nicht auf, die bedrängten Sachsen zu befreien. Es gelang ihm, sich in Einvernehmen mit ihnen zu setzen, und er kam mit ihnen dahin überein, daß sie unter dem Schutze der Kanonen des Königsteins mittelst einer Schiffbrücke über die Elbe gehen sollten, worauf er selbst die Preußen von vorn angreifen wollte, während die Sachsen denselben in den Rücken fallen sollten.

In der Nacht zum 13. October 1756 wurde dieser Vorsatz auch wirklich, indeß mit so wenigem Glücke ausgeführt, daß die Oesterreicher den größten Theil ihrer Bagage und Artillerie verloren und mit so manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatten, daß es den Sachsen nicht möglich war, nach dem Befehle ihres Königs, einen Angriff zu wagen und sich durchzuschlagen. Der kommandirende General, Graf von Ru=

towski, schloß am dritten Tage eine Kapitulation, der zufolge sich die ganze sächsische Armee, noch aus 14,000 Mann bestehend, die drei Tage lang, ohne Speise zu nehmen, unterm Gewehr gestanden, sich am 16. October 1756 ergab. Unter diesen 14,000 Mann befanden sich allein 168 Generale und Obersten, also auf noch nicht neunzig Mann ein General oder Oberst. Dieser Umstand allein bekundet schon Brühls schlechte Wirthschaft.

Die sächsischen Soldaten sind so matt gewesen, daß sie kraftlos niedersanken und laut um Brot flehten, welches man auch in möglichster Eile unter sie vertheilte. Die Offiziere, welche im preußischen Heere keine Dienste nehmen wollten, wurden auf ihr Ehrenwort, im Laufe dieses Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, entlassen; die sächsische Armee aber ward der preußischen einverleibt.

Der Festung Königstein wurde die Neutralität, und dem Könige, der sich einige Tage vorher mit seinem Sohne und dem Grafen von Brühl, den die Geschichte mit Recht als den Stifter des Elends Sachsens bezeichnet, dahin begeben hatte, seine Durchreise nach Polen zugestanden.

Die Festung Königstein hat von jeher immer den sächsischen Monarchen und deren Minister im Fall der Noth zum sicheren Aufenthalt gedient, weil sie uneinnehmbar ist, und man sich dort oben eine ganze Lebenszeit halten kann. Daher findet man dort auch fortwährend einige Gemächer, welche stets in derjenigen Ordnung sind, den König zu jeder Zeit aufnehmen zu können. Friedrich II. hatte sie für neutral erklärt.

In einem dieser Zimmer saß auch nach jenem verhängnißvollen 16. October, der genügt hatte, die sächsische Monarchie auf eine lange Zeit zu vernichten, August III., düster

vor sich hinblickend, neben ihm der Graf von Brühl. Es war zu einigen höchst unerquicklichen Erklärungen zwischen diesen beiden Männern gekommen, als Friedrich II. eintrat, der mit der gewohnten Höflichkeit den entthronten Monarchen begrüßte.

Für einen Fürsten, der auf einmal seiner Regierung beraubt ist, muß es etwas Entsetzliches sein, vor seinem Besieger zu stehen. Er haßt diesen und dennoch muß er in schweigender Unterwürfigkeit dessen Befehle abwarten.

Nachdem August III. und Friedrich II. sich einige Sekunden sprachlos gegenüber gestanden, nahm der Erste das Wort und sagte:

„Ich bin Eurer Majestät Gefangener, dies ist außerordentlich schmerzhaft für mich!“

„Eure Majestät sind leider selbst Schuld daran,“ versetzte der König von Preußen; „indeß will ich die unangenehmen Tage so viel, wie es meiner eigenen Sicherheit wegen möglich ist, weniger fühlbar machen.“

August III., erfreut über die günstige Wendung, welche sein Schicksal zu nehmen schien, bemerkte hierauf schnell:

„Dann werden mir Eure Majestät gewiß meine Garde lassen?“

„Es würde thöricht sein,“ antwortete Friedrich der Große, „Truppen zu entlassen, die ich in meiner Gewalt habe, wodurch man mich nöthigen würde, sie zum zweiten Male gefangen zu nehmen. Alles, was ich Eurer Majestät gewähren kann, ist freies Geleit nach Polen; auch will ich Ihnen alle Fahnen, Standarten und Pauken zurückgeben! Versuchen Sie nicht, mich zu etwas Anderm zu bewegen; es würde vergebliche Mühe sein!“

Obwohl Fahnen, Standarten und Pauken zur Vervoll-

ständigung eines jeden Kriegsheeres gehören, so haben sie natürlich ohne dasselbe auch nicht den geringsten politischen Werth. Dies sah auch August III. ein, allein den unbeugsamen Charakter Friedrich II. kennend, machte er keinen Versuch, ihn zu einer Umänderung seiner Propositionen zu verleiten.

Indeß war die Gefangennehmung der ganzen sächsischen Armee mehr glänzend als vortheilhaft für die preußischen Waffen. Denn die ihrem Fürsten und Vaterlande mit ganzer Seele ergebenen Sachsen verließen bataillonsweise in Reih und Glied mit klingendem Spiel die preußischen Fahnen; sie vertrieben oder erschossen ihre Offiziere, nahmen Brot, Munitionswagen und Kassen mit und hatten nicht selten gerade Diejenigen zu ihren Anführern, auf deren Dankbarkeit Friedrich II. am Meisten gerechnet hatte, weil er sie aus sächsischen Unteroffizieren zu preußischen Offizieren hatte avanciren lassen. Wo es sich thun ließ, folgten sie ihrem Fürsten nach Polen, und die das nicht konnten, stießen zur französischen Armee. Friedrich der Große hatte derartiges zwar von vornherein vermuthet, es jedoch unmöglich zu machen, half selbst die Vorsichtsmaßregel Nichts, die Sachsen als Garnison in die verschiedenen Städte zu legen. Sie öffneten z. B. in Leipzig am hellen Tage die Thore mit Gewalt und entflohen; in Wittenberg, Pirna und anderen Orten zwangen sie durch Drohung und Gewalt die preußischen Kommandanten, sich dem Feinde zu ergeben. Selbst auf dem Schlachtfelde gingen ganze Kompagnien über und kämpften augenblicklich gegen die Preußen.

August III. reiste mit seinem unentbehrlichen Grafen von Brühl nach Polen, einem Lande, wo er zwar König, doch außerordentlich wenig geachtet war. Sachsen blieb aber keineswegs ohne Regierung. Der Graf von Brühl würde

gern die Regierung selber geleitet haben, wenn er es nicht vorgezogen hätte, bei August III. zu bleiben, jedenfalls um demselben seine Anhänglichkeit zu beweisen, oder vielleicht auch hatte er geglaubt, in Polen ein ergiebigeres Feld zur Füllung seiner Privatkasse zu finden, als Sachsen ihm augenblicklich zu bieten schien. War dies Letztere der Beweggrund seiner Abreise von Dresden, so ist derselbe von ihm unzweifelhaft bereut worden, wenn nicht früher, so doch zu der Zeit, wo er erfuhr, daß die Mitglieder der nunmehr provisorischen Regierung höchst vermögende Männer geworden seien.

Brühl hatte nämlich gemeinhin mit Günstlingen regiert, natürlich in einer Weise, welche sie ihr Abhängigkeitsverhältniß von ihm nicht vergessen lassen konnte. Wer ihm diente, mußte ihm ganz dienen, andernfalls er in Gefahr stand, nicht blos seine Stellung, sondern auch seine persönliche Freiheit zu verlieren. Er machte niemals viel Federlesen; hatte er Verdacht, daß eine seiner Kreaturen unredlich gegen ihn war, so sandte er sie in größtmöglichster Eile nach irgend einer Festung, von wo sie für ihre Lebenszeit nicht wieder entlassen wurde. Dies machte ihm getreue Diener. Zu diesen gehörten nun besonders drei Männer: erstens der Graf Christian Loß, zweitens der Kanzler Baron von Stammer, und drittens der Hofrath Hans Gotthelf von Globig. Diese drei Männer, welche aus einem Nichts hervorgegangen, zu so bedeutungsvollen Stellungen gelangten, führten nun die Regierung Sachsens. Es waren Leute, denen Alles recht und heilig ist, Reichthümer zu erwerben, und sollte dies auch selbst auf Kosten eines ganzen ohnehin schon unglücklichen und verarmten Volkes geschehen. Sie hatten es jedoch von ihrem Herrn, Grafen von Brühl, nicht anders gelernt. Verwundern kann man sich darüber auch nicht, sondern darüber nur, daß die

Sachsen einer solchen Regierung nicht überdrüssig geworden und ihren Premier-Minister sammt allen seinen Kreaturen aufgehängt haben. Nicht blos die höheren, sondern auch die niederen Beamten Sachsens, respektive Brühls, wirthschafteten in der angedeuteten Weise, vornehmlich zeichneten sich hierin die Secretaire, deren Brühl gewöhnlich acht bis zehn hatte, aus.

Die drei genannten Regenten bezeichnete man als die drei Vicekönige des Vicekönigs Brühl. Sie waren von Hause aus arm und starben als Millionäre. Auf rechtlichem Wege hätten sie ihr Vermögen bei einem so verarmten Volke nicht erwerben können. Sie hatten also in der scheußlichsten Weise betrogen und haben die Wucht des Fluches, welcher auf August III. wegen seiner miserablen Regierung liegt, nur noch erhöht. In den Thränen des Volkes badete sich auch noch eine Dame, die Gräfin Sternberg, Gemahlin des österreichischen Gesandten zu Dresden; sie empfing als Geschenke vom Hofe bis zu einer Tonne Gold. Wo das Geld in Sachsen überhaupt noch hergekommen ist, bleibt ein Räthsel. Es waren nicht blos vier oder sechs, acht Personen, die sich in der erwähnten Weise mästeten; nein, es waren deren Hunderte!

Herr von Brühl hatte übrigens, wie wir schon früher bemerkten, ein immenses Glück, und man kommt bei Betrachtung seiner Lebensverhältnisse unwillkürlich zu dem Glauben, daß der Mensch Alles, was er erlangen will, unter Anwendung der geeigneten Mittel auch erlangt, besonders wenn diese geeigneten Mittel nicht rechtlicher Natur zu sein brauchen. Brühl machte sich in der Wahl derselben niemals große Kopfschmerzen; es kam ihm nur darauf an, daß er mit Hilfe derselben seine Projekte verwirklichen konnte.

Das Glück hatte den Geheim-Raths-Sohn von seiner jüngsten Jugend an begleitet. Im Jahree 1700 (nach einer andern, aber nicht so zuverlässigen Quelle, 1706) geboren, eignete er sich bald, nachdem er denken gelernt, diejenigen Fähigkeiten an, welche ihm gestatteten, schon mit zwanzig Jahren Page der Herzogin Elisabeth zu werden. Er stieg von Stelle zu Stelle, indem er diejenigen verdrängte, die ihm im Wege waren. 1737 erhob ihn der Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand und er verband jetzt seinem Namen mit dem Namen Ocieszyno. Von nun an nannte er sich „Heinrich, des heiligen römischen Reichs Graf von Ocieszyno-Brühl," um gewissermaßen den Beweis seiner polnischen Abkunft zu liefern. Das wäre ihm indeß nicht gelungen, weil alle Welt wußte, daß er kein Pole war, wenn nicht der Gerichtshof zu Patrikau ihm dadurch entgegen gekommen wäre, daß derselbe im Jahre 1749 seine polnische Abkunft bestätigte. Schwerlich würden dergleichen Ungesetzlichkeiten in der heutigen vorkommen.

Im ersten Augenblick mag das ganze Brühl'sche Manöver, sich für einen geborenen Polen ausgeben zu lassen, höchst unschuldig erscheinen, da es sich doch eigentlich ganz gleich bleibt, ob Jemand ein Pole oder ein Sachse ist, wenn er überhaupt nur einen ehrenhaften Charakter besitzt. Der Graf Brühl hatte jedoch einen anderen Plan dabei im Auge, den damals selbst vielleicht Niemand ahnte, doch bald durch seine ganzen Machinationen an den Tag kam.

Brühl's Devise war Geld und Macht, wie die seines Fürsten, und man ist zweifelhaft, ob August III. sich nach ihm, oder er sich nach August III. gebildet hat. Denn Beide strebten nach einem und demselben Ziel, nämlich Geld erwerben!

Seine Sucht nach Reichthümern konnte Brühl in Sach-

sen nicht in der Weise befriedigen, wie er es wohl wünschen mochte, deshalb warf er sein spähendes Auge auf Polen, das noch nicht so stark gebrandschatzt worden war, wie Sachsen. Um nun dort in einer gesetzlich scheinenden Weise seine Absicht zu realisiren, war es eine Nothwendigkeit, geborener Pole zu sein.

Durch den Ausspruch des Patrikauer Gerichtshofes war er dies geworden, und hierdurch konnte es ihm erst gelingen, Starosteien und Woiwodschaften zu erwerben. Indeß wollte es ihm noch immer nicht recht gelingen, weshalb er höchst bedeutende Geschenke nach Polen selbst sandte. Die für seine Zwecke sich eignenden Polen empfingen köstliche Porzellanservice, werthvolle goldene Uhren und mit Brillanten besetzte Tabatieren; den Damen ließ er reiche Stoffe und Garnituren von Brüsseler Spitzen überreichen, und um die Stimmen der Landboten zu gewinnen, ohne welche er weder Starost, noch Woiwode werden konnte, bezahlte er jede dieser Stimmen bis zu eintausend Thalern. Er gab einen Gulden, und ließ sich dafür einen Dukaten wieder geben. Ohnehin nahm er ja die Bestechungsgelder aus den Einkünften des sächsischen Landes. Durch den Rechtsspruch von Patrikau gewann er in demselben Jahre schon das Heimathsrecht in Polen, aber erst 1758 die bedeutende Starostei Zips.

Graf Brühl mag auch noch in anderer Weise speculirt haben. Wenn nämlich Alles schief ging und er wegen seiner in Sachsen verübten Unredlichkeiten hätte zur Verantwortung gezogen werden sollen, so würden und durften dies die Polen da er dort einheimisch war, nicht zugeben. Es war hierbei ganz einerlei, ob sie ihm geneigt waren oder nicht: sie hielten mit aller Entschiedenheit daran fest, ihre Privilegien von

Niemandem verletzen zu lassen. Später bekam Brühl auch noch die Starosteien Bolinow, Lipinek und Biasezno, ward Voigt zu Bromberg und Herr zu Sierakow und Niechanow. Die Herrschaft Sierakow hatte er für zwei Millionen Gulden von der Tochter des Königs Stanislaus Leszinsky, welche Königin von Frankreich war, gekauft.

Obgleich Brühl ein wöchentliches Einkommen von eintausend Thalern hatte, täglich also ungefähr 143 Thaler, so wird doch Jedermann zugestehen müssen, daß er damit allein nicht so viele Besitzungen hätte erwerben und nicht so viele Bestechungen in Polen vornehmen können.

Außerdem besaß Brühl in Sachsen sehr bedeutende Liegenschaften; man hätte beinahe sagen können, er sei reicher, als der König. Seine Palais mit Gärten waren durch die prächtigsten Statuen, Kaskaden, Vasen, Orangerien u. s. w. die kostbarsten in ganz Dresden. Selbst in Böhmen besaß Brühl mehrere bedeutende Güter, die Maria Theresia, um ihn für ihre Pläne zu gewinnen, seiner Gemahlin geschenkt hatte. Ohne seine jährliche Einnahme von 52,000 Thalern, bezog er auch noch die üblichen diplomatischen Geschenke auswärtiger Höfe, und in den beiden ersten schlesischen Kriegen bedeutende Summen Geld, sowohl von Frankreich, als auch von England.

Bei alledem muß man aber lobend hervorheben, daß Brühl außerordentlich verschwenderisch war, also sein Geld wieder unter die Menschen brachte, obwohl sein Vermögen, als er starb, immer noch ein unermeßliches genannt werden konnte. „Ohne meine Verschwendung," sagte er stets, „würde mich der König hungern lassen." Die Möbel, Pretiosen, das Porzellan, die Garderobe, Wäsche und Silberservice allein wurden auf eine Million Thaler geschätzt, gewiß noch ein

sehr niederer Preis, da sie offenbar das Zehnfache gekostet hatten.

Die Bibliothek Brühls bestand aus 70,000 Büchern mit reich vergoldeten Einbänden und war für dieselbe ein eigener Bibliothekar in dem berühmten Heyne angestellt.

Christian Gottlob Heyne, welcher am 25. September 1729 zu Chemnitz geboren war, bezog im Jahre 1748 die Universität in Leipzig und beschäftigte sich nebenbei mit schriftstellerischen Arbeiten, um nur einigermaßen seine Existenz zu sichern. Eine lateinische Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers Lacoste durch Heyne verfertigen und sehr splendid drucken ließ, machte ihn dem Grafen Brühl bekannt. Da der Ertrag der Informationen, welche er von Zeit zu Zeit übernahm, auch noch nicht hinreichte, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu decken, so entschloß er sich auf Anrathen seiner Freunde, nach Dresden zu reisen, um sich dem Minister persönlich zu empfehlen. Seine Erwartungen verwirklichten sich jedoch für jetzt noch nicht; eine Hofmeisterstelle, welche er in Dresden anzunehmen gezwungen war, reichte nicht hin, die Schulden, welche er um dieser Reise willen hatte machen müssen, wieder zu bezahlen. Erst nach oftmals wiederholten Gesuchen ward er 1753 Bibliothar der Brühlschen Büchersammlung, wofür er ein Gehalt von jährlich 100 Thaler bezog.

Der einzige Nutzen, welchen er aus dieser Anstellung zog, war die erweiterte Bekanntschaft mit den Werken der alten Literatur, für welche seine Richtung sich bestimmt hatte. Der eintretende siebenjährige Krieg machte Heyne aber wiederum brotlos. Auf den Gipfel der Noth gebracht, fand er 1757 durch Rabeners Empfehlung in dem Hause der Frau von Schönberg eine günstige Unterstützung, deren Bruder er

im Jahre 1759 als Hofmeister nach Wittenberg begleitete. Erst im Jahre 1763 änderte sich seine traurige Lage, indem er um diese Zeit Professor der Beredsamkeit in Göttingen wurde. Er starb 1812.

Als Friedrich der Große Anfangs des siebenjährigen Krieges die Bibliothek Brühls besuchte, traf er daselbst Heyne noch an, zu dem er mit unverkennbarer Ironie sagte:

„Kommt der Graf von Brühl oft in die Bibliothek?"

Brühl hatte keine Zeit, sich um Bücher zu bekümmern, was Friedrich sehr gut wußte; auch verstand er großen Theils deren Inhalt nicht. Die Bibliothek wurde nach Brühls Tode von seinen Erben für 50,000 Thaler der Regierung verkauft; vermuthlich verstanden auch sie nichts von dem Inhalte. Brühl besaß auch eine überaus prächtige Gemäldegallerie, die zwar nicht so umfanglich, aber ungleich besser gewesen sein soll, als die des Königs. Ihr Werth wird auf hunderttausend Thaler angegeben. Katharina II. kaufte die ganze Gallerie 1768 für Czarskojeselo. Wieviel sie dafür bezahlt hat, ist nicht ermittelt worden.

Eine Kupferstichsammlung und ein Naturalienkabinet gehörten ebenfalls zum Brühlschen Hinterlassenschaft.

Brühl hatte einen wahrhaft königlichen Hofftaat, welcher aus dreihundert Personen bestand. Wir glauben nicht, daß irgend einer der jetzt lebenden Fürsten eine so umfangreiche Dienerschaft besitzt. Im Brühlschen Stalle befanden sich 300 der schönsten Pferde. Wer sich von seinen Domestiken, zu denen auch Mancher von gutem Adel gehörten, ihm treu und ergeben bewies, den beförderte er zu ebenso wichtigen, als einträglichen Staatsämtern. Einen seiner Küchenschreiber z. B. machte er zu einem General-Accise-Inspektor, u. s. w.

Bei seinem Tode befand sich in seinem Keller für einige funfzig Tausend Thaler Wein.

Das Allerreichhaltigste indeß war seine Garderobe, und wenn Graf Brühl sich in nichts Anderem lächerlich gemacht hat, so ist es mindestens in seiner Garderobe geschehen.

Friedrich der Große fand im Brühl'schen Palais allein vor: 200 Paar Schuhe, 800 kostbare Schlafröcke und 1500 Perrücken. Beim Auffinden der Letzteren konnte sich der große Preußenkönig nicht enthalten, auszurufen:

„1500 Perrücken und keinen Kopf!"

Daß dies weder sämmtliche Schuhe, noch Schlafröcke, noch Perrücken waren, läßt sich denken, da Brühl davon doch unbedingt zu seinem Gebrauch noch eine Anzahl mit nach Polen genommen hatte. Seine Bekleidungsstücke, wie sie nach seinem Tode vorgefunden wurden, schätzte man auf ungefähr funfzig Tausend Thaler. Dazu gehörten vornehmlich: 198 gestickte, 120 chamarirte, 60 brillante, 40 seidene, 34 sammtne, 24 Trauer- und 24 gewöhnliche Kleider, 30 Hüte, 140 Hutfedern, 47 Pelze, 17 Muffs. In diesem Verzeichniß sind die 200 Paar Schuhe, 800 Schlafröcke, und die 1500 Perrücken, welche Friedrich II. zu Beginn des siebenjährigen Krieges fand, nicht mit aufgeführt; sie scheinen wohl vergessen zu sein, da sich nicht gut annehmen läßt, daß Herr von Brühl nach dieser Seite hin seine Garderobe vernachlässigt hat.

In dem erwähnten Inventarium befanden sich auch noch über einhundert Uhren, etwa neuntehalb Hundert Tabatieren, gegen achtzig Degen und Hirschfänger, und was das Lächerlichste von Allem ist, für ungefähr 200 Thaler Schnupftabak; ferner 29 Rohrstöcke, 55 Etuis, 30 Notiztafeln, 87 Ringe, 67 Riechfläschchen, 240 Flaschen ungarische wohlriechende Was-

ser und Oele, 600 Flinten und Büchsen, 29 Karossen und 2 Portechaisen.

Daß trotz seiner Abhängigkeit von Brühl dennoch der König ihm zu wiederholten Malen Vorstellung über seinen ungeheuren Aufwand machte, lag in der Natur der Sache, wenn man bedenkt, daß die damalige Zeit gerade die geldärmste Sachsens war. Brühl verstand es jedoch meisterhaft, ihn auch in dieser Angelegenheit, wie in allem Uebrigen zu täuschen. Er behauptete, daß seine Gemahlin die große Kunst verstände, mit Wenigem Viel auszurichten und daß sein Hauswesen jährlich mit höchstens 20,000 Thalern zu bestreiten sei. Daß der König dies glaubte, kann gerade kein besonders günstiges Zeugniß von seinen günstigen Fähigkeiten ablegen. Brühl brauchte mindestens eine halbe Million jährlich. Brühl verstand es übrigens, immer neue Geldquellen aufzufinden, welche er nie früher verließ, als bis sie völlig erschöpft waren. Er schonte weder Wittwen- noch Waisengelder und ließ selbst die Güter der Waisen verkaufen. Für das Geld gab er Scheine, die ohne jeglichen Werth waren. Auch Menschenhandel trieb er, indem er (1751) sächsische Soldaten an die Seemächte für hohen Preis verkaufte. Gegen zwei Jahre empfingen die Beamten keine Besoldung, und die Armee, welche, wie wir wissen, im Jahre 1756 aus nur 17,000 Mann bestand, hatte er auf dem Papier 30,000 Mann stark, um, wenn der Kurfürst von den erwähnten Unredlichkeiten Kenntniß empfangen sollte, den Beweis für die rechtliche Verausgebung der Gelder liefern zu können.

Natürlich hatte der König an diesem Unwesen selber Schuld. Er bekümmerte sich weder um den Bürger, noch um den Soldaten; er war mit Allem zufrieden, was Brühl arrangirte, wenn derselbe nur für Geld sorgte.

Daß unter so traurigen Verhältnissen die Sachsen ihre Unzufriedenheit nicht durch eine ernstliche Demonstration an den Tag zu legen bemüht waren, ist noch nicht so merkwürdig, als jener von uns schon erwähnte Umstand, daß sie zu Hunderten wieder die preußischen Fahnen verließen, um ihrem geliebten Kurfürsten allein nur zu dienen. Für diese auffallende Erscheinung haben wir keinen andern Grund auffinden können, als den, daß sie deutschen Blutes sind, das bekanntlich sehr langsam durch die Adern geht und erst nach unsäglichen Kümmernissen zur Explosion gebracht werden kann.

Wir erwähnten früher bereits der Religiösität Brühls, unter dem Versprechen, später darauf zurückkommen zu wollen, was hiermit erfüllt werden soll.

Dieser Mann, den man den Mann Sachsens nennen kann, übte, wie wir wohl zur Genüge bewiesen haben werden, fortdauernd die größten Unredlichkeiten und Frivolitäten aus, dessen ungeachtet zeigte er stets ein so ehrbares, einnehmendes, ja, gutmüthiges Gesicht, war zu jeder Zeit, mindestens gegen solche Personen, die ihm nachtheilig werden konnten, die personifizirte und gehorsamste Ergebenheit und verstand es, seine Minen so vortrefflich anzulegen und zur gelegenen Zeit explodiren zu lassen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wie es ihm möglich geworden ist, alle Welt zu täuschen. Nur Friedrich der Große ließ sich nicht täuschen, wie aus dessen hinterlassenen Werken deutlich hervorgeht. Um den guten Eindruck, welchen seine äußere Erscheinung machen sollte, noch zu erhöhen, übersetzte er selbst ein Erbauungsbuch aus dem Französischen, ohne jedoch seinen Namen als Uebersetzer zu nennen; ließ auch nur eine mäßige Anzahl Exemplare davon drucken, die er an seine intimsten Freunde vertheilte. Daß Brühl auf dem Titelblatte seinen Namen fortließ und das

Werk nicht dem größeren Publikum zugänglich machte, darf man bei dem frivolen Charakter dieses Mannes keineswegs für Bescheidenheit halten.

Alles, was der Graf von Brühl that oder anordnete, geschah mit der größten Berechnung. So auch die Herausgabe seines Buches und die dabei obwaltenden Umstände. Es ist eine allgemein bekannte Sache, und der Graf Brühl wußte dies ebenso gut, wie wir, daß, wenn man das Bekanntwerden einer Angelegenheit wünscht, man sie unter Anempfehlung größtmöglichster Verschwiegenheit Anderen mittheilen muß; nimmt man zu diesen Vertrauten nun auch noch einige weibliche Personen, so kann man mit Bestimmtheit auf die allergrößte Verbreitung der Mittheilung rechnen. Brühl wollte mit seiner Frommheit nicht unbekannt bleiben, sondern allgemein bekannt werden. Kam dann wirklich einmal ein Fall zur öffentlichen Kenntniß, wo der Schmutz seines Charakters offen in die Augen fiel, so würden doch die Meisten des sächsischen Volkes gemeint haben, daß es nicht wahr sei, da ein Mann von so entschieden frommer Färbung, Unredlichkeiten sich nicht zu Schulden kommen lassen kann.

In dem erwähnten religiösen Werke sagt er, der jährlich über eine halbe Million verschwendete, daß die ganze Wohlfahrt der Menschen darin besteht, daß es ihnen hier auf der Erde recht schlecht geht; denn die Güter der Erde seien doch nur Scheingüter und anziehend nur für solche Leute, welche keine besseren kennen, auf keine besseren hoffen, und auch keinen besseren suchen. Wenn Brühl statt der politischen die theologische Karrière ergriffen hätte, würde er nichts anders geworden sein, als was er wirklich war: nämlich ein Jesuit und es bleibt sich unsrer Ansicht nach vollständig gleich, ob Einer ein politischer oder ein theologischer Jesuit ist.

Der Graf von Brühl ging in diesem Manöver noch viel weiter! Er nahm an, und gewiß mit Recht, daß sein Buch allein ihm wenig nützen könne und würde, wenn er nicht gleicher Zeit durch die That beweisen würde, wie Ernst es ihm um das Heil seiner Seele zu thun sei. Aus diesem Grunde besuchte er tagtäglich des Abends die Kapelle in seinem Palais, warf sich auf die Knieen und berührte, um seine Demuth vor Gott zu zeigen, die Erde mit seinem Gesichte. Er war auch so klug, sich in einer solchen demüthigen Unterwürfigkeit vor dem Allmächtigen zu verschiedenen Zeiten von seinen Freunden überraschen zu lassen, da sonst ja Niemand von seinen Betstunden Kenntniß empfangen hätte. Bei einer solchen Gelegenheit versuchte er unter einer sehr gut erheuchelten Beschämung, sein Benehmen dadurch zu entschuldigen, daß er sagte: er halte es für seine Pflicht, nachdem er den ganzen Tag über seinem irdischen Herrn gedient, auch einige Minuten dem ewigen Herrn zu widmen; denn das Irdische sei vergänglich, das Himmlische aber nicht!

Graf Brühl genoß auch das Abendmahl, nicht um für seine Sünden Vergebung zu erflehen, sondern um augenblicklich neue Sünden zu begehen. Nichts an Brühl war Wahrheit! Alles List und Heuchelei! So auch der Genuß des heiligen Abendmahls. Das geht allein schon daraus hervor, daß er in Polen nach katholischem, in Sachsen aber nach evangelischem Ritus zum Tische Gottes ging. Seine Kinder wurden Alle katholisch, weil Brühl dies seiner Gemahlin bei seiner Verehelichung mit ihr versprochen hatte. Wahrscheinlich das einzige Versprechen in seinem Leben, das er erfüllte. Brühl pflegte gemeinhin zu sagen: „Die Welt ist eine Bühne und die Menschen die Schauspieler; es kommt nur darauf an, seine Rolle gut zu spielen."

Viertes Kapitel.

Friedrich II. im Brühlschen Palais. — Der Oberkapellmeister Hasse und seine Gattin. — Die Kurfürstin von Sachsen. — Friedrich II. Kammerdiener Glasau. — Komplott der Kurfürstin von Sachsen und der Gräfin von Brühl. — Mentzels Flucht, seine Verhaftung und Einkerkerung. — Friedrich II. Rache gegen die Brühlschen Besitzungen. — Die Schlacht bei Prag. — Schwerins Tod. — Die Schlacht bei Kollin und die sächsische Revange.

Friedrich der Große hatte, wie wir bereits berichteten, in einem Garten der Vorstadt, und zwar im Moszinsky'schen Garten, sein Hauptquartier genommen. Später verlegte er dasselbe jedoch nach dem Palais des Grafen Brühl, und als er in dasselbe eintrat, schlug er mit seinem Krückstock einen großen Spiegel entzwei; seine Leute befolgten sein Beispiel in ausgedehntestem Maße und demolirten Alles, was ihnen unter die Hände kam.

Hiermit wollte der preußische König unzweifelhaft seine vollkommenste Verachtung ausdrücken, die er gegen den Grafen von Brühl empfand. Wenn man sein Benehmen auch durch die rücksichtslose Regierung Brühls einigermaßen entschuldigen kann, so kann man es wahrlich doch nicht loben. Klüger hätte Friedrich II. gehandelt, wenn er anstatt des Spiegels, Brühls Kopf zertrümmert hätte, denn dieser allein nur und nicht der Spiegel trug die Schuld der europäischen Unruhe. Auch den Gärten Brühls stand ein gleiches Schicksal bevor und konnte dasselbe nur dadurch abgewendet wer-

den, daß man Friedrich II. 10,000 Thaler anbot, deren Annahme er auch nicht verweigerte. Alle übrigen geplünderten werthvollen Sachsen schickte der König nach Berlin, um sie an die Juden verkaufen zu lassen.

In Sachsen selbst betrug sich Friedrich II., wenn auch nicht gerade wie ein übermüthiger Sieger, so doch mindestens als Herr des Landes. Er belegte sämmtliche Landeseinkünfte mit Beschlag, verminderte die Besoldungen der Kanzeleien und Kollegien um 160,000 Thaler jährlich, indem er zur Bestreitung derer Bedürfnisse nur 30,000 Thaler bestimmte, während bisher 190,000 Thaler dazu verbraucht worden waren. Die meisten kurfürstlichen Schauspieler, Tänzerinnen und Tonkünstler wurden entlassen. Dies Schicksal traf auch den Gatten der Maitresse August III., den Oberkapellmeister Hasse in Dresden.

Johann Adolph Hasse, welcher im Jahre 1705 in Bergedorf, bei Hamburg geboren wurde, hatte bereits im 22. Jahre seines Lebens einen so weit verbreiteten Ruf, daß er eine Aufforderung von Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen, erhielt, nach Dresden zu kommen. Er folgte dieser Einladung im Jahre 1731, nachdem er sich kurz zuvor mit Signora Faustina Borboni, damals in ihrer schönsten Blüthe und wegen ihres herrlichen Gesanges der Gegestand allgemeiner Verehrung, ehelich verband. Beide zusammen hatten in Dresden ein Einkommen von 12,000 Thalern, monatlich also 1000 Thaler.

Als Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kesselsdorf am 18. Dezember 1745 nach Dresden kam, beauftragte er Hasse, eine seiner Opern auf dem großen Theater in seiner Gegenwart aufzuführen. Hasse wählte den Arminio.

Friedrich II. war so entzückt von der Aufführung, daß er Hasse 1000 Thaler und einen werthvollen Diamantring schenkte.

Wenn nun Friedrich der Große Hasse's Talente so auffallend zu würdigen verstand, dann kann man nur annehmen, daß er allein aus Ersparungsrücksichten Hasse nach Italien gehen ließ.

Die Kurfürstin war mit ihrem ganzen Hofstaat in Dresden geblieben, und beanspruchte zur Bestreitung desselben über zwei Millionen Thaler jährlich. Friedrich II., welcher um eine passende Antwort nie in Verlegenheit war, erwiderte höchst lakonisch:

„Dann werden Eure Majestät gut thun, sich an Ihren Gemahl zu wenden!"

Durch eine solche Antwort ward die Dame zum höchsten Zorn gereizt und stiftete mit der gleichfalls in Dresden gebliebenen Gräfin von Brühl ein Komplott gegen Friedrich den Großen. In dieses Komplott soll auch der Kammerlakai Friedrichs, Glasau, mit hineingezogen sein. Er übernahm die Verpflichtung, seinen königlichen Herrn durch Gift aus der Welt zu schaffen. Es mißlang, wie bekannt ist, und er büßte seinen beabsichtigten Frevel in einem Gefängniß zu Spandau, wo er elendiglich umkam.

Zur Ehre der Kurfürstin von Sachsen glauben wir übrigens nicht, daß sie selber davon gewußt oder gar dazu gerathen hat; vielmehr würden wir dies nur der Gräfin von Brühl zutrauen können, wenn es sich überhaupt herausstellt, daß Glasau im Auftrage Anderer gehandelt. Dies ist indeß noch nicht aufgeklärt, und bevor dies nicht geschehen, müssen wir annehmen, daß Glasau aus Rache, vielleicht einer von seinem Könige empfangenen Züchtigung wegen, womit derselbe immer sehr spendable war, sich zur Ermordung Friedrichs

verleiten ließ. Die Sache ist nie aufgeklärt, da derjenige, der Aufklärung hätte geben können, dies aus leicht erklärlichen Gründen unterließ, wie schon der schnelle Tod des Glasau in seinem Kerker ohne alle ärztliche Hilfe genügend zu beweisen scheint.

Friedrich durchschaute das tückische Gewebe der beiden Damen, an dem außerdem noch der Generaladjutant Baron von Spörken, Kommandant des Königstein, und auch die sächsichen Prinzen sich betheiligten; er zerriß es gewaltsam, indem er die Gräfin von Brühl, vermuthlich, weil sie die gefährlichste Person von Allen war, aus Sachsen verwies. Sie begab sich zu ihrem Gatten nach Warschau, woselbst sie im Jahre 1762 mit Tode abging.

Der geheime Kanzelist Mentzel hatte sich so sehr in Sicherheit gewiegt, daß er, wie es scheint, an eine Entdeckung seiner Schurkerei gar nicht glaubte; denn auch er war mit dem Könige nach Warschau gegangen. Nur eine gräßliche Verblendung konnte ihn gefangen halten, da doch unbedingt anzunehmen war, daß man sich sächsischer Seits alle erdenkliche Mühe geben würde, den Verräther zu entdecken. Denn das wußte man bereits, daß Friedrich II. vom Jahre 1753 an allwöchentlich die Abschriften der eingelaufenen Depeschen empfangen hatte, und daß dies nur durch Jemand geschehen sein konnte, dem diese Depeschen zugänglich waren, war natürlich; ebenso natürlich war es, daß man besonders auf diejenigen sein Augenmerk richten würde, die in letzter Zeit einen größeren Aufwand gemacht. Denn das der Schurkenstreich von Preußen bezahlt worden, unterlag keiner Frage.

Dem bereits erwähnten Baron von Spörken war es auch mittler Weile gelungen, dem Thäter auf die Spur zu

kommen, wodurch, verschweigt die Geschichte. Während eines fröhlichen Beisammenseins mit einigen seiner Freunde wurde Mentzel unter der Hand zu verstehen gegeben, er möge auf seiner Hut sein und lieber seine persönliche Freiheit durch eine schnelle Flucht sichern.

Mentzel war, wie alle Verbrecher, feige und hatte Furcht vor der Strafe, die seiner bösen That folgen mußte, falls man ihn als den Thäter entdeckt hatte. Er befolgte den ihm von seinen Freunden gegebenen Rath und floh noch in der nämlichen Nacht. Er begab sich ins österreichische Gebiet ward aber verfolgt, in Prag verhaftet und zurück nach Warschau geführt.

Durch seine Flucht hatte Mentzel unzweifelhaft nur noch seine Lage verschlimmert; denn durch sie mußte der gegen ihn obschwebende Verdacht einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten, während er, würde er nicht entflohen sein, glücklichen Falls immer nur ein Verdacht geblieben wäre, da man ihm doch schwerlich seine That hätte beweisen können. Die dabei betheiligten Personen: Friedrich II. und sein Gesandter Malzahn würden ihn nicht verrathen haben, da ihr eigenes Interesse Verschwiegenheit von ihrer Seite erheischte. Der unpartheiische Geschichtsschreiber kann die Art und Weise, wie man preußischer Seits hinter die Geheimnisse Sachsens gekommen ist, weder vertheidigen, noch durch den Umstand zu rechtfertigen suchen, daß der Graf von Brühl noch vor Herrn von Malzahn dasselbe Manöver gespielt, indem er für das Portefeuille des damaligen preußischen Gesandten in Dresden, Herrn von Klinggräff, durch den Hofkleinschmied einen Nachschlüssel hatte anfertigen und mit Hilfe des Klinggräff'schen Kammerdieners die Chiffre der

Depeschen auskundschaften lassen. Für den Charakter des Grafen von Brühl war ein solches unwürdiges Benehmen passend, für Friedrich den Großen nicht.

Mentzel wurde einem speziellen Verhör unterworfen und in eine außerordentlich strenge Haft auf den Spielberg gebracht, wo er vom September 1757 bis 1763 blieb, dann aber nach dem Königstein transportirt wurde, wo er in dem hohen Alter von zwei und siebzig Jahren starb. Er hatte vierzig Jahre im Gefängniß, also mehr, als die Hälfte seines Lebens, zugebracht, und dadurch nur eine gerechte Strafe für seine Ruchlosigkeit empfangen.

Die Gräfin von Brühl hatte der preußische König zwar aus Sachsen verwiesen, dadurch seinem Zorn aber noch keineswegs die ihm nöthig scheinende Rechnung getragen. Er pflanzte deshalb denselben auf todte Gegenstände über, was auch nur den Ruhm des großen Königs verdunkeln kann, daß er selbst das Signal zum Demoliren im Brühl'schen Palais gegeben hatte, ist von uns bereits erwähnt worden; er vernichtete aber auch noch die übrigen Besitzungen des sächsischen Premierministers, indem er sämmtliche Brühl'sche Häuser, Schlösser und Güter, welche sich in Sachsen und auch in der Lausitz befanden, verwüsten ließ.

Dieses Benehmen Friedrich II. war durchaus nicht als die Geburt eines zornigen Augenblickes zu betrachten, denn noch im Jahre 1758 am 5. September, wo sein Zorn sich längst gelegt haben mußte, ließ er das Schloß Pförten, welches der Graf von Brühl in der Niederlausitz sich hatte bauen lassen, niederbrennen.

Bei seinem Durchmarsche durch die Niederlausitz sandte er eine Husaren-Abtheilung nach Pförten mit dem Auftrage, das daselbst befindliche Schloß des Grafen von Brühl

niederzubrennen. Der kommandirende Offizier dieses Detachements war menschlicher, als sein König. Er bewilligte den Schloßbewohnern eine einstündige Frist, um dasjenige, was ihnen werth und theuer war, fortzuschaffen. Leider nennt uns die Geschichte den Namen dieses Offiziers nicht.

Im Jahre 1757 hatte der König von Preußen auch Brühls Belvedere in Dresden, Nischwitz bei Wurzen, und Grochwitz bei Heizberg der Plünderung seiner Garde überlassen; in Grochwitz soll er sogar selbst, wie den Spiegel im dresdener Schlosse des Herrn von Brühl, eine kostbare Spieluhr zerschlagen haben.

Keineswegs wird Jemand es als hübsch bezeichnen, seine Wuth jahrelang walten zu lassen, und auf todte Gegenstände zu übertragen. August III., der sich niemals von der Schlechtigkeit und Verworfenheit seines Premierministers hatte überzeugen können, und die Beweise, welche Friedrich II. ihm zu geben versprach, hochmüthig von der Hand wies, entschädigte den in seinen liegenden Gründen vernichteten Grafen von Brühl dadurch, daß er ihm nach dem Tode der Königin deren ganzes Einkommen schenkte, wozu auch einige Güter und Privatgebäude gehörten.

Friedrich des Großen Stern verdunkelte sich. Sein ebenso plötzlicher, als widerrechtlicher Einfall in Sachsen, so wie sein Auftreten daselbst als Herr des Landes hatten ganz Europa gegen ihn herausgefordert, und was man früher nur im Geheimen that, das genirte man sich jetzt nicht, öffentlich und vor aller Welt durch seine feindseligen Handlungen gegen den preußischen König zu bestätigen.

Die Regierung Maria Theresia's bezeichnete Friedrichs II. Einfall in die sächsischen Lande als einen Landfriedensbruch und als eine Verletzung des allgemeinen Völker-

rechts; sie unterließ auch nicht in vielfachen Schmähschriften diese ihre Ansichten zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und des großen Königs Willkürlichkeiten mit scharfen Seitenhieben zu geißeln. Dasselbe geschah auch in einigen Schriften von Regensburg aus. Frankreich, das sich schon vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, freilich im Geheimen, als Gegner Friedrichs II. präsentirt hatte, benutzte die jetzige Gelegenheit, Friedrich den Vorwurf zu machen, daß er den Westphälischen Frieden, für den es die Gewährleistung übernommen hatte, gebrochen habe, um einen scheinbar gerechtfertigten Grund zur Theilnahme an dem Kriege vorzulegen. Ja, es ging noch weiter! Durch sein Geld und seinen politischen Einfluß verleitete es selbst Schweden zur Betheiligung an diesem Kriege.

Rußland, Friedrichs mächtigster Feind, rüstete nun sich gleichfalls. Einhunderttausend Mann sollten zum Beistande Maria Theresia's nach Deutschland kommen, und die deutschen Stände bewilligten derselben eine aus sechszigtausend Mann bestehende Armee, wovon indeß noch nicht einmal die Hälfte zusammen kam.

Aus allem Diesem erhellt klar und deutlich, daß Friedrichs II. Untergang unwiderruflich beschlossen war. Man wollte ihn zwar nicht ganz und gar aus der Reihe europäischer Fürsten verdrängen, aber er sollte bis zu einem Kurfürsten von Brandenburg herabsinken. Das Königreich Preußen sollte getheilt und vertheilt werden. Das wirkliche Preußen sollte mit Rußland, Pommern mit Schweden, Schlesien mit Oesterreich, Magdeburg und Halberstadt mit Sachsen, und die westphälischen Lande mit Frankreich verbunden werden.

Das war Alles ganz nett arrangirt, allein man hatte

vergessen, noch einen Verbündeten zu gewinnen, ohne dessen Beistand der allerschönste Plan vereitelt werden mußte. Dieser Verbündete war Gott! Dieser hatte sich auf Friedrichs II. Seite gestellt und führte ihn auch aus allen Kalamitäten siegreich hervor.

Friedrich hatte von irdischen Freunden nur England, Hessen-Kassel, Braunschweig und Gotha auf seiner Seite. Während seine Feinde ihm eine Armee von ungefähr 500,000 Mann entgegenstellten, konnte er selbst nur bei den allergrößten Bemühungen und Opfern eine Armee von etwa 200,000 Mann auf die Beine bringen.

Friedrichs II. soeben genannten Verbündeten sollten eine Schutzwehr gegen Frankreich bilden; den einhunderttausend Russen stellte er ein nur 14,000 Mann starkes preußisches Heer unter dem Feldmarschall Lehwald, und den Schweden sogar nur 4000 Mann entgegen. Er selbst mit seiner Hauptmacht wollte gegen seinen furchtbarsten und erbitteresten Feind, Maria Theresia, vorgehen. Ging er als Sieger aus dem mit Oesterreich demnächst zu beginnenden Kampfe hervor, dann konnte er sich in Böhmen festsetzen und hatte unendlich Viel gewonnen.

Die Vorkehrungen zu dem Feldzuge von 1757 wurde mit einer Schnelligkeit, Ausdauer und Energie betrieben, worüber man in ein gerechtes Erstaunen versetzt werden mußte. Das kleine Sachsen mußte nicht nur Geld, sondern auch Lebensmittel, sogar Rekruten liefern. Die schon früher erwähnten Herabsetzungen und zum Theil auch gänzlichen Einziehungen der Besoldungen kurfürstlicher Beamten brachte ohnehin schon eine bedeutende Einnahme.

Im Frühjahre 1757 begab sich Friedrich II. nach Schlesien und hatte eine lange Unterredung mit seinem Feldmar-

schall Schwerin in Hainau, in welcher über den Plan des zunächst zu erwartenden Feldzuges ausführlich verhandelt wurde.

Rasch und unerwartet sollte die Stadt Prag überfallen und weggenommen werden. Zu diesem Zwecke wurden vier Abtheilungen der preußischen Armee auf verschiedenen Wegen nach Böhmen abgesendet, welche am 6. Mai vor Prag sich vereinigen sollten.

Schwerin kam aus Schlesien, der Herzog von Bevern aus der Lausitz, der König über Schandau und Prinz Moritz über Kommotau.

Der Herzog von Bevern schlug ein österreichisches Korps von 20,000 Mann unter dem Grafen von Königseck bei Reichenberg, nach einem fünfstündigen Gefecht und mit einem Verlust von 1800 Mann aus seinen festen Verschanzungen. Alle Magazine, aus welchen die Oesterreicher mindestens drei Monate lang hätten verpflegt werden können, fielen in die Hände der Preußen.

Friedrich II. eilte ihnen persönlich mit einem ansehnlichen Korps nach, nahm sein Lager auf dem weißen Berge und vereinigte sich mit dem Grafen Schwerin.

„Nun, vorwärts, vorwärts!" sagte der große König zu seinem Feldherrn. „Keine Ruhe dem Feinde! Wir müssen ihn ganz aufreiben!"

„Eure Majestät scheinen zu vergessen," versetzte der greise Schwerin, „daß wir erstens das Terrain gar nicht kennen, zweitens unsere Soldaten bis auf den Tod ermüdet sind, und drittens, daß wir dem Prinzen Moritz Zeit lassen müssen, eine Schiffbrücke über den Fluß zu schlagen."

Friedrichs II. Auge verfinsterte sich, während er schnell erwiderte:

„Nichts, nichts! Es muß noch heute sein! Frische Fische gute Fische!“

Von einer bösen Ahnung ergriffen, versetzte der dreiundsiebzigjährige Held, den das jugendliche Feuer noch nicht verlassen hatte, mit funkelndem Auge und indem er seinen Hut tief auf die Stirn zog:

„Nun, wenn es durchaus heute sein soll und muß, so will ich die Oesterreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe!“

„Halt, halt!“ rief der König. „Er sieht ja aus, als wolle Er die Oesterreicher mit Haut und Haaren verschlingen. Warte Er, wir müssen doch erst einen Plan entwerfen!“

Friedrich II. selbst entwarf darauf den Plan zur Schlacht, die, nach der Behauptung Sachverständiger, um einen Tag aufgeschoben, Tausende geschont, den Feind ganz aufgerieben und Prag unfehlbar fallen gemacht hätte.

Schon beim Aufmarschieren fand man in dem sumpfigen und bergigen Erdstrich unberechnete Schwierigkeiten, und Schwerin hatte wohl Recht gehabt, wenn er sagte, man müsse erst das Terrain recognoszіren. Erst gegen ein Uhr Mittags konnte man den Feind angreifen. Dieser empfing die Angreifenden mit einem so furchtbaren Artilleriefeuer, daß ganze Reihen Preußen todt niederstürzten und alle menschliche Tapferkeit gegen diese Feuerschlünde vergeblich zu sein schien.

Da versammelte der Graf Schwerin, durch Erfahrung und Beispiel das Muster der preußischen Armee, die bereits zurückweichende Infanterie, stieg vom Pferde, riß einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand, und mit dem Rufe: „Mir nach, wer kein Feiger ist!“ trug er sie dem unheilsprühenden Kanonendonner des Feindes entgegen.

Allein nur den Weg zum Siege sollte er den mit neuer Kraft ihm Folgenden zeigen, nicht aber den Sieg selbst erringen. Von einer Kartätschenkugel zerschmettert, sank er mit der Fahne, diesem Zeugen seines Muthes, bedeckt zu Boden und war todt. General Manteufel hob die Fahne auf und führte die begeisterten Soldaten weiter vorwärts.

Der Verlust dieses tapferen und allgemein geliebten Feldherrn war ein neuer Aufruf zur Rache für die begeisterten Krieger; sie achteten weder auf Felsen, noch auf Moräste; sie vertrieben mit unaufhaltbarem Ungestüm den österreichischen rechten Flügel aus seinen Verschanzungen.

Lange blieb der Kampf unentschieden, da unterbrach in einem glücklichen Augenblick Friedrich II. selbst das Centrum des Feindes und führte durch dieses Manöver die Entscheidung herbei.

Diese Schlacht, eine der blutigsten des ganzen siebenjährigen Krieges, hatte von ein Uhr Mittags bis acht Uhr Abends gedauert. Es wurden an diesem Tage von beiden Seiten zusammen ungefähr 40,000 Menschen getödtet.

Ein Theil des geschlagenen Heeres, 5000 Mann, warf sich in die Stadt Prag; ein anderer Theil zog sich südlich nach Kuttenberg, wo der Feldmarschall Daun mit einem Hülfsheere stand. Daß der Prinz Moritz mit seiner Brücke noch nicht fertig war, schützte die Oesterreicher vor gänzlichem Untergange. Jetzt wollte Friedrich II. unter allen Umständen Prag erobern; er schloß dasselbe von allen Seiten ein und ließ es in furchtbarer Weise bombardiren.

Mit der Eroberung Prags verband Friedrich II. auch die Vernichtung Dauns. Er sandte ihm den Herzog von Bevern mit 20,000 Mann entgegen, während das Korps

Daun's nach und nach die Stärke von 60,000 Köpfen erlangt hatte.

Daun war kein gewöhnlicher Feldherr. Er durchschaute den Plan des Königs von Preußen, und um die Durchführung desselben zu verhindern, lagerte er sich auf die Anhöhen von Kollin, wo er sich aufs Vortheilhafteste verschanzte.

Die Einnahme Prags verzögerte sich jedoch von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, und die Hungersnoth, die daselbst herrschte, war bereits auf's Aeußerste gekommen, als Friedrich der Große plötzlich die beunruhigendsten Nachrichten über den Anmarsch der Franzosen und Russen empfing. Es blieb nur ein Mittel übrig, das, vortheilhaft durchgeführt, aber auch von unabsehbarem Nutzen sein mußte. Daun sollte geschlagen und dadurch die Uebergabe der Stadt, vor welcher der preußische Heldenkönig bereits fünf volle Wochen verloren hatte, auf ein Mal erzwungen werden.

Am funfzehnten Juni vereinigte er sich bei Kaurzim mit dem Herzoge von Bevern und rückte am achtzehnten desselben Monats auf den Feind los. Dieser stand theils auf dem Gipfel, theils auf dem Abhange der Berge, durch Dörfer, Hohlwege, steile, fast unsteigbare Anhöhen und eine zahlreiche Artillerie gedeckt.

Mit dem Fernrohr vor dem Auge betrachtete Friedrich II. die feindliche Position. Dann sprach er, mehr zu sich selbst, als zu seinen Offizieren, die in ehrerbietiger Entfernung hinter ihm hielten:

„Er steht gut verschanzt! . . . Aber . . . aber . . .“

Ein Lächeln, in welchem alle geistige Ueberlegenheit Friedrichs sich abspiegelte, flog wie ein Blitz über sein Gesicht, und während er die Hand, mit welcher er das Fernrohr ge-

halten, auf den Sattelknopf seines Pferdes legte, wandte er sich um und sagte:

„Hülsen! . . . Ziethen! . . .“

Die beiden Feldherren näherten sich ihrem Könige und empfingen dessen Befehl, den rechten Flügel des Feindes anzugreifen. Sie erfüllten denselben mit einem Muthe, der den Feind in das höchste Erstaunen versetzte und ihn zum Weichen nöthigte.

Offenbar hatte die österreichische Armee verloren, und Daun sah dies auch sofort ein. Er riß ein Blatt Papier aus seinem Notizbuche und schrieb darauf: „Die Retirade ist nach Suchdol!“ und sandte dasselbe durch seine Adjutanten an die unter seinem Oberkommando stehenden Befehlshaber. Darauf befahl er, daß die Kanonen abgeführt werden sollten, um dem Feinde mindestens nichts weiter, als das Schlachtfeld zu überlassen.

Man soll nicht eher das Fell verkaufen, bevor man den Bären hat, sagt ein altes Sprüchwort. Auch in der gegenwärtigen Schlacht konnte man dies, obwohl in anderer Beziehung, anwenden.

Es schien momentan nichts gewisser zu sein, als der Sieg der Preußen und die Niederlage der Oesterreicher. Dies glaubten auch die Oberfeldherren auf beiden Seiten, wie die Vorsichtsmaßregel Dauns nur zu deutlich bekundete. Niemand dachte daran, daß es in der nächsten Stunde schon anders sein konnte.

Friedrichs weise Disposition, mit welcher er den Plan zur Schlacht mit seltener Kriegskunst und sinnreich erfundener Taktik erdacht hatte, wurde, nachdem der Sieg beinahe entschieden war, wohl nie weniger befolgt, als gerade an diesem Tage. Der rechte Flügel sollte sich in Unthätigkeit ruhig

fortbewegen und durch eine unzertrennliche Verbindung den linken angreifenden unterstützen. Diese zum Siege nothwendige Maßregel wurde leider außer Acht gelassen. Der Generalfeldwachtmeister Christoph Hermann von Manstein kommandirte den rechten preußischen Flügel. Als er bei dem vor der österreichischen Fronte liegenden Dorfe Chozemitz ankam, das man nicht besetzt glaubte, in welchem aber ein Haufen Kroaten versteckt lagen, ward plötzlich aus derselben ein Gewehrfeuer auf ihn eröffnet.

Im ersten Augenblick vermuthete Herr von Manstein überhaupt nur, daß einzelne Soldaten sich zerstreut hätten, die mit weniger Anstrengung und ohne dem Schlachtplane Friedrichs zu schaden, zu vernichten seien. Er ließ einige Male in das Dorf schießen, da dies aber Nichts half und immer mehr seiner Leute verwundet oder todt niederfielen, da ließ er dasselbe in vollem Ernst angreifen und eroberte es auch.

Unter andern Umständen wäre es vielleicht von Nutzen gewesen, unter den vorliegenden brachte es einen schwer zu verwischenden Nachtheil für Friedrich II. Er sah zwar das Versehen Mansteins ein, allein es konnte beim besten Willen nicht mehr rückgängig gemacht werden. Er mußte den rechten Flügel seiner Armee im Gefecht mit den Kroaten in Chozemitz lassen, da, wenn er denselben hätte an sich ziehen wollen, wie es nach seinem entworfenen Schlachtplan hatte geschehen sollen, mit Gewißheit angenommen werden mußte, daß augenblickliche Umzingelung sein Loos sein würde.

Man mußte vorwärts gegen die feindliche Fronte, gegen die unübersteiglichen Anhöhen und gegen die Tod und Verderben sprühenden Batterien! Der linke Flügel ließ sich jetzt

gleichfalls verleiten, von der Fronte anzugreifen und dadurch die ganze Schlachtordnung vollends zu verrücken.

Was Muth, Heldensinn und Tapferkeit vermochten, das leisteten die Preußen an diesem für sie so unheilvollen Tage! sie kletterten über die blutigen Leichenhügel ihrer Kameraden hinweg, welche ein schreckliches Kartätschenfeuer niedergerissen hatte; sie stellten sich immer von Neuem in Schlachtordnung; sie griffen wiederholt den Feind an, doch Alles umsonst! Endlich, von der ungeheuren Anstrengung ganz ermattet, von aller Munition entblößt und von allen Seiten von der feindlichen Kavallerie angegriffen, halfen keine Zuredungen, keine Drohungen mehr. Die Unordnung ward immer größer. Ernst Ludwig von Benkendorf, Oberst eines sächsischen Dragonerregiments, stellte sich an die Spitze des Prinz Karl'schen Regiments und drang damit mit einer unaufhaltsamen Wuth auf die Preußen ein. Noch drei andere sächsische Dragonerregimenter und ein österreichisches Wallonenregiment verbanden sich mit Benkendorf und eröffneten gegen die Preußen ein wahres Blutbad. Eingedenk ihres bei Striegau im zweiten schlesischen Kriege 1745 erlittenen Verlustes hieben sie mit dem Zurufe: „Das ist für Striegau!" ohne Gnade Alles nieder, was sich nicht ergeben wollte, noch entfliehen konnte. Friedrichs II. beinahe ganze schöne Leibgarde, 1000 Mann stark, verlor an diesem Tage ihr Leben. 250 dieser Braven nur waren am Leben geblieben.

In halber Verzweiflung hielt Friedrich II. sein Pferd an. Er warf einen trostlosen Blick über das Schlachtfeld. Dann winkte er seiner kleinen Eskorte, aus vierzig Mann bestehend und jagte mit diesen Wenigen unter klingendem Spiel gegen eine feindliche Batterie; aber auch diese Weni=

gen flohen, als die vernichtenden Kugeln sie erreichen konnten. Friedrich bemerkte die Flucht nicht, sondern ritt immer weiter.

„Sire," rief endlich sein bei ihm gebliebener Adjutant le Grand, „wollen Sie denn die Batterie allein erobern?"

Ohne zu antworten, hielt der König sein Pferd an, betrachtete mit einer bewunderungswürdigen Ruhe durch sein Fernglas die Batterie, ritt darauf langsam nach den rechten Flügel und gab Befehl zum Rückzuge.

Diese Schlacht hatte ebenfalls viele Menschen gekostet. Preußen hatte 326 seiner trefflichsten Offiziere und acht Tausend Mann seiner besten Infanterie verloren, außerdem aber auch noch ungefähr sechs Tausend Verwundete. Oesterreich hatte neun Tausend Todte, und die Sachsen, denen die Ehre des Sieges am Meisten gebührte, hatten gleichfalls viele Menschen verloren. Wenn die Sachsen überhaupt auch nur aus vier Regimentern bestanden, so gaben doch ihre Wuth und ihr Rachegefühl den Ausschlag des Kampfes. Diese vier Regimenter hatten während der pirnaschen Lagerblokade in Polen garnisonirt und waren deshalb in der Kapitulation, welche der sächsische Feldherr Rutowsky mit Friedrich II. am 14. October 1756 schloß, von dem Letztern vergessen worden. Ein Versehen, das dem preußischen Könige, wie wir gesehen haben, theuer zu stehen kam.

Fünftes Kapitel.

Friedrich II. bei Zittau. — Der Brand von Zittau. — Schlacht bei Roßbach. — Der Tod der Kurfürstin von Sachsen. — Die Schlacht bei Leuthen. — Der Graf von Schmettau. — Der Ueberfall bei Hochkirch. — Ende des Kriegsjahres 1758.

Die erste nothwendige Folge der verlorenen Schlacht von Kollin war die Aufhebung der Belagerung von Prag. Der Abmarsch geschah am 20. Juni 1757 öffentlich und mit klingendem Spiel und in solcher Ordnung, daß außer einer Anzahl Kranker und einigem Geschütz, kein weiterer Verlust für Preußen entstand. Durch verschiedene, abgesonderte Korps, worin Friedrich II. sehr weislich seine Macht getheilt hatte, führte er die Oesterreicher irre und erleichterte sich vorzüglich den Ausmarsch über die engen Gebirgspässe, wobei ihm freilich die auffallende und andauernde Saumseligkeit der feindlichen Befehlshaber nicht wenig zu Hülfe kam, indem Daun unthätig auf seinen Felsenhöhen stehen blieb, anstatt die zerrüttete preußische Armee lebhaft anzugreifen und sie durch Schnelligkeit zu umringen und zu vernichten. Es scheint, als habe man doch gewaltige Furcht vor Friedrich II. gehabt.

Um Sachsen und die Lausitz zu decken, ließ derselbe die Grenzpässe von Böhmen besetzen und lagerte sich selbst mit der Hauptarmee zwischen Leutmeritz und Lowositz an den beiden Elbufern, während ein anderes Heer von 30,000 Mann, unter Anführung seines ältesten Bruders, des Kronprinzen, seine Stellung bei Leipa nahm.

Hierher wendete sich jetzt auch die vereinigte österreichische Armee unter Daun und Karl von Lothringen, nahm den überaus wichtigen Posten bei Gabel fort, drang dann ungehindert in die Lausitz ein und erreichte noch vor Friedrich II. die Stadt Zittau.

Daun ließ diesen schönen nnd blühenden Handelsort in Gegenwart des Prinzen Xaver von Sachsen mit glühenden Kugeln beschießen und verwandelte ihn in wenigen Stunden zu einem Aschenhaufen; nur sechszig Häuser blieben übrig. Die preußische, nur aus vier Bataillonen bestehende Besatzung schlug sich bis auf eine geringe Anzahl, durch die sie umgebenden Flammen und Feinde durch. Viele Einwohner Zittau's wurden unter den Trümmern der Stadt begraben. Den Schaden schätzt man auf zehn Millionen.

Eine dritte Hauptschlacht, welche noch im Jahre 1757, und zwar in Sachsen selbst, geliefert wurde, brachte einige Blätter mehr in den Lorbeerkranz Friedrich II.

Die Reichsarmee, von welcher wir schon ein Mal Gelegenheit nahmen, zu berichten, ward von dem Prinzen Joseph von Sachsen-Hildburghausen, und die französische Armee von dem Prinzen von Soubise angeführt. Eine Armee war so kriegsunerfahren, wie die Andere. Soubise war bekanntlich ein Günstling der Marquise von Pompadour, welche ihm eben um dieses Umstandes willen den Feldherrnstab in die Hand gegeben. Wie der Feldherr, ebenso war auch die Armee. Bewiesen war dies bereits bei einem früheren Ueberfall in Gotha, wo ein ganzes Korps derselben vor einem Paar Schwadronen Kavallerie in möglichster Eile floh. Diese preußischen Schwadronen konnten wenige Gefangene machen, weil sie nicht so schnell folgen konnten, wie Jene flohen. Dagegen fielen eine Menge Kisten mit Pomaden und wohl-

riechenden Essenzen, Pudermäntel, Schlafröcke und eine große Anzahl Regenschirme in ihre Hände. Ein Feldherr, der, wie Soubise, glaubt, den Feind mit Pomaden, Essenzen, Pudermäntel und Regenschirmen zu besiegen, kann niemals eine Schlacht gewinnen!

Die Reichsarmee war, wie gesagt, nicht viel besser, und diese beiden Heere sollten Sachsen beschützen. Sie machten Anstalten, die Winterquartiere in diesem Lande zu nehmen. Bereits Herren der Saale geworden, hatten sie Weißenfels, Merseburg und Halle besetzt und an allen drei Orten die Brücken vernichtet, um die Preußen am Uebergange zu verhindern.

Friedrich II. hatte sich kurz vorher nach Torgau gewendet, um den österreichischen General Haddick mit seiner aus vier Tausend Mann bestehenden Armee zu schlagen. Derselbe kam von Berlin, das er durch die Unfähigkeit des Kommandanten um 215,000 Thaler gebracht, von wo er aber einen schnellen Rückmarsch über Kottbus antrat, als er vernommen, daß der General Seydlitz und der Prinz Moritz im Anzuge seien.

Als die beiden unter Soubise und Joseph von Sachsen-Hildburghausen vereinigten aus ungefähr 70,000 Mann bestehenden Armeen ihre Winterquartiere in Sachsen nehmen wollten, änderte Friedrich II. seinen Marsch und eilte ihnen mit 22,000 entgegen. Am 2. November war er mittelst anderer Brücken über die Saale gegangen und bezog ein festes Lager in der Nähe von Weißenfels, zwischen den Dörfern Bedra und Roßbach.

Die ungeheuren Ebenen an und zwischen der Saale und Elbe, vorzüglich aber um Leipzig herum, eignen sich ganz besonders zu einer Schlacht und waren von den kriegführen-

den Deutschen deshalb seit der Reformation auch zu diesem Zwecke öfter benutzt worden. Hier hofften die Franzosen, vermöge ihrer dreifachen Ueberlegenheit, das kleine Häuflein Preußen ohne große Mühe vernichten zu können; es war überhaupt in dem Kopfe ihres Feldherrn von vornherein etwas ganz Bestimmtes, nur hatte er Angst, daß Friedrich II. ihm entwischen könnte.

Am 5. November früh fing man an, die Preußen zu umgehen, deren König ruhig in seinem Zelte blieb; ja, er setzte sich ebenso ruhig noch zum Mittagsmahl nieder. Er mochte wohl wissen, daß er es mit keinem beachtenswerthen Feinde zu thun habe. Man kann nicht sagen, daß er es nicht gewußt, wie die feindliche Armee gegen ihn heran zog: ihre lustige Feldmusik, welche die ganze Gegend erfüllte, mußte ihn auf sie aufmerksam gemacht haben.

Friedrich II. wollte durch seine so zur Schau gestellte Ruhe unbezweifelt die feindlichen Heere irre machen. Erst zwei Uhr Nachmittags ließ er mit Schnelligkeit die Zelte abbrechen und jeden Soldaten an seinen Platz sich begeben. Durch ein musterhaftes Manöver verstand er es, seinen wahren Absichten dem Feinde so lange zu verbergen, bis der von ihm bestimmte Zeitpunkt zum Angriff herangekommen war. Plötzlich öffneten die Kanonen ihre feuer- und verderbensprühenden Rachen; die Hügel erzitterten von dem furchtbarsten Kartätschenfeuer. Prinz Heinrich warf sich auf den rechten Flügel der französischen Armee, der General Seydlitz jagte mit seiner Reiterei die feindliche in die Flucht und griff darnach die Infanterie von hinten an.

Ein Extrem war dem andern schnell gefolgt! Erst diese auffallende Sorglosigkeit und dann die Schnelligkeit der preußischen Armee hatte die Franzosen ganz verwirrt. Indeß

hatten sich dieselben doch noch besser benommen, als die Reichsarmee, welche schon bei den ersten Kanonenschüssen ihr Heil in einer schleunigen Flucht suchte. Die Franzosen kämpften beinahe zwei Stunden; ihre Infanterie feuerte jedoch nur etwa eine halbe Stunde.

Die ganze feindliche Armee floh und hatte ihre Rettung nur der bald eintretenden Dunkelheit zu verdanken; wäre es eben nicht so frühe finster geworden, denn würde sie wahrscheinlich gänzlich vernichtet worden sein.

Die Preußen trieben sie noch am nächsten Tage bis an die Unstrut, ohne jedoch noch besondere Vortheile zu erlangen.

Ueber sieben Tausend Gefangene wurden gemacht, worunter sich allein neun Generale und dreihundert und zwanzig andere Offiziere befanden. Dreiundsechzig Kanonen und zweiundzwanzig Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Preußen, welche auf ihrer Seite nur einundzwanzig Todte und zweihundertvierundsiebzig Verwundete hatten. Gefangene hatten die Franzosen natürlich gar keine gemacht.

Die Bewohner Thüringens waren auf die Franzosen so erbittert, daß sie selbst mehrere Hunderte zu Gefangenen machten und dem Könige von Preußen zuführten.

Die Kurfürstin von Sachsen hatte bei der Niederlage, welche Friedrich II. bei Kollin erlitten, gejubelt; der Sieg von Roßbach jedoch kränkte und demüthigte sie dergestalt, daß sie, die schon seit längerer Zeit leidend war, den dadurch ihrem Lande zugefügten Verlust nicht überleben konnte. Zwölf Tage später, am 17. November 1757, hauchte sie ihre Seele aus. Sachsen verlor in ihr seine Kurfürstin, Friedrich II. einen seiner heftigsten Gegner.

Um diese Zeit hatte Friedrich II. den früher in öster=

reichischen Diensten gewesenen Reichsgrafen Karl Christoph von Schmettau zum Gouverneur von Dresden gemacht. Er hätte keinen bessern Offizier für die feindliche Hauptstadt gewinnen können, wie wir bald sehen werden; daß derselbe trotzdem später in Ungnade bei seinem Könige fiel, lag weniger an seiner Unfähigkeit, als vielmehr an dem Despotismus Friedrichs II.

Friedrichs Lage*) war jetzt in der That sehr gefährlich; der bei Kollin von seinen Feinden erfochtene Sieg hatte diese gleichsam übermüthig gemacht und zu dem Entschluß getrieben, ihn so rasch, wie möglich zu vernichten, was ihnen außerordentlich leicht zu sein schien.

Elisabeth von Rußland sandte ein Heer von 100,000 Mann, unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin, dem kleinen Könige entgegen. Alle Welt schien sich wider ihn verschworen zu haben und nur seinem enthusiastischen Verehrer, dem Großfürsten von Rußland, nachherigen Peter III., hatte er es zu verdanken, daß er nicht gänzlich aufgerieben wurde.

Der Großkanzler Bestuschef, durch die Bitten Peters bewogen, wie Einige indeß auch behaupten, durch englisches Geld verleitet, befahl plötzlich dem Feldmarschall Apraxin, unverzüglich, unter dem Vorwande wegen Mangel an Lebensmitteln, Preußen zu räumen.

Dieser Rückzug geschah mit solcher Eile, daß 15,000 Ver=

*) Wenn wir mehr von dem siebenjährigen Kriege berichten, als er unmittelbar Sachsen betrifft, so wolle man gefälligst darauf Rücksicht nehmen, daß, um die Uebergangsperioden richtig inne halten zu können, wir gleichsam gezwungen sind, hier und da einen Blick auf diesen oder jenen Staat, auf dieses oder jenes Ereigniß zu werfen, wodurch allein nur eine klare Uebersicht ermöglicht werden kann.

wundete, achtzig Kanonen und eine Menge Kriegsgeräthschaften den Preußen in die Hände fielen und nur 10,000 Mann als Besatzung zurückgelassen wurden.

Der Kaiserin von Rußland, eine entschiedene Feindin Friedrichs II., wurde aber durch die in Petersburg anwesenden Gesandten Frankreichs und Oesterreichs die Augen geöffnet. Die Folge davon war, die sofortige Entsetzung des Großkanzlers aller seiner Würden und die Verweisung nach Sibirien, und die ebenso schnelle Abberufung Apraxins von der Armee, den man außerdem noch als Gefangenen nach Narva führen ließ.

Am zweiten Dezember 1757 führte der General Zieten dem Könige von Preußen den Ueberrest der am 22. November bei Breslau geschlagenen Bevern'schen Armee, noch aus 16,000 Mann bestehend, in Parchnitz zu. Friedrich selbst hatte nur nur 12,600 Mann bei sich, im Ganzen also jetzt 28,600 Mann. Deshalb schien den Oesterreichern seine Ankunft nicht so gefährlich, die in ihrem Uebermuth seine Armee die „Berliner Wachtparade“ nannten. Indeß machte ihnen diese Berliner Wachtparade doch Viel zu schaffen.

Friedrich II. hatte indessen den Sieg bei Roßbach erfochten, durch den die Kurfürstin von Sachsen den Todesstoß empfing. Dadurch aber keineswegs sich und seine Fähigkeiten überschätzend, sah er vielmehr das Gefährliche seiner Lage sehr gut ein. Allein es war ihm keine Wahl übrig geblieben, wenn er Schlesien nicht für immer verlieren wollte. Der Kampf mußte gewagt werden, der Kampf auf Leben und Tod.

Die feindliche Armee war drei Mal stärker an Zahl, als Friedrichs Heer, von dem der Bevernsche Theil noch ohnedies

sehr entmuthigt war. Das Alles konnte den König von Preußen jedoch nicht verhindern, den einmal gefaßten Entschluß zu realisiren! Er rief seine Generale und Stabsoffiziere zusammen, redete zu ihnen in einer begeisterten Sprache, dankte ihnen für ihre bisherigen Dienste, entwarf ein kurzes, aber klares Bild seiner verzweifelten Lage, und schloß dann nach Becker mit folgenden Worten.

„Lassen Sie es Sich also gesagt sein; ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe drei Mal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Postens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und sagen Sie ihm, daß ich mich berechtigt halte, unbedingt Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie Sich auch jetzt Ihres Namens würdig beweisen; ist aber Einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heut seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu erleiden."

Auf allen Gesichtern war die Antwort der Helden in glänzenden Zügen zu lesen. Alle Augenzeugen versichern, daß der Ton dieses Königs, wenn er aus dem Herzen kam, selbst denen unwiderstehlich gewesen sei, die mit ihm unzufrieden zu sein gegründete Ursache gehabt hätten. Ehe die Begei-

sterten von ihm gingen, fügte er noch im Tone des Königs hinzu:

„Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen, und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden! Nun, leben Sie wohl, meine Herren! in Kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder!"

Am 4. Dezember marschierte das preußische Heer von Parchwitz nach Neumarkt, und zwar mit einer Begeisterung, welche Zeugniß von dem Vertrauen ablegte, das die Truppen zu ihrem Könige hatten. Hier erfuhr man, daß der Prinz Karl Breslau verlassen habe und ihnen entgegegen komme. Am nächsten Morgen, wo es noch ganz dunkel war, brachen die Preußen auf und fanden nach einigen Stunden schon bei dem Dorfe Leuthen den Feind, welcher sich bereits in Schlachtordnung aufgestellt hatte und ein Terrain von beinahe einer deutschen Meile einnahm.

Jetzt erst entwarf Friedrich II. den Plan zur Schlacht, der von Sachverständigen als ein Meisterstück taktischer Kunst gerühmt wird. Wie trefflich er entworfen, ebenso trefflich ward er von allen Seiten befolgt. Um ein Uhr Mittags begann der Kampf, der um vier Uhr Nachmittag die Preußen zu Herren des Schlachtfeldes gemacht hatte. Tausende lagen auf dem Kampfplatze und schwammen in ihrem Blute; ganze Bataillone wurden umzingelt und zu Gefangenen gemacht; ja, Viele, berichtet Becker, ergaben sich freiwillig,

aus Unwillen über ihre schlechten Führer. Es waren überhaupt 21,000 Gefangene gemacht, und beinahe das ganze Geschütz der Oesterreicher erbeutet, im Ganzen 117 Kanonen. Die Generale Zieten und Fouquet mußten den Feind bis nach Böhmen verfolgen und nahmen ihm bei dieser Gelegenheit noch 3000 Packwagen fort.

Bei der Schlacht von Leuthen hatten auch die vier sächsischen Dragonerregimenter, welche sich in der Schlacht bei Kollin so überaus tapfer benommen hatten, Theil genommen; allein es stand kein Oberst von Beckendorf mehr an ihrer Spitze, und man sieht auch hieraus wieder, daß der Feldherr die Hauptsache ist. Sie wurden schnell besiegt und verloren achthundert Mann, die als Gefangene den Preußen in die Hände fielen.

Friedrich II. verstand besser, seinen Sieg bei Leuthen zu benutzen, als seine Gegner den Sieg von Kollin. Er begab sich mit dem Hauptheere nach Schlesien, um die vom Feinde besetzte Stadt Breslau zu belagern. In Sachsen ließ er seinen kriegskundigen Bruder, den Prinzen Heinrich, mit einem kleinen Korps zurück, da er von seinen Truppen, mit Rücksicht auf die Operationen, welche er beginnen wollte, nicht viel entbehren konnte.

Friedrichs Macht war übrigens im Verhältniß zu seinem Ansehen, das er durch seine Siege in Europa gewonnen, sehr gestiegen, indem England dafür sorgte, daß das bereits entlassene Heer der Verbündeten wieder zusammen kam, dem Friedrich den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Anführer gab, und welches rasch die Franzosen Anfangs 1758 bis über den Rhein zurückblieb. Außerdem bewilligte das englische Parlament ihm eine jährliche Unterstützungssumme von vier Millionen Thalern.

Im Juli 1758 kam Friedrich II., nachdem er Schlesien verlassen und durch einen meisterhaft durchgeführten Marsch seine Gegner vollständig irre geführt hatte, bei Königingräz an. In der Gegend von Landshut ließ er ein festes Lager abstechen, in welchem er mehrere Wochen verweilte, die er dazu benutzte, Dauns Bewegungen zu beobachten.

Um diese Zeit liefen beunruhigende Nachrichten über die Russen bei Friedrich II. ein, so daß er allen Ernstes darauf bedacht war, diesem feindlichen Koloß seine geistige Ueberlegenheit zu zeigen. Bereits waren Pommern und die Neumark von den Russen in einer entsetzlichen Weise behandelt worden. Greise, Weiber und Kinder selbst wurden nicht geschont. Graf Dohna, welcher mit einem Heere vor Stralsund stand, um die Schweden in Schach zu halten, hatte seine Stellung verlassen und wollte den Russen mit seinen 20,000 Soldaten imponiren. Es gelang ihm keineswegs! Dieser Koloß erforderte eine größere Macht.

Am 10. August hob der König von Preußen das Landshuter Lager auf, übertrug die Deckung Schlesiens seinem Feldmarschall Keith und marschierte mit 14,000 Mann rasch auf die Neumark zu. Am 25. August traf er bei dem Dorfe Zorndorf die russische Armee, welche aus mehr denn funfzig Tausend Mann bestand. Bei Friedrichs Zorn, den er empfand, welcher auf dem Marsche durch die empfangenen Nachrichten über die verübten Brutalitäten der Russen immer neue Nahrung erhielt und der zur hellen Flamme aufloderte beim Anblick Küstrins, das bis auf drei Häuser zu einem Aschenhaufen umgewandelt worden war — ließ sich von vornherein fast mit Bestimmtheit annehmen, daß die demnächst erfolgende Schlacht eine der blutigsten und hartnäckigsten wer-

den würde. Des Königs bestimmter Befehl lautete: keinem Russen Pardon zu geben! Frühmorgens neun Uhr begann der Kampf, der nur ein eigentliches Schlachten war! Ströme von Blut flossen! Um zehn Uhr Abends war die Schlacht beendet: Zwanzig Tausend Russen und ungefähr zehn Tausend Preußen bedeckten den Kampfplatz: den Preußen waren 103 Kanonen und die Kriegskasse in die Hände gefallen. Der Kommandirende der russischen Armee, Fermor, zog sich über Landsberg nach Polen und Preußen zurück.

Friedrich II. konnte seinen Soldaten keine Ruhe gewähren! Sachsen erforderte dringend seine Anwesenheit, denn Dauns überwiegende Macht wurde der dort stehenden preußischen Armee immer gefährlicher, und wäre Daun überhaupt nicht ein so überaus langsamer Feldherr gewesen, wer weiß, wie es trotz der Eile des Königs von Preußen dennoch geworden wäre.

Prinz Heinrich, des Königs Bruder, befürchtete, in seinem in der Nähe Dresdens befindlichen Lager von Daun überfallen und geschlagen zu werden. Friedrich wollte sich nun mit ihm möglichst schnell vereinigen. Daun näherte sich Dresden, nachdem zuvor die Reichsarmee, unter Anführung des Herzogs von Zweibrücken, Friedrich Michael, sich mit ihm verbunden hatte. Dieser hatte erst kürzlich den Sonnenstein bei Pirna erobert und dadurch der Macht des Herzogs von Zweibrücken vertrauend, beschloß Daun die Belagerung Dresdens.

Der von Preußen eingesetzte Gouverneur dieser Stadt, Schmettau, dessen wir früher schon Erwähnung thaten, erklärte, er werde Dresden bis auf den letzten Mann vertheidigen, die Vorstädte niederbrennen lassen und von Straße

zu Straße zurückgehend den letzten Angriff in dem Palais des Kurprinzen erwarten, das er zu diesem Behufe, um seiner Drohung mehr Wahrscheinlichkeit zu verleihen, unterminiren und mit Pulver anfüllen ließ. Die Behörden der Stadt sowohl, als auch der kurprinzliche Hof, den Friedrich absichtlich, um Dresden zu behaupten, hier fast mit Gewalt zurückgehalten hatte, machten gegen die Drohung Schmettaus nicht nur Vorstellungen, sondern sie versuchten sogar, da diese ohne den gewünschten Eindruck auf den tapferen Kommandanten blieben, ihm zu drohen. Vermuthlich trauten sie ihrem Freunde Daun mehr zu, als die Preußen.

„Ich kann mich auf Ihre Bitten nicht einlassen," sagte Schmettau, „sondern muß bei dem stehen bleiben, was ich Ihnen gesagt! Ich werde mich von Straße zu Straße, ja, von Haus zu Haus vertheidigen und im kurprinzlichen Palais die letzte Entscheidung erwarten. Von mir werden und können Sie nichts erlangen; wenden Sie Sich an Ihren Freund Daun, den Sie nur auffordern brauchen, sich zu entfernen, wodurch alle meine Maßregeln überflüssig werden."

Man glaubte indeß nicht, was Schmettau gesagt, denn sonst würde man Daun davon benachrichtigt und ihn ersucht haben, die Belagerung aufzuheben. Dies geschah nicht. Daun rückte wirklich näher, änderte aber plötzlich seinen Entschluß, nachdem er erfahren hatte, daß Friedrich II. im Anmarsche begriffen sei. Durch die Feigheit des oesterreichischen Feldmarschalles ward nicht nur Dresden, sondern auch der Prinz Heinrich gerettet, der von den Oesterreichern und den Reichstruppen umzingelt und mit seiner ganzen Armee erdrückt werden sollte. Daun zog ab, wie gesagt und nahm bei Stolpen ein festes Berglager ein. Da derselbe für den Augenblick keine Kourage hatte, den kleinen König anzugrei-

fen, so beschloß er, ihn mindestens von Schlesien abzuschneiden, wo Kosel und Neiße bereits von österreichischen Armeen belagert wurden.

Diesen Plan durchzuführen war jeden Falls weit leichter, als den König in offenem Felde anzugreifen, wenn dessen Armee auch bedeutend schwächer, als die österreichische war; allein in erstrem Falle konnte Daun immer doch noch auf den Beistand der Heere von Kosel und Neiße rechnen und sein Heer dadurch um ein Bedeutendes verstärken.

Friedrich II. machte den Versuch, die Straße über Görlitz und Bautzen zu behaupten. Bautzen gewann er zwar glücklich, doch jenseits der Stadt, auf den Kitlitzer Höhen inmitten von Löbau und Glossen, befand sich Daun in einer Position, die höchst gefährlich für Friedrich schien. Letztrem hätte es nicht schwer werden können, seinen Feind zu umgehen, doch Dauns bekannte Saumseligkeit machte ihn stark in Gedanken und er beschloß, mit seinem weit schwächeren Heere sich ihm gegenüber lagern zu wollen. Dies war am 10. October. Der Quartiermeister-Lieutenant Marwitz sagte, als er den Befehl zum Abstecken des Lagers vom Könige empfing.

„Aus Rücksicht für Eure königliche Majestät wage ich es, Sie auf die außerordentliche Gefährlichkeit des Terrains, unmittelbar im Angesicht des Feindes, aufmerksam zu machen!"

Friedrich der Große, der im wahren Sinne des Wortes Despot war, duldete entschieden keinen Widerspruch. Kurz und gemessen erwiderte er:

„Ich befehle es!"

„Ich bin nicht im Stande, diesem Befehle zu gehorchen!" lautete die dreiste Antwort des Offiziers, die ihm natürlich sofortiges Gefängniß zuzog. Allein dadurch war noch Nichts

gewonnen. Friedrich hatte seinen Plan noch nicht aufgegeben.

Auch Keith, Zieten und Seydlitz machten wenn auch bescheidene, so doch ernste Vorstellungen wegen des Absteckens eines Lagers im Angesicht eines so sehr überlegenen Feindes. Friedrichs Starrsinn wuchs, je mehr man ihm widersprach, und wenn er des Beistandes der genannten drei tapfern Männer nicht bedurft hätte, so hätten vielleicht auch sie ihre Freiheit verloren. Er blieb bei seinem Willen und ließ seine Armee in der That da lagern, wo er es einmal bestimmt hatte. Er hatte sich auch noch vorzüglich durch einen vom Feinde bezahlten Kundschafter in die Irre führen lassen.

Drei Tage lagerte bereits das preußische Heer zwischen den Dörfern Hochkirch und Rodowitz, und Friedrich, der keinen andern Zweck haben konnte, als dem Feinde imponiren zu wollen und denselben erreicht zu haben schien, hatte bereits bestimmt, den gefährlichen Posten in der Nacht zum 14. October wieder zu verlassen. Merkwürdig, dieselbe Nacht hatten auch die Oesterreicher zum Ueberfall auserſehen.

Johann Wilhelm von Archenholz beschreibt den Ueberfall von Hochkirch in folgender Weise:

„Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillonen und sechsunddreißig Schwadronen bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechszehn Bataillonen, und der General Forgatsch mit achtzehn Bataillonen. Das Korps des General Laudon, das dem preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillonen und funfzehn Schwadronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze österreichische Kavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Korps waren

bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte und im Rücken anzufallen; dagegen sollte der Herzog von Aremberg mit dreiundzwanzig Bataillonen und zweiunddreißig Schwadronen den preußischen linken Flügel beobachten, und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen anderen Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Kürassiren aufsaßen, vor dem preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten und so vorwärts drangen. Die Zelte blieben im österreichischen Lager stehen und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht hindurch Bäume zu einem Verhau fällen, wobei sie sangen und einander zuriefen. Durch dieses Getöse wollten sie die preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen Husaren aber entdeckten doch die Bewegug des Feindes, und gaben dem Könige sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegung selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andere Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden sich eben beim Könige, und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehle an einige Brigaden geschickt wurden, aufzustehen, wobei mehrere Regimenter Kavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken. Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bei den

preußischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die österreichische Armee, in verschiedene Korps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie kolonnenweise von allen Seiten ins preußische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlafe aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie in's Lager der Preußen. Es war Nacht und die Verwirrung über allen Ausdruck. Die Oesterreicher, gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers. Viele Hunderte wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; Andere liefen halb nackend zu ihren Waffen. Die Wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein Jeder ergriff das Gewehr, das ihm in die Hände fiel, und flog damit in Reih und Glied. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr fast Tollkühnheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten aufsteigen mußte, wären gänzlicher Untergang des Kriegers einer jeden anderen Armee irgend eines Volkes gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsres Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhms gefunden, denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin Alles!

„Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze preußische Lager; Alles stürzte aus den Zelten und in wenigen Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil der Infanterie und Kaval=

lerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter, einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Uebermacht weichen.

„Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu mindern, denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die preußische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind finden sollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Kürassierregiment von Schöneich warf allein die ganze Linie österreichischer Infanterie über den Haufen und machte an fünfhundert Gefangene.

„Das Dorf Hochkirch stand in Flammen und wurde dennoch von den Preußen auf's Tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben abzuhängen, daher Daun immer frische Truppen zum Angriff heranrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken; das Loos aber aller Uebrigen war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und schlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Hier war sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf fort; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab, ohne einen Laut, seinen Heldengeist auf; auch der Feldmarschall, Fürst Moritz von Dessau, wurde tödtlich verwundet. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen,

mußten weichen, und die österreichische Kavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde; die österreichische Reiterei aber vernichtete wieder die Vortheile der Preußen. Der Nebel verzog sich endlich, und beide Heere übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so waren ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen, ihre Taktik zu brauchen und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangter Vortheile, glaubte nicht, eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viele Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten die mehrsten ihrer Heerführer verloren hatte, und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit seinem starken Korps unter Begünstigung des Nebels dem Könige in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige Tausend Mann über den Haufen geworfen und eine große preußische Batterie erobert. Dies war aber auch die Grenze des Sieges.

„Die preußische Armee verlor an diesem unglücklichen Tage nebst dem Gepäck über 100 Kanonen und 9000 Mann, die Oesterreicher 8000 Mann. Der König hatte sich in's stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe

erschossen und zwei Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in Gefahr gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde bei dem Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren."

Daß der Verfasser dieser Darstellung etwas übertrieben hat, müssen wir seinem Enthusiasmus, den er für Friedrich II. empfand, ungeachtet er von demselben nicht sehr gnädig behandelt worden, zu Gute halten.

Für den König von Preußen mußte dieser „glubsche Streich," wie er den Ueberfall bei Hochkirch nannte, die empfindlichsten Folgen nach sich ziehen. Es schien ihm beinahe eine Unmöglichkeit, nach einer so empfindlichen Niederlage noch nach Schlesien hinzukommen. Daun stimmte ihm hierin vollständig bei, ohne natürlich des Königs Ansicht zu kennen. Er theilte dem General Harsch, welcher Neisse anangreifen sollte, mit, er möge nur ruhig die Belagerung fortsetzen, er (Daun) habe dafür Sorge getragen, daß Friedrich II. ihm nicht schaden könne.

Am 14. October Vormittags 11 Uhr verweilte der König von Preußen auf einem Hügel bei Kleinbautzen und blickte mit sichtbarem Schmerz auf den Rest seines bei ihm vorbei marschierenden Heeres. Bald jedoch beherrschte er sich und zeigte ein heiteres Gesicht. Zu einigen Artilleristen rief er:

„Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?„

„Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt!" erwiderte Einer.

„Nun denn," sagte der König, „so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen. Nicht wahr, Grenadiere?"

„Ja,“ antworteten Diese im Vorübergehen, „das ist Recht! sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!“

Die preußische Armee hatte beim Ueberfall bei Hochkirch auch alle ihre Zelte, Stroh, Kochgeschirr u. dgl. m. verloren; aber dennoch war sie unverdrossen, weil ihr König, den sie beinahe vergötterte, eine heitere Miene zeigte; sie wußten, daß er der Mann war, der einen Schaden wieder auswetzen konnte und stets den Willen hatte, dies zu thun. Sie bezogen auf den Anhöhen bei Doberschütz ein Lager, wenn man ein derartiges Arrangement ohne Zelte ein Lager nennen kann. Die Bewohner Bautzens und der in der Nähe befindlichen Dörfer mußten Kochgeschirre und Stroh liefern.

Friedrichs Geist war nach dieser entsetzlichen Niederlage keineswegs getrübt. Bald war ein neuer Plan entworfen, demzufolge Prinz Heinrich mit seiner Armee von Dresden aufbrechen und sich mit ihm vereinigen sollte. Dadurch erhielt des Königs Heer beinahe dieselbe Stärke, welche es vor dem Hochkircher Ueberfall hatte.

Am 24. October setzte sich das nunmehr vereinigte Heer des Königs und des Prinzen Heinrich von Preußen in der Abendstunde in Bewegung, theilte sich bald und ging über Ullersdorf nach Görlitz zu. Ganz vortrefflich war es gelungen, Daun mit seiner ganzen Armee zu umgehen und zu hintergehen und auf diese Weise ganz Europa, das auf die Früchte des Hochkircher Sieges rechnete, um dieselben zu bringen.

Jetzt war es dem Könige von Preußen ein Leichtes, von Schlesien wieder Besitz zu nehmen, denn Niemand war vorhanden, der dies hätte verhindern können. Als er vor Neiße eintraf, (am 6. November) genügte sein bloßes Er=

scheinen, die Belagerer zu vertreiben. Ebenso war es bei Kosel. Prinz Heinrich mußte bei Landshut stehen bleiben.

Der Feldmarschall Daun, welcher sich nicht wenig ärgern mochte, von Friedrich II. betrogen worden zu sein, und den möglichen Falls auch der bei Hochkirch über die Preußen erfochtene Sieg mit neuem Muth ausgerüstet haben mochte (der ihm auch Noth that) faßte den kühnen Entschluß, Sachsen von den Preußen zu befreien, was er jetzt wohl um so leichter ausführen konnte, da Friedrich II., wenigstens nicht augenblicklich, zu fürchten war. Er mochte vielleicht auch annehmen, daß der Reichsgraf von Schmettau der noch immer Dresdens Gouverneur war, jetzt eine weniger kecke Sprache haben würde, als früher, wo er auf den Beistand seiner Waffengefährten rechnen konnte. Daun hatte sich indeß auch diesmal geirrt, was übrigens bei diesem Feldherrn nicht auffällig erscheint. Als er am 8. November die Stadt zur Uebergabe aufforderte, wiederholte Schmettau seine bereits am 14 October desselben Jahres abgegebene Erklärung, und als Daun dennoch Ernst machen zu wollen schien, ließ er in der That gegen 300 Häuser in der pirna'schen Vorstadt niederbrennen, um dem österreichischen Feldmarschall den Beweis seiner Entschiedenheit zu liefern. Das wirkte! Daun versicherte, aus Rücksicht welche er gegen die Verwandten und Bundesgenossen seines Hofes hege und hegen müsse, werde er die Belagerung aufheben. Es kam dem Grafen von Schmettau nicht auf den Grund der Belagerungseinstellung, sondern nur darauf an, daß dieselbe überhaupt Statt fand. Und diesen Zweck hatte er erreicht.

Daun hatte übrigens die Sache ziemlich schlau angefangen. Er hatte die Reichstruppen mit den seinigen verbunden und bestimmt, daß diese, die an der Elbe verschanzt

liegenden Preußen von vorn angreifen sollten, während er selbst vom Rücken derselben aus operiren wollte. Allein der Graf Dohna vertrieb die Reichsarmee von Leipzig; General Wedel jagte das Haddiksche Heer von Torgau fort und der Graf von Schmettau benahm sich ebenfalls als ein tapferer Krieger, so daß es für Daun schlechterdings unmöglich war, der Befreier Sachsens zu werden. Seine Entgegnung auf Schmettaus Erklärung darf man also nur als einen Deckmantel für seine Schwäche betrachten.

Man sagt, erst nach der Aufhebung der Belagerung von Dresden habe Daun die Nachricht erhalten, daß Friedrich II. schon wieder auf dem Marsche nach Sachsen sich befinde. Wir glauben jedoch, daß er dies schon vorher in Erfahrung gebracht und daß dies auch ein Hauptgrund war, daß er so schnell auf die Ehre verzichtete, Dresdens Retter zu heißen. Er brach schnell auf, marschierte nach Böhmen, um daselbst die Winterquartiere zu beziehen und auszuruhen von den bei Hochkirch gehabten Anstrengungen.

Am 20. November befand sich Friedrich der Große bereits wieder in Dresden, ordnete alles zur Vertheidigung und Behauptung Sachsens erforderlich Scheinende an, ließ den vorsichtigen Prinz Heinrich in Sachsen zurück und ging abermals nach Schlesien, um ebenfalls die Winterquartiere von seinen Truppen einnehmen zu lassen. Um die Mitte des Dezembers langte er in Breslau an.

Das Jahr 1758 war zu Ende, und hatte wiederum unendlich viele Menschenleben gekostet, ohne daß weder die eine, noch die andere Parthei dabei wesentlich gewonnen hätte. Am Uebelsten befand sich das kleine Sachsen, und wenn wir es streng nehmen wollen, so hatte es selbst Schuld daran. Hätte der Kurfürst seinem Minister Brühl nicht ein

so unumschränktes Vertrauen geschenkt und jede Mahnung, die ihm von anderer Seite, trotz der Wachsamkeit seines Premierministers, zukam, hartnäckig, beinahe trotzig, von der Hand gewiesen, — er hätte seinem Lande unendlich viel Unglück ersparen können, ja, er wäre gar nicht unmittelbar mit in den Krieg verwickelt worden. Auch Friedrich II. hatte sich erboten, August III. die Beweise von der Schändlichkeit des Grafen von Brühl in die Hände zu geben; allein er wies auch dieses Anerbieten von sich.

Während die von uns beschriebenen Ereignisse in Sachsen zutrugen, hatte sich der Prinz Xaver, August's II. zweiter (natürlicher) Sohn, um die Erhaltung seines Vaterlandes hochverdient gemacht. Er befand sich mit einem aus zehn Tausend Sachsen bestehenden Heere bei der Armee des Prinzen von Soubise und erntete in mehreren Schlachten unvergängliche Lorbeeren. Er half besonders in der Schlacht bei Lutterberg, in Westfahlen, dem Prinzen von Soubise, dessen Heer durch den Dauphin von Frankreich 24 Kanonen zum Geschenk erhalten hatte, die Hessen besiegen.

Sechstes Kapitel.

Der Angriff auf Bergen. — Die Schlacht bei Minden. — Die Schlacht bei Kunersdorf. — Dresden geht für Preußen verloren. — Der Graf von Schmettau fällt in Ungnade. — Friedrich II. und Prinz Heinrich im Lager bei Hirschstein. — Die Kapitulation des General Fink. — Ein Blick auf Sachsens Verhältnisse.

Das Jahr 1759 sollte nicht minder schrecklich für Sachsen werden, als die vorangegangenen. Die Verbündeten, unter dem Oberbefehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehend, wurden zu Anfange des Jahres 1759 durch das französische Heer, welches sich mit einem Theil der sächsischen Armee verbunden hatte und von Contades und Broglio befehligt wurde, außerordentlich in Schach gehalten. Je auffallender dies bei den Franzosen, vornehmlich dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig gegenüber, erscheint, desto mehr müssen wir uns der Annahme zuneigen, das jenes „in Schach halten" ein hauptsächliches Verdienst der bei dem französischen Heere befindlichen sächsischen Regimenter gewesen ist.

Frankreich, obgleich dasselbe sich früher und später sehr tapfer benommen, hat sich im siebenjährigen Kriege nirgend ausgezeichnet. Hat es irgend einen Vortheil für die Feinde des Königs von Preußen erreicht, so ist dies fast immer nur in Gemeinschaft entweder mit der österreichischen, russischen oder sächsischen Armee geschehen. Es hatte allerdings im Winter von 1758—1759 Frankfurt a./M. überrumpelt und besetzt; allein diese That gewann erst Anfangs 1759 an Be=

deutung. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte nämlich die Absicht, Frankfurt a./M. wieder zu erobern, und machte deshalb am 13. April bei Bergen einen Angriff auf seine Gegner. Dieser Angriff schlug vollständig fehl. Ferdinand wurde besiegt, vorzüglich durch die außerordentliche Tapferkeit der sächsischen mit der französischen Armee vereinigten Regimenter. Ja, man behauptet, und gewiß nicht mit Unrecht, daß ohne die Sachsen die Schlacht bei Bergen von Contades und Broglio gar nicht gewonnen worden wäre.

Nach vielen unbedeutenden Kämpfen kam es endlich zwischen diesen beiden Heeren am 1. August 1759 bei Minden zu einer Hauptschlacht, welche Ferdinand von Braunschweig gewann. Zwar waren auch dies Mal die Sachsen noch mit dem französischen Heere vereinigt, doch konnten sie den so sehr gewünschten Sieg nicht erringen; denn der Herzog von Braunschweig hatte sein ganzes so sehr hervorragendes Feldherrntalent entwickelt und schlug sie. Dagegen müssen wir besonders der musterhaften Ordnung der Sachsen bei dieser Niederlage gedenken. In wilder, regelloser Flucht verließen die Franzosen das Schlachtfeld, und wären in diesen unheilvollen Augenblicken die Sachsen ihrem Beispiele gefolgt, dann hätte Ferdinand von Braunschweig vielleicht das ganze feindliche Heer vernichtet oder zu Gefangenen gemacht. Dies mochten die Sachsen auch einsehen, denn mit der größten Ordnung und einem ritterlichen Muthe hielten sie Stand bis zuletzt, wodurch es ihnen ganz vortrefflich gelang, den Rückzug der Franzosen zu decken.

Friedrich II., der doch immer die Hauptperson im siebenjährigen Kriege bleibt, hatte bis jetzt erst die geringsten Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle zu erleben gehabt. Für

das Jahr 1759 sollte es ihm noch weit übler ergehen. Seine Feinde hatten die größten Anstrengungen gemacht, um ihm womöglich eine noch bedeutendere Macht, als bisher, entgegen stellen zu können. Maria Theresia hatte durch den erst kürzlich ernannten französischen Premierminister Choiseul auf die Marquise von Pompadour dergestalt einwirken lassen, daß man am Hofe Frankreichs die lebhafteste Fortsetzung des Krieges für den einzigen Wunsch hielt. Maria Theresia, indem sie sich Choiseul anvertraute, hatte sich dadurch eines Mannes bedient, der früher an ihrem Hofe als Gesandter fungirt und dessen Charakter sie gründlich studirt hatte. Sie wußte seine Schwächen benutzen, und es gelang ihr Alles vortrefflich.

Elisabeth, die Kaiserin von Rußland, war ebenfalls eifrigst bestrebt, den König von Preußen ihren Haß und ihre Abneigung fühlen zu lassen; die ihren Kriegern bei Zorndorf zugefügte Niederlage sollte durch siegreiche Schlachten getilgt werden. Eine neue russische Armee, dies Mal unter Anführung des Generals Soltikow, betrat die preußischen Lande. Soltikow sollte gemeinschaftlich mit Daun den kleinen König vernichten.

Wäre Friedrich der Große nicht eben der „Große" gewesen, er hätte bei diesem Ungewitter den Muth verlieren müssen. Er verlor ihn aber nicht! Ohne Rücksicht auf Menschlichkeit und Gesetzlichkeit wurden Geld und Soldaten herbeigeschafft; überall ließ er bei Aushebung der erforderlichen Mannschaften mit einer Härte verfahren, die nur in den vorhandenen Verhältnissen eine Entschuldigung finden kann.

Auch das arme Sachsen hatte Viel von Friedrichs Verordnungen zu leiden. Es scheint beinahe, als habe er die Absicht gehabt, dieses Land besonders auszuplündern, weil

sein Regent sich vor Beginn des unheilvollen siebenjährigen Krieges geweigert, sich mit ihm zu verbinden. Diese Art Revange zu nehmen, war bei Friedrich II. gar nichts Seltenes. Mit Mecklenburg-Schwerin, dessen Fürst so thöricht gewesen, sich in Regensburg an die Spitze der Gegner Preußens zu stellen, machte er es ganz ebenso, indem er daselbst schwere Kriegssteuern und Naturallieferungen einziehen ließ. In Polen geschah ein Gleiches. Dem Edelmann Sulkowski in der Posener Woiwodschaft, der gewagt hatte, auf seinen Gütern für die Russen Getreide aufzuspeichern und welcher noch die Kühnheit hatte, ihnen auch Kanonen zuführen zu wollen, ließ er durch den General Wobersnow mitten in Polen überfallen, seine Magazine zerstören und ihn selbst in die Festung Glogau sperren.

Auf alle Weise zeigte Friedrich II. seinen Gegnern, daß er nicht der Mann sei, welcher mit sich spaßen lasse; dessen ungeachtet aber zweifelte man auf ihrer Seite keinen Augenblick mehr, daß Preußens Ende herannahe. Friedrich ließ zwischen Schweidnitz und Löwenberg fünfundvierzig Tausend Soldaten Cantonnirungsquartiere beziehen. Daun und Laudon standen längst der böhmischen Grenze mit einer Armee, die beinahe noch ein Mal so stark war, um alle Zugänge nach Schlesien zu bewachen. Oberschlesien deckte dagegen der preußische General Fouquet, und im Kurfürstenthum Sachsen befand sich der Prinz Heinrich von Preußen, der in diesem Feldzuge etwas ganz Ausgezeichnetes leistete. In Eilmärschen, die er so herrlich einrichtete, daß selbst der vorsichtige Daun nichts davon bemerkte, brach er in Böhmen ein, zerstörte mehrere den Oesterreichern gehörigen Magazine, die mit so vielem Vorrath angefüllt waren, daß davon allein fünfundzwanzig Tausend Mann ein ganzes Jahr hätten leben

können. Darauf wendete er sich nach Franken, jagte viele Reichsheerabtheilungen auseinander, brandschatzte, machte Gefangene, vernichtete Magazine und kehrte ebenso rasch nach Sachsen zurück, wie er dasselbe verlassen hatte. Daun hatte mittler Weile nicht ein Mal Zeit gehabt, dies Land zu besetzen, was, wenn es von seiner Seite geschehen wäre, der ganzen Angelegenheit unbedingt eine andere und schnellere, für Sachsen jeden Falls günstigere, Wendung gegeben hätte.

Friedrich II. hatte bei Schmottseifen ein Lager bezogen. Hier war er vornehmlich darin thätig, daß er Berichte entgegen nahm und Befehle fortsandte. Endlich langte die Nachricht von dem Anmarsche der Russen an. Laudon brach mit zwanzig Tausend Mann auf, um eine Vereinigung mit ihnen herbeizuführen. Friedrich II. durchschaute diesen Plan und war nun vor allen Dingen darauf bedacht, denselben zu vereiteln. Er befahl dem Grafen Dohna, welcher Stralsund belagerte, diese Vereinigung zu verhindern, demnächst aber die Russen in einzelnen Abtheilungen zu schlagen. Dem Grafen Dohna gelang dies übrigens nicht, er zerstörte nur mehrere kleine Magazine und zwang eine Menge Polen, in preußische Kriegsdienste zu treten.

Friedrich der Große war mit dem Grafen Dohna schon um deshalb nicht zufrieden, weil seine Befehle nicht erfüllt waren. Er wurde abgerufen und der General Wedel mit der Vollmacht eines Diktators abgesandt, seine Stelle einzunehmen. Er hatte den gemessenen Befehl, die Russen, wo er sie fände, zu schlagen.

Das durch Wedel erlangte Resultat war noch weit weniger geeignet, den König zu befriedigen. Wedel stieß mit den Russen in der Gegend von Züllichau bei dem Dorfe Kay am 23. Juli zusammen, und ohne erst eine Stellung einzu-

nehmen, die ihm Vortheil bringen konnte, griff er unverzüglich an. Er ward vollständig geschlagen, verlor über fünftausend Mann und außerdem noch den General Wobersnow. Während die Preußen flohen, rückte der russische Feldherr bis Krossen vor, und vereinigte sich am 3. August nun wirklich mit Laudon.

Am 30. Juli schon war Friedrich II. mit einer Husarenabtheilung nach Sagan aufgebrochen, um sich selbst an die Spitze der geschlagenen Wedel'schen Armee zu stellen. Prinz Heinrich hatte Sachsen verlassen, um des Königs Stelle im Lager bei Schmottseifen einzunehmen und mit seiner aus 40,000 Mann bestehenden Armee ein Observations-Korps zu bilden.

An der Oder auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf hatten die vereinigten Russen und Oesterreicher ein verschanztes Lager inne, das von einer furchtbaren Artillerie gedeckt wurde. Der rechte Flügel berührte die Oder, während der linke sich an die Sümpfe und Buschhölzer legte und das Centrum, welches hinter tiefen Gründen versteckt lag, jedem Angriff zu trotzen schien. Zum Ueberfluß waren die Zugänge zum österreich-russischen Lager durch dichte Verhaue geschützt und der rechte Flügel noch durch eine Sternschanze gedeckt.

Friedrich II. blieb auch bei diesem furchtbaren Heere seiner Maxime getreu! Er hatte die Absicht, seine Gegner zu umgehen und von mehreren Seiten zugleich anzufallen, weil dadurch allein erst die beabsichtigte und zum Siege nothwendig scheinende Verwirrung im feindlichen Lager ermöglicht werden konnte.

Das Terrain und die vorzügliche Verschanzung des österreich-russischen Lagers bot ungemein viele Schwierigkeiten dar;

gleichwohl kam Friedrich II. vor den linken Flügel an, eroberte mit seinen Grenadieren, ungeachtet eines außerordentlich heftigen Feuers, die Anhöhen, jagte die Russen aus allen ihren Verschanzungen und trieb sie, nachdem er sich ihrer sämmtlichen Artillerie bemächtigt hatte, bis in Kunersdorf hinein, dessen Friedhof jetzt ein Kriegshof werden sollte. Dies geschah am 12. August 1759 bis Abends sechs Uhr.

Der König sandte sofort einen Kourier nach Berlin, um die vorläufige Siegesbotschaft zu überbringen. Indeß geschah dies viel zu früh, und Friedrich II. hatte vergessen, daß er erst einen Flügel des Feindes besiegt hatte. Das Glück wendete sich auch in einer erschreckenden Weise für die Preußen. Der rechte russische Flügel war noch keinen Fuß breit gewichen und die Oesterreicher hatten sich noch gar nicht am Kampfe betheiligt gehabt. Auch der linke Flügel sammelte sich wieder, der bereits geschlagen war und der gänzlich hätte vernichtet werden können, wenn der König in seinem Siegestaumel nicht unverzeihlicher Weise die Flucht desselben verhindert hätte. Er wußte zwar sehr gut, daß er noch nicht Herr des Schlachtfeldes war, glaubte aber, es in kurzer Zeit werden zu können. Um dies und womöglich rasch zu erreichen, hatte er jetzt sein Augenmerk auf den rechten Flügel des Feindes gelenkt. Doch das sehr coupirte Terrain erschwerte die Konzentrirung der Truppen und Laudons plötzliches Einrücken in die Schlachtlinie verhinderte sie ganz. Der General Seydlitz gerieth in die Nähe der russischen Kanonen, mußte mit seinen tapferen Reitern zurückgehen und wurde, schwer verwundet, vom Schlachtfelde getragen. Die Oesterreicher, welche sich in eine große russische Batterie auf dem Kirchhofe der Juden bei Kunersdorf geworfen hatten, verdoppelten ihr Feuer, während gleichzeitig ihre Kavallerie

auf allen Punkten losbrach und große Unordnung unter den bestürzten Preußen verursachte.

Mittler Weile hatte eine Abtheilung preußischer Soldaten den Versuch gemacht, den sogenannten Spitzberg zu erstürmen; allein die österreichische Infanterie verstand es so meisterhaft, dies zu verhindern, daß die Preußen weichen mußten.

Jetzt begann ein wilder, furchtbarer Kampf! General Puttkammer wurde getödtet, die Generale Hülsen und Fink wurden verwundet, und selbst Friedrichs eigene Uniform zeigte die Spuren von mehreren Kugeln, die ihm jedoch sonst nicht geschadet hatten; eine Musketenkugel zerschmetterte ihm ein goldenes Etui in der Westentasche.

Der Kampf wurde immer gewaltiger; das Feuer immer heftiger und der Tod wüthete auf beiden Seiten immer emsiger! Da rückte auf einmal Laudon mit frischer Kavallerie heran und schlug auf die bereits ermattete preußische Armee ein. Plötzlich ergriff Alles die Flucht; Unordnung herrschte an allen Orten des preußischen Heeres. Auch Friedrich II. war von dieser Kopflosigkeit nicht verschont, und hätte sein Rittmeister von Prittwitz nicht Tapferkeit und Geistesgegenwart gehabt; so würde der große König unter den Händen der Kosaken wahrscheinlich sein Leben ausgehaucht haben.

Die Schlacht bei Kunersdorf hatte den Preußen 8000 Todte und 15,000 Verwundete gekostet, außerdem wurden noch ungefähr 10—12,000 vermißt, denn im Ganzen war die preußische Armee bis auf 5000 Mann zusammengeschmolzen. Auf dem Rücken des erwähnten Rittmeisters von Prittwitz, der mit seinen Husaren sein Leben gerettet hatte, schrieb er mit Bleistift einen Zettel, des Inhalts: „Alles ist verloren! Retten Sie die königliche Familie! Adieu für immer!"

Diese Ordre war für seinen Minister Finkenstein in Berlin bestimmt, dem kurz zuvor auch die Nachricht des vermeintlichen Sieges wahrscheinlich zugekommen war. Was er unter dem „Adieu für immer! gemeint, bedarf keines Kommentars, da sein Sinn als bekannt vorauszusetzen ist.

Die österreichisch-russische Armee hatte im Uebrigen ihren Sieg theuer erkauft; sie hatte nicht weniger, als 24,000 Todte und Verwundete, dagegen das von den Preußen bis 6 Uhr Abends eroberte Geschütz nicht allein, sondern auch beinahe alle preußische Kanonen und Munitionswagen erobert, welche von der Armee des Königs auf dem Kampfplatze stehen gelassen wurden.

Der geschlagene König schlief in dieser Nacht in einer halb verfallenen Bauernhütte auf einem Bund Stroh.

Am 14. August, also zwei Tage nach der Schlacht bei Kunersdorf sandte Friedrich II., gebeugt durch den Verlust derselben, dem Kommandanten von Dresden, Grafen von Schmettau, den Befehl, wenn er den Ort nicht zu halten im Stande sei, möge er versuchen, durch Kapitulation die Garnison, die Kassen, Magazine und Lazarethe zu retten. Hiernach schien es beinahe, als wollte für das so hart bedrängte Sachsen ein günstiger Wendepunkt eintreten. Wir sagen absichtlich, es schien! Denn schon am 25. desselben Monats befahl der mit seinen Befehlen so freigebige König von Preußen dem Grafen von Schmettau, Dresden unter allen Umständen zu halten. Unvorhergesehene Verhältnisse hatten den Spion, dessen sich Friedrich zur Ueberbringung seines vom 25. August datirten Befehls bediente, über die Maßen unterwegs aufgehalten, so daß derselbe erst am 5. September an seinem Bestimmungsort eintraf.

Des Grafen von Schmettaus Lage in Dresden war un-

terdessen eine höchst kritische geworden; die Reichs-Armee wollte sich Sachsens, das ziemlich von allen preußischen Truppen entblößt war, bemächtigen, besonders Dresdens und der übrigen wenigen noch von Preußen besetzten festen Plätze. Leipzig, Wittenberg und Torgau wurden von den Preußen geräumt. Die Besatzung der letztgenannten Stadt hatte unter dem General Wolfersdorf allerdings heldenmüthig gekämpft, mußte sich zuletzt aber doch ergeben. Was Dresden selbst anbelangt, so wurde diese Stadt bereits seit dem neunten August von einer österreichischen Armee, welche Macquire und Guasko zu Führern hatte, förmlich belagert. Diese Belagerungsarmee verstärkte der Herzog von Zweibrücken noch mit einem Reichsheere.

Der Graf von Schmettau, welcher zur Uebergabe aufgefordert wurde, ertheilte wiederum eine seinem entschiedenen Charakter gemäße Antwort, da dieselbe aber die Oesterreicher von ihrer Absicht nicht zurückbrachte, so griff Schmettau zu dem früher schon versuchten Mittel, indem er einen Theil der Vorstädte niederbrennen ließ. Auch dies blieb ohne den gewünschten Erfolg! Die beiden vor den Thoren liegenden Armeeen ließen sich dadurch nicht abschrecken. Inzwischen war die Nachricht von der Kunersdorfer Schlacht eingetroffen, welche wohl geeignet war, auf der einen Seite den Muth zu erhöhen und auf der anderen ihn niederzudrücken. Hierzu kam nun noch der Befehl Friedrich II., wenn Schmettau Dresden nicht halten könne, es zu übergeben. Der große König zweifelte in jenem für ihn so entsetzlichen Augenblick selbst daran, Dresden mit einem Hilfskorps unterstützen zu können. Nachdem Friedrichs Muth wieder aufgerichtet worden war, sandte er, wie wir oben schon Gelegenheit nahmen, zu berichten, unter'm 25. August einen Gegenbefehl, welcher jedoch erst am

5. September an Schmettau gelangte. Dieser hatte einen Tag vorher eine Kapitulation abgeschlossen, deren Inhalt dem von Friedrich II. am 9. August ausgedrückten Wunsche entsprach.

Die Ausführung der in der Kapitulation enthaltenen Bedingungen hatte dadurch bereits ihren Anfang genommen, daß die Oesterreicher mittler Weile ein Thor besetzt hatten. Da rückte plötzlich der General Wunsch mit einer preußischen Heeresabtheilung zum Ersatz Dresdens heran. Die Bewohner der sächsischen Residenz verloren bei dieser Nachricht alle Hoffnung, die Preußen abziehen zu sehen; auch die Belagerungsarmee war stutzig geworden. General Wunsch, den der Graf von Schmettau von der abgeschlossenen Kapitulation in Kenntniß setzte, machte zwei Meilen von Dresden Halt. Schmettau würde vielleicht nicht so gehandelt und die Kapitulation für null und nichtig erklärt haben, hätte er nicht die Kassen, welche über fünf Millionen Thaler enthielten, zu retten gehabt. Fünf Millionen war unter Kriegsverhältnissen immer schon eine bedeutende Summe, die für Friedrich II., der ohnehin sehr geldarm war, von großer Wichtigkeit sein mußte. Aus diesem Grunde, und da der König selber die Uebergabe Dresdens gutgeheißen hatte, blieb Schmettau bei der Kapitulation. Sie ist ihm freilich theuer zu stehen gekommen, denn er fiel ihretwegen in schwere Ungnade bei seinem Monarchen.

Dresden, der Hauptschlüssel von Sachsen und Schlesien zugleich, war für dies Mal für Preußen verloren, außerdem aber auch noch die Städte Leipzig, Wittenberg und Torgau, welche der Herzog von Zweibrücken vorher schon den Preußen abgenommen hatte. Der General Wunsch, der jetzt nichts

Gescheidteres thun konnte, eroberte von Neuem diese drei Städte.

Friedrich II. konnte den Verlust Dresdens nicht verschmerzen. Nachdem er die Russen aus Schlesien getrieben und sich von seinem Podagra, woran er in dieser Zeit viel zu leiden hatte, einiger Maßen erholt hatte, brach er selber nach Sachsen auf, um durch ein rasches und glücklich durchgeführtes Unternehmen den empfangenen Schaden möglichen Falls wieder gut zu machen. Die Generale Prinz Heinrich, Fink, Hülsen und Wunsch befanden sich mit einer Menge Truppen bereits in den sächsischen Landen; dagegen war auch Daun daselbst angelangt, welcher den Prinzen zurücktreiben wollte, was ihm jedoch nicht gelang; im Gegentheil, der vorsichtige und talentvolle Prinz hatte ihn durch sehr künstlich durchgeführte Wendungen bis nach Wilsdruf zurück gedrängt und sich selbst bei Hirschstein gelagert.

Am 13. November langte Friedrich II. in der nämlichen Gegend an und wollte von Ruhe nichts wissen. Der Feind sollte weiter getrieben und womöglich geschlagen und vernichtet werden. Prinz Heinrich, der weit kälterer Ueberlegung fähig war, als sein königlicher Bruder, versuchte, durch Gründe der Vernunft auf denselben einzuwirken, um ihn von einem Unternehmen abzuziehen, das für Preußen nur von unbedingtem Nachtheil sein konnte.

„Nichts, nichts da!" erwiderte Friedrich II. auf die bescheidenen Vorstellungen des bedächtigen Prinzen Heinrich; „immer vorwärts in den Feind hinein!"

Widerspruch, und mochte er kommen von einer Seite, welche es immer wolle, duldete der König von Preußen nicht. Dies wußten alle seine Generale. Deshalb schwieg auch Heinrich, als er sah, wie Friedrich Anstalten traf, den Feind sel-

der zu verfolgen, dessen Nachzug er beinahe auch ganz vernichtete. Dem General Fink befahl er, mit fünfzehntausend Mann über Dippoldiswalde nach Maxen aufzubrechen und den Feind vom Rücken aus anzugreifen.

Auch dieser einsichtsvolle Feldherr wagte es, einige sehr wohl begründete Vorstellnngen wegen der Durchführung dieses Planes dem Könige zu machen, ohne indeß eine andere Antwort oder ein besseres Resultat zu erzielen, als der Prinz Heinrich. General Fink leistete Gehorsam, wurde aber von dem Reichsheer und von Daun ganz eng eingeschlossen und mußte sich trotz der allergrößten Tapferkeit, die ihm ohnehin 4000 Mann geraubt hatte, mit den übrigen elftausend Mann am 20. November auf Grund einer Kapitulation ergeben. Sie hatten just das nämliche Schicksal, wie im Jahre 1756 die Sachsen bei Pirna. Wenige Tage darauf kapitulirte auch der General Dierecke mit vierzehnhundert preußischen Soldaten.

Ein Unglück folgte dem andern, und es kam ganz so, wie Prinz Heinrich und der General Fink vorhergesagt hatten. Friedrich II. war mit einem Spieler zu vergleichen, der jemehr er verliert, desto mehr wagt.

Ungeachtet alles dessen blieb er trotzig im Lager bei Hirschstein stehen; er wollte, wenn auch nicht Dresden, so doch das übrige Sachsen behalten. Es war, wie erwähnt, mehr Trotz, als Klugheit Seitens Friedrichs II. Er blieb noch sechs Wochen trotz der fürchterlichsten Kälte, im Lager unter Zelten liegen, die mit einer Eislage gedeckt waren. Seine Soldaten mußten sich, um einigermaßen warm zu werden oder vielmehr sich am Leben zu erhalten, einer auf den andern legen; dennoch wurden Tausende krank und starben Tausende! Friedrich II. hatte keinen andren Grund zu diesem ebenso unverzeihlichen, als grausamen Benehmen, als

dadurch Daun zu zwingen, mit seiner Armee das Nämliche zu thun. Wie kleinlich für einen Mann, den man den „Großen“ nennt! Ungeachtet aller dieser Unfälle waren Friedrichs Feinde doch fast überall zurückgedrängt; nur Daun war in Sachsen geblieben und hielt Dresden besetzt.

Die Kälte wurde jedoch endlich so heftig, daß sie Friedrichs Starrsinn brach. Anfangs Januar 1760 ließ er die Zelte abbrechen und von seiner augenblicklich ganz unfähigen Armee die Winterquartiere beziehen. Er selber nahm sein Hauptquartier in Freiberg.

Der Winter von 1759 bis 1760 wurde für das Kurfürstenthum Sachsen außerordentlich theuer. Es hatte dies Mal nicht nur die preußische, sondern auch die von Daun kommandirte österreichische Armee zu erhalten. Eine ungeheure Last für das entnervte Ländchen. Friedrich II. setzte dasselbe überhaupt noch in Kontribution, zog fünf Millionen Thaler ein und recrutirte im ausgedehntesten Maße.

Bis jetzt hatte Sachsen während des siebenjährigen Krieges nur unendlich zu leiden gehabt und mußte die Kurzsichtigkeit seines Herrschers, sowie die Unfähigkeit und das unredliche Benehmen seines Premierministers, des Grafen Heinrich von Brühl, außerordentlich theuer bezahlen. Geld war eine so seltene Waare geworden, daß man es hätte — wenn man so sagen will und es nicht zu lächerlich klingen würde — für Geld sehen lassen können. Dessen ungeachtet wurden die von Preußen ausgeschriebenen Kontributionen immer noch pünktlich eingeliefert; so also auch die Ende 1759 erwähnten fünf Millionen Thaler.

Im Verhältniß zu dem Mangel an baarem Gelde stiegen auch in der Regel die Preise für die allernothwendigsten Lebensmittel. So wurde beispielsweise jetzt schon (1759)

das Pfund Brot mit sieben bis acht guten Groschen in Sachsen bezahlt.

Wo hinaus sollte dies endlich führen? Ein Land, das vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges bereits als total verarmt bezeichnet werden muß, konnte dies nicht noch lange aushalten, so sollte man mindestens meinen; und wenn ein solches Land nicht bald durch weise Sparsamkeit seines Regenten wieder emporgehoben wird, so muß es folgerichtig ganz zu Grunde gehen. Dazu war aber jetzt noch nicht die geringste Aussicht vorhanden. Im Gegentheil, es sollten bald noch schlimmere Zeiten für die armen Sachsen eintreten, Zeiten, wie sie glücklicher Weise nicht sehr oft, für die Menschen indeß immer noch zu oft, erscheinen.

Unter allen dergleichen Verhältnissen — das ist eine Thatsache, die Niemand zu bestreiten wagen wird — leiden am Meisten, oder vielleicht ausschließlich nur die Unterthanen. Die Regenten, ihre Minister und Günstlinge führen trotz der immer mehr zunehmenden Verarmung eines Volkes immer noch denselben kostbaren Tisch, fahren noch in denselben Karossen, haben noch dieselbe Dienerschaft und ergehen sich auch noch, wenn irgend möglich, in denselben Vergnügungen.

Es ist niemals anders gewesen und wird niemals anders werden. Wenn Friedrich II. eine Ausnahme hiervon macht, so lag das weniger wohl in seiner Liebe zu seinem Volke (die wir hiermit keineswegs ableugnen wollen) als vielmehr in seinem Hasse, welchen er für seine Feinde empfand, und in der Heftigkeit, womit er alle seine Pläne zur Durchführung zu bringen bestrebt war. August III. hatte ganz von selbst auf diese Ausnahme Verzicht geleistet, indem er gleich nach Beginn des siebenjährigen Krieges mit seinem Faktotum Brühl sein Kurfürstenthum verließ und sich nach

seinem Königreich Polen begab. Dort ging die Brühl'sche Wirthschaft in demselben Grade fort, wie sie in Sachsen aufgehört hatte.

Man sagt von August III., er sei gutmüthigen Charakters gewesen. Wir bezweifeln dies und gewiß nicht mit Unrecht. Hätte Gutmüthigkeit in seinem Herzen gelegen, er würde fürwahr seine „geliebten Sachsen" nicht in den schrecklichsten Augenblicken allein gelassen haben, sondern er wäre herbeigeeilt, um die Leiden mit ihnen zu theilen, Leiden, welche doch nur durch ihn selbst über sein Land gebracht worden waren.

Die sächsischen Soldaten zeichneten sich zwar in allen Kämpfen, woran sie Theil nahmen, ganz vorzüglich aus; sie hätten aber unbedingt noch weit Größeres geleistet, hätten sie ihren Kurfürsten in ihrer Mitte oder gar als ihren Anführer gewußt. Von welcher außerordentlichen moralischen Wichtigkeit die Anwesenheit des Monarchen auf die Soldaten ist, giebt uns das preußische Heer unter Friedrich dem Großen den besten Beweis. Wir erinnern uns eines Falles, wo vor Friedrich II. ein Mann geführt wurde, den man ergriffen hatte in dem Augenblick, wo er zum Feinde übergehen wollte. Der König fragte ihn, warum er ihn habe verlassen wollen.

„Eurer Majestät Sache steht doch gar zu schlecht!" erwiderte der Soldat.

„Du hast Recht, mein Sohn," versetzte der König; „und wenn es heute Abend nicht anders ist, gehen wir Beide zum Teufel!"

Ein solches Benehmen gewinnt die Herzen der Soldaten. Der in Rede stehende trat wieder in Reih und Glied, und

kämpfte tapferer, als je. Weilt aber Derjenige, für dessen Interesse die Soldaten ihr Leben als Opfer bringen sollen, fern von seinem Lande und bekümmert sich auch gar nicht um seine Unterthanen, ob sie hungern oder nicht, wie es August III. gemacht: dann kann von jener aufopfernden Ergebenheit, welche eine nothwendige Bedingung zu einem glücklichen Siege ist, keine Rede sein! Trotz alledem schlugen sich die Sachsen bei den meisten Gelegenheiten überaus tapfer; sie waren jedoch in ihrer Masse zu schwach, dasjenige zu erreichen, welches von allen Seiten der preußischen Feinde gewünscht wurde. Auf ihre Verbündeten konnten sie wenig rechnen; theils wurden diese von nur mittelmäßigen Feldherren angeführt, theils waren sie Einer auf den Andern eifersüchtig und verloren dadurch gemeinhin die Vortheile eines bereits erkämpften Sieges. Denn wer erinnert sich nicht der den Verbündeten im August 1759 dargebotenen Gelegenheit, direkt nach Berlin zu gehen und die ganze Mark in Besitz zu nehmen und daß sie diese Gelegenheit ungenützt vorüber gehen ließen? Die Russen hatten keine Lust, für Oesterreich Eroberungen zu machen, und wollten deshalb nicht allein nach Berlin gehen, wie dies Daun verlangte. Soltikow ertheilte die einfältige Antwort:

„Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin allein handeln sollen!"

Wer durch eine so unverzeihliche Kurzsichtigtigkeit am Meisten zu leiden hatte, ist bekannt genug! Sachsen und immer wieder Sachsen mußte die Unfähigkeit, das Phlegma und die Eifersucht der mit ihm verbündeten Feldherren da-

durch allein schon schwer büßen, daß es diesen Winter zwei Hauptarmeen zu ernähren und obenein noch jene fünf Millionen Thaler als Kontribution an Friedrich II. zu zahlen hatte.

Siebentes Kapitel.

Der Marsch nach Schlesien. — Fouquet von Laudon geschlagen und gefangen genommen. — Die Belagerung und das Bombardement von Dresden. — Oesterreicher, Russen und Sachsen in Berlin, Potsdam und Charlottenburg. — Die Schlacht bei Torgau. — Friedrich II. Kontribution in Leipzig. — Der Kaufmann Gotskowsky.

Das unsägliche Elend der sächsischen Nation hatte mit Ende des Jahres 1759 noch nicht seinen Höhepunkt erreicht. 1760 sollte sie noch mehr die Mühsale des Krieges fühlen lassen.

Friedrichs II. Plan für 1760 ging dahinaus, daß er selbst Sachsen beschützen, Schlesien und die Mark aber von den Generalen Prinz Heinrich von Preußen und Fouquet decken lassen wollte. Was unter dem Beschützen Sachsens zu verstehen ist, wissen wir. Denn um Geld zur Fortsetzung des Krieges zu erlangen, ließ Friedrich II. das arme Kurfürstenthum fortwährend brandschatzen und zwar in einem so ungeheuren Umfange, daß er bis nach Beendigung des siebenjährigen Krieges über funfzig Millionen Thaler aus dem feindlichen Lande herausgezogen und sich während dieser Zeit ungefähr 70,000 Rekruten hatte stellen lassen. Da das säch-

sische Volk aber beim besten Willen nicht immer im Stande war, die von dem Könige von Preußen geforderten Gelder herbeizuschaffen, so wußte der Letztere sich dadurch zu helfen, daß er die Waldungen des Landes umhauen und das dadurch gewonnene Holz in Geld umsetzen ließ.

Auffallend ist nur, daß die theils mit Gewalt, theils durch List erlangten sächsischen Rekruten, nicht, wie es nach der Niederlage bei Pirna ihre Brüder gemacht haben, die preußischen Fahnen zu Tausenden wieder verlassen haben, und wir können für diese in der That merkwürdige Erscheinung nur eines Theils in Friedrichs großem Kriegsruhm, andern Theils aber in der Liebenswürdigkeit, womit dieser König seine Soldaten an sich zu fesseln verstand, die Ursache finden. Daß er sich nun meist auch selbst den größten Gefahren preis gab, mag auch nicht wenig dazu beigetragen haben.

Sachsen sollte also auch für 1760 des Schutzes Friedrichs theilhaftig werden, worüber es unzweifelhaft nicht sehr dankbar war und nach den erwähnten Umständen es auch nicht sein konnte. Friedrich II. hatte ein Lager zwischen Meißen und Nossen, bei den sogenannten Katzenhäusern, bezogen, wo er sich bis zur Mitte des Juni ganz thatlos verhielt. Jeden Falls hatte er auch hier wieder seine besonderen Pläne, die indeß nicht zur Oeffentlichkeit gelangt sind.

Daun stand mit einer großen Armee bei Dresden, ebenfalls bis jetzt thatlos, indem er sich einzig und allein nur darauf beschränkte, den großen König zu beobachten, welcher plötzlich zu der angegebenen Zeit sein Lager bei den Katzenhäusern abbrach und dafür ein anderes bei Schlettau bezog.

Kleine Scharmützel fielen fast täglich vor, die jedoch gar keinen Zweck hatten. Unterdessen kamen nicht sehr erfreu-

liche Nachrichten aus Schlesien in Friedrichs Lager an. Die Festung Glatz, der Schlüssel zu diesem Lande, hatte der General Harsch eingeschlossen, während der General Fouquet in seinem Lager bei Landshut den österreichischen Feldmarschall Daun mit dreißig Tausend Mann gegenüber hatte. Seine verzweifelte Lage erkennend, zog sich Fouquet bis in die Gebirgsstädte zurück, mußte aber auf ausdrücklichen Befehl seines Fürsten jenes unrettbare Lager wieder einnehmen.

Unbedingt hatten auch die Oesterreicher von den Unannehmlichkeiten, mit denen Fouquet zu kämpfen hatte, Nachricht erhalten, denn sie machten plötzlich unter dem erst fünfunddreißig Jahr alten General Lasky einen Ausfall, der indeß von Friedrich glücklich zurückgeschlagen wurde. Nun brach der Letztere schnell sein Lager ab, überließ die Bewachung Sachsens dem General Hülsen und überschritt nächtlich am 15. Juni die Elbe bei Zehren, um, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem General Fouquet zu Hilfe zu eilen. Daun folgte ihm von der Seite, und der General Lasky, der auch die bekannten vier sächsischen Dragoner-Regimenter unter seinem Korps hatte, im Rücken. Friedrichs Marsch war durch die ihm natürlicher Weise unwillkommene Begleitung sehr gehemmt, da er diese doch fortwährend beobachten mußte, um gegen jeden möglichen Ueberfall gesichert zu sein. Erst am 6. Juli passirte er mit seinem Heere bei Bautzen die Spree. Die Hitze, welche um diese Zeit herrschte, war so außerordentlich, daß an diesem einzigen Tage allein über einhundert Soldaten mitten in Reih und Glied todt niederfielen, ganz abgesehen von der ungewöhnlichen Anzahl derjenigen, welche mittelst Wagen weiter geschafft werden mußten. Friedrichs fatale Lage noch zu verschlimmern, traf jetzt auch gerade die Nachricht von Fouquets Niederlage, die dieser richtig voraus-

gesehen hatte, ein. Friedrich der Große war ganz ungewöhnlich bestürzt, doch beherrschte er sich augenblicklich und sagte in entschiedenem Tone zu den ihn umgebenden Offizieren:

„Meine Herren, Fouquet ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; denn er hat sich wie ein Held gewehrt!"

Laudon hatte diesen vorzüglichen Feldherrn mit einer vier Mal stärkeren Armee am 23. Juni Morgens um zwei Uhr überfallen. Erst gegen Mittag wurde dieser Kampf entschieden. Das preußische Fußvolk ward unbarmherzig niedergehauen oder gefangen gemacht, während die Reiterei das Glück hatte, sich durchzuschlagen. Der General Fouquet selbst wäre in diesem Kampf beinahe um sein Leben gekommen, wenn ihn nicht sein treuer Reitknecht Trautschke gerettet hätte. Das Pferd wurde ihm nämlich getödtet und bei dessen Zusammenstürzen kam er unter dasselbe. Die feindlichen Dragoner, welche ihn vermuthlich nicht kannten, hieben auf ihn ein. Trautschke warf sich über ihn, fing mit seinem eigenen Körper die seinem Herrn zugedachten Hiebe auf und rief zu wiederholten Malen:

„Wollt Ihr denn den kommandirenden General umbringen?"

Dies würde ihm sehr wahrscheinlich wenig genützt haben, wenn in diesem Moment nicht gerade ein feindlicher Oberst herbeigekommen wäre, der durch seine Autorität den General rettete.

Diese wenigen Notizen über Fouquets Niederlage werden hinreichend sein, Friedrichs Ausspruch zu commentiren. Derselbe hatte in Schlesien nach der Fouquetschen Gefangennehmung wenig zu thun, oder besser vielleicht, er konnte dort für den Augenblick weit weniger nützen, als in Sachsen, weshalb

er sich auch schnell umwendete und seinen Marsch auf Dresden richtete, das er durch die dadurch bei seinen Feinden verursachte Ueberraschung zu überrumpeln gedachte. Daun mochte jedoch seine Absicht erkannt haben. Er eilte ihm nach und legte sich ihm direkt gegenüber. Auch hier bei seinem Anrücken auf Dresden hatte Friedrich II. wiederum einen großen Fehler begangen. Er trieb nämlich den General Lasky vor sich hin, statt ihn vielleicht zu umgehen und, wenn auch nicht zu vernichten, so doch mindestens von der Hauptarmee abzuschneiden und auf diese Weise seine Gefährlichkeit zu mildern. Bis Plauen verfolgte er diesen jungen talentvollen Feldherren, wo derselbe Gelegenheit hatte, sich mit dem unter Befehl des Herzogs von Zweibrücken stehenden Reichsheere zu vereinigen.

Dresden hatte unter Macquire eine Besatzung von Anfangs nur sechs Tausend Mann, welche jedoch schnell durch österreichische und Reichs-Truppen bis auf dreizehn Tausend verstärkt wurde.

Friedrich II. begann eine förmliche Belagerung der sächsischen Residenz, welcher er sich durch Ueberrumpelung nicht hatte bemächtigen können. Am 14. Juli fing er an, die Stadt beschießen zu lassen bis zum 19. desselben Monats, an welchem Tage ein entsetzliches Bombardement begann. Derjenige, welcher Sachsen beschützen wollte, schien die entschiedene Absicht zn haben, Dresden der Erde gleich zu machen. Die Besatzung kämpfte muthig und ihr Feldherr hatte die Vorkehrung getroffen, daß den auf den Wällen befindlichen Freunden bestimmte Signale gegeben wurden, um ihnen die Stellen zu bezeichnen, wo Friedrich II. angegriffen werden sollte. Diese Signale gab man von den Thurm der besonders hohen Kreuzkirche aus. Diese Verbindung der inneren

und äußeren Truppen entging dem Könige von Preußen nicht, und er bestimmte, vor allen Dingen den verhaßten Kirchthum einzuschießen. Dies geschah darauf auch in ganz kurzer Zeit. Das Bombardement wurde mit einer entsetzlichen Kaltblütigkeit fortgesetzt. Ganze Straßen stürzten von einem Ende zum andern — zuweilen, wie es schien, auf ein Mal — zusammen und begruben unter ihren Trümmern Tausende von hilflosen und rettungsunfähigen Personen. Wohin hätten sie sich auch retten sollen? Sollten sie in andere Häuser flüchten, die im nächsten Augenblick vielleicht schon verschwunden waren? oder sollten sie auf die Straße eilen, wo sie ebenso schnell von einer glühenden Bombe zermalmt werden konnten? All ihr Wehklagen und Händeringen brachte ihnen nicht den geringsten Vortheil! Aushalten, das war das einzige Wort, das man ihnen entgegen rufen konnte! Wie Viele von ihnen mögen wohl Jenen geflucht haben, durch welche dies entsetzliche Unheil über sie gebracht worden war? Um dies Unheil noch gräßlicher zu machen, gaben sich die Soldaten der Besatzung eine lobenswerthe Mühe, die Keller zu leeren, wohin die geängsteten Bewohner der Stadt ihre ganze Habe geschleppt hatten. Man vergegenwärtige sich die Situation des armen Volkes nur recht deutlich. Vor den Thoren Jemand, der es beschützen wollte und jetzt seine Häuser in Grund und Boden schießen ließ; innerhalb derselben ein Anderer, der dieselbe Absicht zu haben vorgab, und seine Habe und Gut von seinen Soldaten rauben und plündern ließ! Was mußte dies arme Volk für einen Begriff vom Beschützen erhalten? Das Wasser hatte Friedrich II. absperren lassen, damit den in Dresden befindlichen Menschen jede Gelegenheit fehlte, das durch das Bombardement entstandene Feuer zu löschen. Der Feldmarschall

Daun hatte Dresden noch nicht erreicht und es war von seiner Seite auf Beistand noch nicht zu rechnen. Endlich langte derselbe an. Die Preußen zogen sich aus der Neustadt zurück. Dadurch kam Wasser in die Stadt, und diejenigen Einwohner, welche sie verlassen wollten, konnten dies jetzt thun. Viele flüchteten über die Elbe.

Hasche sagt in seiner „diplomatischen Geschichte Dresden über vorstehendes Bombardement wörtlich Folgendes:

„1760, das ist das Jahr, was Jahrhunderte hindurch merkwürdig bleiben wird. Dresden erfuhr im Juli zum dritten Mal die Wuth des Krieges, der es an den äußersten Rand des Verderbens brachte: war belagert von Feinden, die sich die äußersten und härtesten Mittel erlaubten, vertheidigt von Bundesgenossen, denen es mehr um die Behauptung des Platzes, als um die Erhaltung der Einwohner und ihrer Häuser zu thun war. Maquire, ein Mann von Muth und Erfahrung, war Commandant, hatte unter sich eine starke Besatzung, 13,910 dienstbare Mannschaft, und Dresden selbst war durch einige neue Werke haltbarer geworden und das vermehrte unser Unglück.*)"

Der neunzehnte Juli, wo das eigentliche Bombardement begann, ist jeden Falls der schrecklichste Tag in der ganzen sächsischen Geschichte. Nicht nur, daß die Kirche fiel, von welcher wir schon erzählt und die über vierhundert Jahre alt war, nicht, daß viele Personen in die Keller eilten und darin entweder elendiglich umkamen oder von den Soldaten der Besatzung beraubt wurden: sondern die Preußen sandten einen fortwährenden Regen von Bomben, Feuerku-

---

*) Hasche lebte zur Zeit des Bombardements in Dresden, und hielt die vermehrte Befestigung der Stadt also für ein Unglück.

geln und Haubitzen und immer dahin, wo ein Rauch sichtbar wurde und wo die Dresdener trotz des Wassermangels vielleicht hätten löschen wollen.

Paul Herrmann sagt in seinem „Sachsens und Dresdens Unglück im 18. Jahrhundert:"

„Den 20. setzten die Belagerer das Bombardement fort; ein Haus, eine Straße gerieth nach der anderen in Brand und konnte nicht gelöscht werden, weil Jene das Röhrwasser der Stadt abgeschnitten hatten. Nachmittags 6 Uhr kam die Daun'sche Armee und lagerte sich über Neustadt am Walde hinunter bis an die Elbe, der Ostra-Wiese gegenüber wo bei Nacht eine Schiffbrücke geschlagen wurde. Abends gegen acht Uhr wurde das Bombardement am allerheftigsten, ganz Dresden stand wie ein großer Feuerkessel da, Stadt und Vorstädte waren ein einziges Flammenmeer; das ganze Schreckensgemälde läßt sich in Worten unmöglich schildern.

„Am 21. besuchten die Prinzen Albert und Clemens aus dem Daun'schen Lager die Stadt und waren über die ruinirte Residenz äußerst gerührt. Nunmehr schien die Beschießung der Stadt zu Ende zu gehen. Der Herr Feldmarschall Daun hatte nicht allein unter der Neustadt, sondern auch am Bär eine Brücke über die Elbe schlagen lassen; als die Preußen dies bemerkten, spielten sie Nachts halb zwölf Uhr die letzte Bombe in die Stadt. Es marschierten 10,000 Mann über diese Brücken, woraus hervorging, daß es zu einem heftigen Kampfe kommen werde.

„Den 22. geschah von der kaiserlichen Armee der Angriff auf den Feind nach Mitternacht halb ein Uhr mit großer Erbitterung, so daß das preußische Korps, welches die Belagerung deckte, in einer Stunde über den Haufen gewor-

fen wurde und alle Belagerungs-Munition nebst 300 Gefangene in die Hände der Oesterreicher fiel.

„Den 23. war es ganz ruhig. Zwar wurde noch zuweilen von den Festungswerken hinausgeschossen, aber nur darum, daß der Feind keine neuen Batterieen errichten und die Ausbesserung der Festungswerke nicht stören sollte.

„Den 24. geschah abermals ein Ausfall mit Kavallerie und Infanterie von der Daun'schen Armee durch das Wilsdruffer Thor, der Angriff folgte unweit Ostra und dauerte dreiviertel Stunden, wodurch die Feinde zurückgeschlagen und ihnen wieder vier Kanonen abgenommen wurden.

„Den 25. wurde dieser Ausfall an derselben Stelle erneuert und der Feind abermals zurückgedrängt. Hierauf war es sowohl den Tag, als die folgende Nacht, so wie auch den 26. ruhig. Doch kam neue Angst über die zurückgebliebenen Einwohner, weil ihnen auf's Neue anbefohlen war, die Dachböden mit Wasser zu versehen. An Wiederherstellung der Festungswerke ward ununterbrochen fortgearbeitet.

„Den 27. kam es nach Mitternacht zwischen den Kroaten und den feindlichen Feldjägern und der Freiparthei bei dem Wilsdruffer Thor wieder zum Gefecht. Diese hatten nämlich die sehr wachsamen Kroaten auf ihrem Posten überfallen wollen, wurden aber mit ansehnlichem Verluste zurück getrieben.

„Den 28. Nachmittags vier Uhr ritten vier Kouriere mit sechs blasenden Postillionen in die Stadt und brachten die fröhliche Zeitung, daß die Festung Glatz durch den kaiserlichen Feldzeugmeister Laudon mit stürmender Hand erobert worden sei.

„Den 29. Nachmittags vier Uhr wurde wegen dieses glücklichen Ereignisses Viktoria geschossen und während der

festlichen Freudenbezeugungen ein Ausfall gemacht, wodurch das feindliche Bedeckungskorps aus seinen Stellungen vertrieben und die ganzeu Vorstädte von den Jägern und Freiwilligen gesäubert wurden.

Den 30. Morgens sechs Uhr hörte man mit Dank und Rührung die noch vorhandenen Stadtuhren wieder schlagen, und nicht lange nachher verbreitete sich die Nachricht, daß der König mit seiner Armee im Abziehen begriffen sei und bei Kesselsdorf und Meißen sich gelagert habe. Hiermit hatte diese Belagerung, die schließlich in eine Blokade übergegangen war, ihr Ende erreicht.

„Dresden glich aber einem Schutthaufen, denn es lagen folgende Gebäude in Trümmern:

1. In der Stadt:

226 abgebrannte,
37 beschädigte, nebst der abgebrannten Kreuzkirche, Garnison-, Bau- und reformirten Kirche.

2. In der Neustadt:

25 beschädigte.

3. In der pirnaischen Vorstadt:

102 niedergebrannte Häuser nebst der Waisenhauskirche,
50 beschädigte.

4. In der Wilsdruffer Vorstadt:

88 niedergebrannte Häuser, die Annenkirche und die Pfarrwohnung,
3 beschädigte.

im Ganzen 416 niedergebrannte und 115 beschädigte Häuser;

außerdem die Josephinische Stifts=Kapelle abgebrannt und die böhmische Kirche gänzlich zerschossen.

„Getödtet und verstümmelt waren 60 Personen, verschwunden 110, verarmt mehrere Tausende.“

Die hiermit von uns gegebene Schilderung der Belagerung Dresdens haben wir, wie erwähnt, von Paul Herrmann entlehnt, der sie dem Berichte eines Augenzeugen entnommen hat, weshalb also die Wahrheit derselben unbedingt verbürgt werden kann. Nach diesem königlichen Impromptu (Stegreifwitz) wie Friedrich der Große den Entschluß, Dresden zu erobern, nannte, wanderten viele Hunderte des sächsischen Volkes aus ihrem Vaterlande fort, da keine Aussicht vorhanden war, daß sie sich von ihrer Verarmung je wieder erholen konnten. Der Verlust an Häusern, die öffentlichen Gebäude nicht einmal mitgerechnet, belief sich auf 1,200,000 Thaler. Zu andren Gegenständen, die verloren gingen und nach Geld nicht abgeschätzt werden können, gehörten auch viele Manuscripte des berühmten Rabener.

Während dieses entsetzlichen Unglücks, unter dessen Wucht Sachsen, speziell aber Dresden, seufzte, bekümmerten sich August III. und sein Günstling Graf Brühl nicht im Mindesten um dasselbe. Es schien, als betrachteten sie sich nur als diejenigen, deren einzige Verpflichtung darin bestand, mit Leichtigkeit die mühsam zusammen gebrachten Steuern der sächsischen Nation zu vergeuden. Das Volk hatte nur in sofern Werth für sie, als es nothwendig zur Durchführung ihrer Belustigungen war. Schon im Jahre 1758 war August III. unzugänglich für Vorstellungen, welche ihm der Graf Wolfersdorf im Namen der unglücklichen Sachsen machte; und als dieser würdige Mann sich dadurch nicht beirren ließ, seine Klienten mit Wärme zu vertheidigen, da sagte der König

erst: ich brauche einen Wolf nach dem Feste! dann aber, als auch dies den Grafen von Wolfersdorf nicht zu erschüttern vermochte: ich brauche einen Bären nach dem Feste! Was dieser schwache Monarch damit hat sagen wollen, ist nicht recht ersichtlich. Vielleicht zielte er damit darauf hin, daß er gern einen Possenreißer haben wollte und daß er der Meinung sei, denselben in dem ehrenhaften Grafen von Wolfersdorf finden zu können. Ist diese Erklärung richtig, wie wir beinahe behaupten möchten, so stellt sie August III. in einem sehr gehässigen Lichte dar.

Geduldig hatte Friedrich II. die Belagerung Dresdens nicht aufgegeben, wie theilweis schon aus der Erbitterung hervorgeht, mit welcher dieselbe von ihm geleitet wurde. Als alles Feuern die Belagerten zur Uebergabe der Stadt nicht veranlassen konnte, stampfte er vor Ungeduld mit den Füßen auf den Erdboden und stieß unverständliche Worte zwischen den Zähnen hervor! auch ließ er einem seiner Regimenter, das nach seiner Ansicht sich feige benommen hatte, die Seitengewehre und den dazu gehörigen Offizieren die Huttressen abnehmen. Aber alles dies half nicht! Funfzehn Hundert Preußen wurden getödtet, acht von Magdeburg kommende Kornschiffe auf der Elbe weggenommen und Hunderte der preußischen Belagerungs Armee zu Gefangenen gemacht. Darunter befand sich auch ein Offizier, der den Oesterreichern die Nachricht von der Uebergabe der Festung Glatz brachte.

Friedrich II. hatte diese Nachricht schon vorher empfangen; sie traf ihn wie ein Donnerschlag; doch auch hier seine Bestürzung wiederum unterdrückend, sprach er:

„Sei's! Im Frieden werden sie es uns ja wohl wieder-

geben! Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht Alles verlieren."

In der Nacht zum 30. Juli ließ er seine Armee von Dresden aufbrechen und marschierte abermals durch die Lausitz. Daun, die „geweihte Kreatur" oder der „Mann mit der geweihten Mütze," wie ihn Friedrich II. nannte, hatte auch dies Mal seinen Plan durchschaut, denn er war noch vor Friedrich II. aufgebrochen und marschierte vor ihm her. Um der Preußen Lage noch widerwärtiger zu machen, hatte man feindlicher Seits die Vorkehrung getroffen, daß nicht nur Daun vor ihnen, sondern Lasky auch hinter ihnen ging, und sie auf dem ganzen Marsche sich inmitten zweier feindlichen Heere befanden. Der uneingeweihte Zuschauer hätte diese drei Heeres-Abtheilungen unzweifelhaft für einem Herrn gehörig angesehen, so nahe befanden sie sich beisammen, und man muß sich nur wundern, weshalb Daun und Lasky nicht den Versuch gemacht haben, die preußische Armee zu erdrücken.

Nach mannigfachen Gefahren erreichten die Preußen Schlesien und lagerten in der Gegend von Liegnitz. Doch Daun und Laudon waren nicht weit davon; sie standen jenseits der Katzbach und sperrten die Straßen nach Breslau und Schweidnitz.

Da die Ereignisse, welche in Schlesien Statt fanden, nicht hierher gehören, wenn nicht auch Sachsen oder dessen Truppen dabei betheiligt sind, so wollen wir dieselben ruhig übergehen.

In Sachsen hatte Friedrich II. den General Hülsen mit einer nur sehr geringen Armee zurückgelassen, mit welcher derselbe die beiden Städte Torgau und Wittenberg besetzt hielt; die Gegenpartheï des Königs von Preußen ließ

die Reichsarmee auf dem Kriegsschauplatz in Sachsen, die sich bald darauf noch mit 12,000 Würtembergern verband. Einem solchen bedeutenden Heere gegenüber war Hülsen zu schwach. Er verlor nicht nur Torgau, sondern auch Wittenberg, das übrigens vorher noch zu drei Viertheilen in einen Schutthaufen umgewandelt worden war. Leipzig hatten die Reichstruppen ebenfalls in Beschlag genommen.

Friedrichs Unglück mehrte sich. Funfzehn Tausend Oesterreicher und Sachsen hatten sich mit zwanzig Tausend Russen verbunden und marschierten auf Berlin zu, um sich dieses Platzes, demnächst aber auch Potsdam und Charlottenburg zu bemächtigen. Am 3. October hatten sie Friedrichs Hauptstadt erreicht, doch ward ihnen die Uebergabe der Stadt von der nur aus 1500 Mann bestehenden Besatzung verweigert. Die Stadt wurde hierauf von den Russen unter General Tottleben zwar beschossen; allein sie zogen schnell ab, da sich eine preußische Armee zum Beistande Berlins näherte. Bald jedoch inne werdend, daß sie der feindlichen Macht weit überlegen seien, kehrten sie am 8. Oktober zurück. Die Stadt ergab sich, wollte aber den Vertrag entschieden nur mit den Russen abschließen, da deren Anführer, der schon genannte General Tottleben, ein Mann von edler Gesinnung und feiner Bildung war, was man von den Oesterreichern, mit Ausnahme des General Esterhazy, nicht sagen konnte. Die Russen betrugen sich auch höchst ehrenhaft, während man die Oesterreicher als rohe Unmenschen bezeichnen muß. General Esterhazy befehligte in Potsdam und gab das daselbst befindliche Stadtschloß, so wie auch Sanssouci, ohne das Spuren seiner Anwesenheit entdeckt werden konnten, zurück. Nicht ebenso war es mit den übrigen österreichischen und sächsischen Truppen. Besonders hausten die Sachsen in Char-

lottenburg auf eine entsetzliche Weise. Sie verwüsteten Alles und verstümmelten selbst unersetzliche Gemälde und sonstige Alterthümer bis zur Unbrauchbarkeit, besonders aber die Antiken aus der Sammlung des Kardinal Polignac, so daß selbst der sächsische Hof sein Mißfallen darüber kund gab. Als Friedrich II. Augen diesen Frevel betrachteten, rief er mehrere Male mit unverkennbarem Schmerze:

„Die Unmenschen!“

Er selbst hatte bisher in Sachsen nichts vernichten lassen, als die Brühlschen Besitzungen, weil er diesen Mann für die Hauptursache des Krieges hielt und ihn deshalb haßte; sobald er aber wieder nach Sachsen kam, nahm er für die seinen Kunstschätzen widerfahrene Vernichtung dadurch Revange, daß er das Jagdschloß Hubertsburg dem Freibataillon Quintus Icilius zum Plündern anwies. Doch haben Augenzeugen versichert, daß bei dieser Plünderung sich mehr Oesterreicher und Russen, selbst Kosacken betheiligt hätten, als Preußen! Oesterreicher und Russen, welche Sachsens Verbündete waren. Friedrich nahm seinen Weg über Lübben nach dem Anhaltschen, um seine Truppen von Magdeburg aus mit Lebensmitteln zu versorgen. Dann wollte er nach Sachsen, um es von Neuem zu erobern. Indeß hatte sich mittler Weile Daun, der ihm von Schlesien aus gefolgt war, bereits bei Torgau gelagert und schien ihm den Weg nach Sachsen streitig machen zu wollen. Auch das Reichsheer befand sich noch im Besitz von einem großen Theile Sachsens. Das war jedoch noch nicht Alles. Die Russen hatten sich in der Gegend von Landsberg an der Warte gelagert, darauf rechnend, daß dem König ein Unglück begegnen würde und sie sammt Daun's Armee ihre Winterquartiere in der Mark nehmen könnten.

Friedrichs Lage war keine beneidenswerthe. Das sah er auch selber ein, wie aus einem an den Marquis d'Argens*) von ihm untern 28. October gerichteten Briefe klar und deutlich hervorgeht. Es heißt darin:

„Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; kein Bewegungsgrund wird im Stande sein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geschick, das mich verfolgt, dieser Trost noch zu süß sein sollte, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es nicht mehr möglich sein wird, es zu tragen. Stets handelte ich einer inneren Ueberzeugung und den Gefühlen der Ehre gemäß, und auch meine letzten Schritte werden mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine männlichen Jahre meinem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich, berechtigt zu sein, über mein Alter zu gebieten. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind, das ist nicht meine Sache! Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben, unbekümmert, was man davon sagen wird; ja, ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Wie? ich sollte ein kraftloses Alter vorziehen, voll Verdruß und Schmach, voll Bedürfniß über vergangenes Glück, und voll Beleidigungen? Nein, Marquis!

Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung selbst zerbricht,
Dann ist das Leben Schimpf, und Sterben wird uns Pflicht. **)

---

*) Kammerherr und Direktor der schönen Wissenschaften bei der Akademie unter der Regierung Friedrich II.

**) Verse aus Voltaires Merope.

Nach Lage der Sachen kam es für den Augenblick nicht darauf an, Vergeltung zu üben, wie Friedrich II. durch die Zerstörung von Hubertsburg den Anfang gemacht hatte, sondern ob es möglich sei, die Winterquartiere im sächsischen Lande zu nehmen, und gleichzeitig zu verhindern, daß Oesterreicher und Sachsen nicht die Mark besetzten. Eine unter den vorliegenden Verhältnissen in der That äußerst schwierige Aufgabe, die zu lösen indeß dem großen König vorbehalten blieb.

Am 26. October ließ er seine Armee bei Dessau die Elbe passiren und auf Düben vorrücken, um daselbst ein Magazin einzurichten. Einige Tage später, am 31. desselben Monats, nahm der General Hülsen mit seinem Korps die Stadt Leipzig weg, legte seine Soldaten hinein und jagte die Reichstruppen von dannen.

Friedrich, der immer rasch in Gedanken und Thaten war, wollte die Oesterreicher unter Daun angreifen, und errichtete deshalb ein Lager zwischen Langen-Reichenbach, Schilda und Torgau. Daun vermuthete nichts weniger, als einen Angriff Seitens der Preußen; allein auch er hatte nicht die Absicht, gegen dieselben vorzugehen, sondern da der Winter vor der Thür war und seine Soldaten der Erholung zum Feldzuge von 1761 bedurften, so wollte er durch sein bloßes Zaudern den König von Preußen zwingen, sich zu entfernen.

Daun hatte Friedrich II., ungeachtet er schon so lange mit ihm zu thun gehabt, noch nicht genau kennen gelernt. Friedrichs Absicht war es keineswegs, sich von Daun, so zu sagen, zum Besten halten zu lassen, und doch scheute er sich beinahe, ihm eine Schlacht anzubieten. Nicht mit sich einig werden könnend, befahl er seine Generale zu sich, um deren Meinung zu vernehmen. Keiner wagte, dieselbe auszusprechen; nur der alte Zieten sagte:

„Alle Dinge sind möglich, nur eins ist schwerer, als das andere!“

Dieser Ausspruch, welcher unendlich viele Wahrheit enthält, gab den Ausschlag. Friedrich erklärte sich zur Schlacht bereit und bestimmte die Zeit zum Aufbruch, indem er Zietens Worte noch ein Mal vor sich hinmurmelte:

„Alle Dinge sind möglich, nur eins ist schwerer, als das andere;“

Den Plan zur Schlacht, die Daun, wie bereits erwähnt, gar nicht für möglich hielt, wurde entworfen; ihm zufolge sollte das Heer in zwei Hälften geschieden werden, deren eine von Friedrich II. selbst, die andere von Zieten angeführt wurde. Der König wollte mit seinem Heere von vorn über Neiden und Elsnig das österreichische Lager stürmen, Zieten dagegen durch eine Umgehung demselben bei Siptitz und Groswig in den Rücken fallen. Zur Ausführung dieses Planes ward der 3. November bestimmt. Was eine hauptsächlichste Bedingung war, das hatte man diesmal gar nicht beachtet, nämlich durch gegenseitige Signale die Zeit des Angriffs zu bestimmen. Dadurch entstand ein großes Mißverständniß, durch das des Königs Heer beinahe vernichtet worden wäre, noch ehe der General Zieten den Kampfplatz erreicht hatte. Friedrich vernahm nämlich von derjenigen Seite her, welche für Zieten zum Angriff bestimmt worden war, ein starkes Schießen; da jedes Nährere zu verabreden vergessen war, so glaubte er, sein General habe bereits das Ziel erreicht, und erkannte es für seine Pflicht, ihn rasch und mit aller Energie zu unterstützen. Er wartete gar nicht die gehörige Stellung des Treffens ab, sondern ließ sofort einzelne Regimenter gegen den Feind vorgehen. Dieser, mittler Weile aufmerksam geworden, begrüßte sie mit zweihundert Kanonen zugleich. Der

Donner war so gewaltig, daß viele Personen augenblicklich ihres Gehörs beraubt wurden und von dem Friedrich II. zu sagen pflegte, er habe während aller seiner Kriege nie dergleichen erlebt.

Die Bataillone, welche gegen den Feind geführt worden waren, stürzten Mann vor Mann nieder, und die dadurch entstandenen Lücken wurden sofort durch neue Mannschaften ausgefüllt, welche das nämliche Schicksal erreichte. Weder Kavallerie, noch Infanterie konnten gegen die feindlichen Kanonen etwas ausrichten. Der König befand sich selbst mehrere Male in Gefahr, getödtet zu werden; die Kanonenkugeln schlugen vor, hinter und neben ihm in die Erde und bestreuten Roß und Reiter mit Sand. Ein Streifschuß berührte sogar seine Brust, doch wurde die Wirkung desselben durch Pelz und einen Sammetrock kraftlos gemacht.

Der 3. November war einer der blutigsten Tage des siebenjährigen Krieges. Als die Nacht hereingebrochen war, hatte Friedrich II. den Kern seiner Infanterie verloren und dadurch nicht die geringste Aussicht gewonnen, Herr des Schlachtfeldes zu werden. Es schien keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß der Sieg auf Seiten der Oesterreicher war, welcher auch bereits einen Kourier nach Wien abgesendet hatten, der Kaiserin die Nachricht davon zu überbringen. Dessen ungeachtet ruhte der Kampf noch nicht. Die Verwirrung stieg mit der Dunkelheit und wurde allgemein. Preußen schossen auf Preußen, und Oesterreicher schossen auf Oesterreicher.

Die Nacht war lang, kalt und feucht. In der Torgauer Haide brannten unzählige Feuer, um die sich Oesterreicher und Preußen gemeinschaftlich gelagert hatten. Für die Verwundeten, welche gegen zehn Tausend betrugen, wurde

Nichts gethan. Sie mußten in ihrem Blute auf dem kalten und feuchten Erdboden liegen und hatten nicht einmal ein erwärmendes Feuer, wie die Gesunden; viele von ihnen gaben noch während der Nacht ihren Geist auf.

Dem Kampfplatz gegenüber hörte man noch bis zehn Uhr Abends furchtbaren Kanonendonner. Hier stand der brave Zieten mit seiner Armee und operirte glücklicher, als sein König, obgleich er von den Batterien der Oesterreicher getroffen wurde, noch ehe er sich mit seinem Heere in Schlachtordnung stellen konnte. Der erste Schuß traf schon und schmetterte einen Offizier todt zu Boden. Ein Kornet, der zum ersten Male einer Schlacht beiwohnte, meldete dies mit schreckensbleichem Gesicht dem commandirenden General. Ruhig erwiderte Dieser:

„Nun, nun, es werden wohl noch mehrere erschossen werden!"

Kaum hatte er diese lakonische Antwort ertheilt, als eine unhöfliche Kanonenkugel einem Kürassier den Kopf wegnahm, worüber die Uebrigen, welche in der Nähe sich befanden, höchst erschrocken waren. Um sie wieder aufzuheitern, sagte Zieten in einer zutraulichen Weise:

„Kinder, der da hatte einen sanften Tod."

Hierauf ließen Zieten, Saldern und der Oberstlieutenant Möllendorf die Armee die Anhöhen von Siptitz ersteigen und brachte dadurch die Oesterreicher in große Verwirrung. Daun wurde am Schenkel verwundet und seine Soldaten verloren damit allen ihren Muth. Sie wurden geschlagen und mußten sich um Mitternacht durch Torgau über die Elbe zurückziehen.

Friedrich II. hatte keine Ahnung von der glücklichen Wendung der Schlacht. Er hatte sein Nachtlager in der klei-

nen Kirche des Dorfes Elsnig genommen, ohne jedoch die Wohlthat des Schlafes zu genießen. Daß er gerade die Kirche zu seinem Aufenthalt wählte, geschah nicht etwa deshalb, weil er plötzlich frommer geworden, sondern weil sämmtliche Bauernhäuser voller Verwundeten steckten und ihm kein andres Obdach übrig geblieben war. Zu verschiedenen Malen ließ er einen seiner Adjutanten nachsehen, ob der neue Tag noch nicht anbreche; als es endlich zu dämmern begann, warf er sich auf's Pferd und ritt zum Dorfe hinaus. Von weitem erblickte er mehrere Reiter in weißen Mänteln. Bei deren Näherkommen erkannte er unter ihnen besonders Zieten. Sein militärisches Honneur machend, sagte derselbe zum Könige:

„Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück!"

Darnach trabte er zurück zu seinen Soldaten und rief unter edler Selbstverleugnung:

„Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen, und der Feind ist völlig geschlagen! Es lebe unser große König!"

Alle antworteten fast einstimmig:

„Ja, ja! unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Zieten auch, unser Husarenkönig auch!"

Die Liebe zu Friedrich II. war so groß, wie sie wohl selten einem Fürsten zu Theil geworden. Als derselbe am Morgen des 4. Novembers über das Schlachtfeld ritt und mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit den Verwundeten sein Mitleid ausdrückte, riefen schwer verwundete Offiziere und Gemeine ihm zu:

„Ach, wir freuen uns nur und danken Gott, daß Eure Majestät leben."

Und ein Grenadier eines magdeburgischen Regiments, der durch den Leib geschossen und seinem Tode nahe war, sagte:

„Nun will ich gerne sterben, da ich weiß, daß wir gesiegt haben und der König lebt!“

Viel gewonnen war weder für die Preußen, noch für die Reichsarmee! Wer aber gar nicht durch diese Schlacht gewonnen hatte, das waren wiederum die Sachsen! Daun blieb in Dresden und mußte von den Sachsen erhalten werden; Friedrich II. nahm zu seinem Winterquartier Leipzig und mußte gleichfalls von den Sachsen mit Allem versehen werden, dessen er für sich und seine Soldaten bedurfte. Also wie im vergangenen Winter: wieder zwei Armeen zu verpflegen! Wie dies das sächsische Volk hat möglich machen können, ist beinahe unbegreiflich.

Friedrich II. nahm also sein Hauptquartier in Leipzig und forderte an baarem Gelde und Naturablieferungen über eine Million Thaler. Da man in der That beinahe schon nichts mehr weiter hatte, als das nackte Leben, so erklärte der Magistrat von Leipzig, daß es eine Unmöglichkeit sei, die Forderung des Königs zu erfüllen. Friedrich befahl, die Häuser mit Pechkränzen zu behängen, und drohte, sie bei fortgesetzter Weigerung anzünden lassen zu wollen. Entweder hatten die Einwohner von Leipzig wirklich kein Geld, oder der Magistrat war der Meinung, der König von Preußen werde seine Drohung nicht ausführen, da er dann gezwungen gewesen wäre, Sachsen zu räumen, wozu er offenbar keine Lust hatte. Das Geld wurde also nicht geliefert und die Pechkränze nicht angezündet; dagegen ließ der König 120 der ersten Magistratspersonen und Kaufleute arretiren, in ein Gefängniß bringen und 17 davon aussuchen, welche er als Geißeln nach Magdeburg schaffen lassen wollte.

Friedrich der Große würde nicht so strenge mit den Leipzigern verfahren haben, wenn dieselben ihn nicht durch ihr stets gutes Einvernehmen mit den Reichstruppen gereizt hätten; das wußten seine Diener, die mit der Durchführung seiner Befehle betraut waren und deshalb waren sie womöglich noch strenger, als der König befohlen hatte. Erst als ein Kaufmann aus Berlin, der edle und reiche Gotskowsky, sich für die Leipziger verwendete und sich für die Zahlung verbürgte, setzte man die Kontribution auf acht Tonnen herab. Weder Liebe zu Friedrich, noch Liebe zu den Leipzigern mag die Veranlassung der Gotskowskyschen Intervention gewesen sein; vielmehr scheint dieselbe in merkantilischen Verhältnissen gelegen zu haben. Leipzig ist immer eine blühende Handelsstadt gewesen, und durch ihre Vernichtung wären auch andre, zwar minder wichtige, doch mit ihr correspondirende Städte zu Grunde gegangen.

Der König von Preußen unterließ nicht, nach der Schlacht von Torgau seinen Soldaten mit kräftigen Worten seinen Dank für die bewiesene Treue und Tapferkeit auszudrücken. Der Sieg half ihm übrigens sehr wenig; nicht nur, daß er ihn hatte mit 14000 Mann erkaufen müssen, sondern es war überhaupt nur eine Hilfe in der Noth.

Achtes Kapitel.

Die Flucht der Franzosen. — Die Schlacht bei Langensalza. — Elisabet von Rußland stirbt. — Peter III. macht Frieden mit Friedrich II. — Der Waffenstillstand im Winter 1762—1763. — Die Friedenscommission in Fontainebleau. — Prinz Karl von Sachsen verliert Kurland. — Der Frieden zu Hubertsburg. — August III. stirbt. — Namensverzeichniß seiner Kinder. — Brühl stirbt. — Brühls Nachkommen.

Der ziemlich erschöpfte König von Preußen hatte während des Winters, den er freilich wieder in einem fremden Lande, in Sachsen, zubringen konnte, abermals vergeblich gebliebene Friedensvorschläge nach Wien gesandt. Die energische Maria Theresia hoffte, den großen Friedrich in dem nächsten Feldzuge gänzlich aufzureiben. Und diese Hoffnungen waren in der That nicht unbegründet.

Die Oesterreicher hatten, wie wir wissen, unter Daun von Dresden Besitz ergriffen und dadurch festen Fuß in Sachsen genommen; in Schlesien befand sich die Festung Glatz in ihren Händen. Man hätte sagen können: ein Fuß Oesterreichs stand in Sachsen, der andere in Schlesien. Das sächsische Volk hatte also die beste Aussicht, daß es, womöglich, noch mehr ruinirt werden würde. Wie manche Thräne mag da geflossen, wie mancher Fluch den zürnenden Lippen entschlüpft sein!

Friedrichs Lage war viel übler geworden, als je! König George II. von England war im October 1760 verstorben

und der Günstling seines Nachfolgers, Lord Bute, verweigerte die früher bewilligten Subsidien. Aus seinen eigenen Staaten konnte er dem kleinsten Theile nach nur noch Einkünfte beziehen, und in Sachsen stand Daun bereit, auf seine etwa noch zu versuchenden Kontributionen mit dem Schwerte zu antworten.

Der Hauptplan der Feinde Friedrichs ging jetzt dahin, die Vereinigung der großen österreichischen und russischen Heere in Schlesien zu bewirken und sodann diese Provinz gänzlich zu erobern. Hierzu wurde der inzwischen zum General-Feldzeugmeister erhobene Laudon bestimmt, indem Daun selbst in Sachsen blieb, um den Succurs der hier stehenden Preußen zu hindern. Friedrich II. ließ deshalb Sachsens alten Hüter, den vorsichtigen und gewandten Prinzen Heinrich, hier zurück und marschierte im Frühlinge 1761 nach Schlesien, um die Vertheidigung desselben in eigener Person zu übernehmen. Während dessen wurden in Leipzig mit einer unerbittlichen, fast an Grausamkeit grenzenden Strenge die Steuern durch Friedrichs Beamten eingezogen, um nur einigermaßen Geld in die Hände zu bekommen.

Am 10. Mai langte Friedrich II. bei dem Heere in Löwenberg an. Die Russen befanden sich noch an der polnischen Grenze und stellten eine auffallende Zögerung zur Schau, sich mit den Oesterreichern zu verbinden, was auch erst am 17. August geschah. Eifersucht der beiden Oberfeldherren auf einander war wohl der Grund dieser Zögerung.

Die Oesterreicher griffen zu jedem Mittel, Friedrich zu vernichten, von denen mehrere höchst unedel waren und die alle fehlschlugen. Während der Ereignisse in Schlesien im Jahre 1761 erfüllte der Prinz Heinrich die ihm von seinem königlichen Bruder übertragene Pflicht mit jener lobenswer-

then Gewissenhaftigkeit, die diesem Manne besonders eigenthümlich war. Für dieses Jahr gab es übrigens in Sachsen wenig zu thun. Die sächsischen Truppen hatten sich gleich zu Beginn des Jahres 1761 mit der Reichsarmee verbunden, die jetzt Serbelloni zum Anführer bekommen hatte. Der Herzog von Zweibrücken war freiwillig vom Kommando niezurückgetreten.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte am 11. Februar alle französischen Quartiere angegriffen. Die Franzosen suchten wiederum ihr Heil in einer Flucht, und viele von ihnen besetzte Städte ergaben sich fast ohne Schwertschlag den feindlichen Siegern, wie diesen auch das Glück zu Theil wurde, mehrere große Magazine wegnehmen zu können. Ein aus sächsischen und französischen Soldaten zusammen gesetztes Korps ward zwar am 14. Februar bei Langensalza geschlagen, allein die Verbündeten mußten mit Verlust die Belagerungen von Ziegenhayn, Marburg und Kassel aufheben, wodurch die Franzosen abermals Herren von ganz Hessen wurden und einen offenen Weg nach dem hannoverschen Gebiet erhielten. Die Sachsen verloren in der Schlacht bei Langensalza 5000 Mann und waren vom Prinzen Xawer angeführt. Indeß hatten sich die sächsischen Truppen auch dies Mal ausgezeichnet, indem sie Wolfenbüttel eroberten, was ihnen freilich bald wieder genommen wurde.

Die französische Armee erkannte sehr gut, daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig auf seiner Hut war, weshalb sie, um doch mindestens nicht ganz müßig zu bleiben, sich in wehrlose Gegenden begaben und dort plünderten und verwüsteten, noch ärger, als es je die Russen gethan haben. Der Herzog von Sachsen-Meiningen hielt es deshalb für seine Pflicht, darüber geeigneten Orts Beschwerde zu führen;

allein es war damals schon, wie jetzt: die Wahrheit wollte Niemand hören und wer sie wider seinen Willen hören mußte, hielt sie für eine Beleidigung. Ludwig XV. von Frankreich war höchlich entrüstet über den Herzog von Sachsen-Meiningen und befahl der fränkischen Kreisversammlung in Nürnberg, kein Wort von den Beschwerden des sächsischen Herzogs in die Protokolle aufzunehmen und wo es bereits geschehen, sofort wieder auszustreichen. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, drohte er demjenigen, welcher ungehorsam sein würde, mit den härtesten Strafen.

Der Krieg hatte endlich fast alle Nationen Deutschlands an den Bettelstab gebracht; sämmtlich wünschten daher sehnlichst den Frieden; ihre Wünsche fanden aber keine Beachtung bei den Fürsten, von denen kein Einziger, mit Ausnahme des Königs von Preußen, für den Frieden stimmte. Maria Theresia verlangte jetzt mehr, als die Rückgabe Schlesiens. Elisabeth von Rußland wollte Preußen behalten, und der französische Minister Choiseul suchte sich durch die Fortsetzung des Krieges für eine poetische Epistel zu rächen, vermittelst welcher Friedrich II. sich über ihn lustig gemacht hatte, was er, nebenbei gesagt, auch verdiente. Die Friedensvorschläge, welche Preußen in Gemeinschaft mit England machte, wurden von der Hand gewiesen.

Daß das Kurfürstenthum Sachsen, welches doch unleugbar am Meisten durch den Krieg zu leiden hatte, gar nicht gefragt wurde, lag in der Natur der Sache! August III. befand sich mit seinem Minister in Polen und hatte vielleicht nicht einmal eine Ahnung von dem Unglücke seines Volkes. Er lebte nach, wie vor, wie wir wissen; und der Graf von Brühl, durch den er nun schon so lange Jahre hintergangen war, wird es jedenfalls nicht unterlassen haben, dies

auch jetzt zu thun. Denn mag August III. gewesen sein, wie er will, so kann man ihm doch unmöglich solche beinahe an Bestialität grenzende Ruhe zutrauen, mit welcher er in dem Augenblick, wo sein Volk unter der Last und den Schrecken der Kriegsfurie ein kümmerliches Leben fristete, seinen Vergnügungen in Polen oblag. August III. fragte noch heute, wie ehedem:

„Brühl, habe ich Geld?"

Und der Herr Minister antwortete, wie früher:

„Ja, Sire!"

Es war beinahe voraus zu sehen, daß der für Alle gleich nothwendige Frieden durch Menschen allein nicht erzielt werden wird. Wäre dies möglich gewesen, dann hätten die Tausende und abermals Tausende, welche ihr Leben in diesem langwierigen Kriege verloren, denselben längst herbeiführen müssen. Nur Gott allein konnte Frieden schaffen, indem er verschiedene Umstände eintreten ließ, die zusammengenommen den Krieg beenden mußten. Zu diesen Umständen gehört vornehmlich der Tod der Kaiserin von Rußland, welcher am ersten Weihnachtstage des Jahres 1761 erfolgte. Friedrich II. hatte in ihr einen seiner erbittertsten Gegner verloren, und wenn man auch noch nicht wußte, wie sich der neue Zaar den europäischen Kriegsverhältnissen gegenüber benehmen würde, so war doch mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß er für eine andere Wendung derselben, da er Mann war und sich nicht von Kleinigkeiten, wie eine Frau, hinreißen lassen würde, sorgen werde.

Peter III. bestieg den kaiserlichen Thron und zeigte durch einen an Friedrich II. gerichteten Brief augenblicklich, was man von ihm zu erwarten habe. Im Geheimen war er immer gut preußisch gesinnt gewesen, und man sagt, daß

er die Ausführung mancher Maßregel zu Gunsten des preußischen Königs verhindert habe, noch ehe er zur Regierung gelangt war. Als Kaiser scheute er sich nicht, seine Gesinnungen offen an den Tag zu legen. Er sandte seinen Günstling Gudowitz an den preußischen Hof, welcher jetzt in Magdeburg residirte, woselbst er am 27. Januar 1862 bereits anlangte. Derselbe war von Peter III. beauftragt, mit den königlich preußischen Beamten die näheren Bedingungen des Friedens zwischen Rußland und Preußen zu verhandeln. Gleich darauf erfolgte die Freilassung beiderseitiger Kriegsgefangener, und alle Geldforderungen und Naturallieferungen, welche das Fürstenthum Anhalt-Zerbst, welches eine Schwägerin Peters III. beherrschte, an Friedrich II. zu leisten hatte, hörten auf. Am 27. Februar ließ er allen fremden Gesandten am Hofe zu Petersburg die Erklärung zugehen, „daß er alle in diesem Kriege durch die russischen Waffen gemachten Eroberungen der Wiedererlangung des Friedens aufzuopfern bereit sei, und der Hoffnung lebe, daß alle mit Rußland verbundenen Höfe den Frieden allen ungewissen Vortheilen der Fortsetzung eines blutigen Krieges vorziehen würden.“

Allein nur Schweden zeigte sich bereit, den Maßregeln Peters III. beizutreten. Am 16. März wurde zwischen Rußland und Preußen zu Stargard, und am 7. April zwischen Schweden und Preußen zu Rostock ein allgemeiner Waffenstillstand abgeschlossen.

Blos aus Mangel an den erforderlichen Geldmitteln mußte der Abmarsch der russischen unter dem General Czernichef in der Grafschaft Glatz stehenden Truppen vorläufig noch aufgeschoben werden. Endlich langten die Anweisungen

auf Berlin und Breslau an und die Trennung von den Oesterreichern fand hierauf, doch nicht ohne gegenseitige Reibung, Statt.

Dies war aber auch der einzige Vortheil, welchen Friedrich II. 1761 erreicht hatte. Halb Schlesien und die Hälfte von Pommern befand sich in den Händen seiner Feinde, und auch mindestens die Hälfte von Sachsen hatte Daun inne. Es war überhaupt in diesem Jahre wenig gethan, das Wenige aber, was geschehen, war gut, so z. B. der Frieden zwischen Rußland und Preußen. Die armen Sachsen hatten zwar nicht die geringste Erleichterung dadurch erhalten, doch glaubten auch sie, daß diese Angelegenheit immerhin als ein bedeutender Schritt zu einem allgemeinen Frieden betrachtet werden könne.

Die Nachricht von dem Tode der Kaiserin von Rußland, der übrigens von dem Einen auf den 25., vom Anderen auf den 29. Dezember 1761 und von einem Dritten sogar auf den 5. Januar 1762 verlegt wird, war für Maria Theresia ein Donnerschlag aus heitrem Himmel, und die Maßregeln, welche Peter III. gleich nach seiner Thronbesteigung ergriff, waren nicht geeignet, ihre Angst und Besorgniß zu mindern. Friedrich konnte nun, da Rußland und Schweden den Kriegsschauplatz verlassen hatten, seine Macht gegen Oesterreich allein entwickeln, und es ließ sich bei seinem auch Maria Theresia genügend bekannten Genie mit vollem Recht erwarten, daß er binnen Kurzem nicht nur Schlesien, sondern auch Sachsen von den österreichischen Truppen gesäubert haben würde. Außerdem war die Geldnoth Oesterreichs auch bis zu einem ziemlich hohen Grade gestiegen, was eben nicht wenig beitrug, die Hoffnungen Friedrichs II. zu vermehren und ihn zu den Ausspruch zu veranlassen, daß

derjenige Sieger sein würde, der den letzten Thaler in der Tasche behalten werde.

Die Eröffnung des Feldzugs von 1762 verzögerte sich wegen dieser soeben geschilderten Verhältnisse ungewöhnlich lange. Auch drohte von Rußland aus ein Umstand, Friedrichs Lage zu verschlimmern. Peter war nämlich, wie unsern geehrten Lesern bekannt sein wird, nach einer nur sechsmonatlichen Regiernng von seiner eigenen Gemahlin entthront und gestorben. Katharina II. rief den General Czernischef mit seinen Truppen von der preußischen Armee ab. Dies geschah am 19. Juli 1762. Daun stand jetzt in Schlesien, während die in Sachsen zurückgebliebenen übrigen österreichischen Truppen von dem General Serbelloni kommandirt wurden. Dieser Mann hatte es verstanden, durch Kunstaufstellungen seiner Armee die Anzahl derselben weit größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich war, wodurch der Feind in einem gewissen Respekt gehalten wurde. Sein Heer zog sich von Dippoldiswalde, bei Dresden, bis über Freiberg und Waldheim hinaus und schien unangreifbar zu sein. Dennoch siegte der vorsichtige Prinz Heinrich in einigen bei Döbeln stattfindenden Gefechten am 12. Mai, drängte die Oesterreicher bis hinter die Weiseritz und bewirkte dadurch glücklich ihre Trennung von der Reichsarmee.

Serbelloni wurde abgerufen und Haddik an seine Stelle gesetzt, welcher indeß keine glücklicheren Resultate zu erzielen vermochte. Prinz Heinrich ließ sein schönes Feldherrntalent leuchten; er ging mehrere Male bis Böhmen vor, und am 29. October gelang es ihm, einen Sieg über Haddik bei Freiberg zu erkämpfen und sich hierdurch zum Herrn des ganzen Erzgebirges zu machen. Im Ganzen brachten weder die Siege auf der einen Seite viel ein, noch hatten die Verluste auf

der andern Seite irgend welche Bedeutung. Es war ein bloßes Chikaniren, weiter Nichts, wobei die Soldaten ganz unnützer Weise in Anspruch genommen wurden.

Friedrich II. hatte längst die Zwecklosigkeit dieser Scharmützel eingesehen und beschloß deshalb, dieselben rasch zu beenden. Im Laufe des Novembers bot er einen Waffenstillstand für den Winter an, der auch acceptirt wurde. Sachsen war auch in diesem Winter so glücklich, wie in dem vorhergegangenen, wiederum österreichische und preußische Truppen beherbergen und verpflegen zu können.

Wäre Daun nicht so überaus langsam gewesen, was übrigens dieses Feldherrn hervorragendster Fehler war, so hätte der Prinz Heinrich von Preußen unmöglich die Schlacht bei Freiberg gewinnen können. Der Prinz Albert von Sachsen wurde von Daun zu spät mit neuen Truppen nach Freiberg geschickt und traf daher dort auch zu spät, d. h. erst nach verlorener Schlacht, ein.

Ungeachtet des rechtlich abgeschlossenen Waffenstillstandes versäumte Friedrich II. nicht, durch seinen General Kleist schwere Kontributionen beitreiben zu lassen von Bamberg, Nürnberg und mehreren anderen Städten. Erst als der Prinz Xawer von Sachsen mit sächsischen und französischen Truppen in Sachsen erschien, ließen sich die Preußen von ihrer ungesetzmäßigen Handlung zurückhalten.

Daß so rasch der Waffenstillstand von Preußen angeboten und ebenso rasch von den übrigen kriegführenden Partheien angenommen wurde, dürfte wohl den Beweis dafür liefern, daß man allerseits endlich des Krieges überdrüssig war, der Keinem was genützt, sondern Allen nur unsäglichen Schaden zugefügt hatte. Und so war es auch in der That! Am 3. November 1762 kamen zu Fontainebleau die Abge-

sandten Frankreichs, Englands, Spaniens u. s. w. zusammen, um über die Bedingungen des Friedens zu verhandeln. Maria Theresia mochte inne geworden sein, daß Friedrich II. lieber untergehen, als sich Schlesien abnehmen lassen würde. Katharina II. hatte zwar ihre Armee von der preußischen getrennt, sich keineswegs aber mit Oesterreich verbunden, wie Maria Theresia Anfangs gehofft hatte. Allein war sie nicht mächtig genug, den Krieg fortzusetzen, und so mußte sie auch sich bequemen, den Friedensverhandlungen beizutreten, welche am 31. Dezember 1762 auf dem für neutral erklärten Schlosse Hubertsburg begannen, am 15. Februar 1763 beendet, und am 1. März ratifizirt wurden.

Mit Sachsen war indeß noch ein Separatfrieden abzuschließen. Niemand in Sachsen wünschte den Frieden wohl sehnlicher, als der edle Kurprinz Friedrich Christian, dessen Herz bei der Noth, dem Elende und Jammer seines Volkes zu verbluten drohte. Es läßt sich allerdings denken, daß auch sein Vater, August III., dem Frieden nicht abhold war, doch hatte dieser sicherlich andre Gründe, als er. In Polen lebte er mit seinem Grafen von Brühl wie in einer Art Verbannung, und wenn er in diesem Lande auch König war, so konnte er daselbst doch nicht so gewissenlos sein Leben fortsetzen, wie er es in seinem Kurfürstenthum begonnen hatte. Schon im Herbste 1762 beauftragte er seinen Sohn Friedrich Christian, mit dem Könige von Preußen in Unterhandlung zu treten. Dieses Auftrages entledigte sich derselbe dadurch, daß er den Geheimen-Rath Thomas von Fritzsch nach Meißen sandte, wo sich Friedrich II. in diesem Augenblick gerade befand, erst später begab er sich nach Leipzig, die Winterquartiere daselbst zu beziehen und wo die Verhandlungen auch fortgesetzt wurden.

Sachsen hatte im Kriege am Meisten gelitten, konnte aber bei den Hubertsburger Verhandlungen am Wenigsten erlangen. Ueber die Wiedereinsetzung August III. in sein Kurfürstenthum Sachsen wurde nicht lange deliberirt, denn sie verstand sich von selbst. Dagegen wollte derselbe, daß seinen Vaterrechten Genüge geleistet und für die Sicherheit der Existenz seiner Kinder gesorgt würde. Dem Prinzen Karl von Sachsen hatte die Kaiserin von Rußland Kurland wieder abgenommen. Er hatte nämlich, nachdem der Herzog Johann Ernst Biron am russischen Hofe gestürzt und nach Sibirien expedirt worden war, das Herzogthum Kurland, als ein Lehn von Polen, seinem Sohne, dem genannten Prinzen Karl von Sachsen, übergeben. Peter III. hatte gleich nach seiner Besteigung des russischen Thrones dem Herzog Biron von Sibirien zurückzukehren erlaubt, ihm aber Staroslaw zu seinen künftigen Wohnort angewiesen. Wenn Katharina nun noch weiter ging und für ihn das Herzogthum zurückverlangte, so arbeitete sie eigentlich nur da weiter, wo Peter III. stehen geblieben war. Hierzu wurde sie freilich durch Birons Bitten selbst bewogen, der sich vor ihr auf seine Knieen geworfen und sie um ihren mächtigen Schutz angefleht hatte.

Katharina war keine gewöhnliche Frau; sie verstand es nicht nur, Forderungen zu stellen, sondern auch diese Forderungen mit dem gehörigen Nachdruck geltend zu machen. Sie ließ das Herzogthum Kurland mit russischen Truppen besetzen und den Prinzen Karl von Sachsen auffordern, dasselbe sofort zu verlassen. Davon wollte dieser natürlich nichts wissen; er behauptete, es habe in Bezug auf Kurland kein Anderer Befehle zu ertheilen, als der König oder der Reichstag von Polen. Er beharrte bei seiner Weigerung auch

wirklich so lange, bis August III., sein Vater, das Unnütze eines längeren Widerstandes einsehend, ihm gebot, davon Abstand zu nehmen. Biron ward hierauf wieder regierender Herzog von Kurland, das er, nebenbei gesagt, bis zu seinem im Jahre 1772 erfolgenden Tode auch behielt.

August III. verlangte für die Wiedereinsetzung seines Sohnes als Herzog von Kurland die Vermittelung des Königs von Preußen, weil dieser am freundschaftlichsten mit Rußland stand. Katharina hatte nämlich nach dem Tode Peters III. einige Briefe von Friedrich II. vorgefunden, worin derselbe dem russischen Kaiser, unter vielen andren nützlichen Sachen, besonders auch eine liebevolle und schonende Behandlung Katharinas angerathen hatte. Dadurch ward die hohe Frau für Friedrich II. sehr günstig gestimmt. Wir sehen also, daß der König von Polen ganz richtig speculirte, indem er um Friedrichs Verwendung bat. Sie hat ihm jedoch Nichts genützt.

Der Frieden von Dresden aus dem Jahre 1745 wurde als Basis des neuen Friedens zwischen Sachsen und Preußen angenommen; außerdem dem Letztern der freie Zug durch Schlesien nach Polen gewährleistet. Das Kurfürstenthum Sachsen sollte innerhalb der nächsten drei Wochen von sämmtlichen preußischen Truppen befreit und alle Gefangenen und Geißeln zurück gegeben sein. Diejenigen Preußen, welche in der sächsischen Steuerkasse Gelder hatten, sollten nicht nur die Zinsen, sondern auch das Kapital, auf Verlangen und nach gehörig geschehener Kündigung, prompt und unverkürzt bezahlt erhalten. Um dies jedoch ohne besondere Schwierigkeiten möglich machen zu können, sollte mit Genehmigung der Stände aus den am meist sicheren Landeseinkünften ein eiserner Fonds gebildet werden.

Es versteht sich von selbst, daß mit Abschluß des Friedens, alle Kontributionen aufhören mußten; bis zum letzten Tage wurden sie aber noch mit einer unerbittlichen Strenge eingezogen. Diejenigen Kontributionen und Lieferungen, welche auf Wechselbriefe oder andre Verschreibungen zu leisten waren, behielten auch nach abgeschlossenem Frieden ihre Giltigkeit. Und das war, nebenbei gesagt, keine ganz unbedeutende Summe! sie belief sich auf drittehalb Millionen Thaler, die Friedrich II. nicht im Stiche lassen wollte, und der trotzdem die Erklärung abgab, daß nächst Preußen kein Land so sehr zu leiden gehabt, als Sachsen. Das war in der That eine Wahrheit, die von Niemandem in Abrede gestellt werden konnte! Friedrich II. allein hatte mindestens funfzig Millionen Thaler aus Sachsen gezogen; die Franzosen und Reichstruppen, welche zwar Sachsens Verbündete waren, hatten nichts desto weniger sich wie Feinde des Landes betragen und ebenfalls an Kontributionen und Lieferungen etwa zwanzig bis dreißig Millionen in Empfang genommen. Rechnet man nun noch den durch Brand, Bombardement und Plünderung verursachten Schaden auf einhundert Millionen (und dies ist sicherlich noch zu geringe angegeben) so haben die sächsischen Unterthanen im Laufe des siebenjährigen Krieges allein einen Verlust von ungefähr zweihundertundzwanzig Millionen Thaler gehabt. Der Staat selbst ist auch nicht besser fortgekommen! Abgesehen davon, daß Alles in der größten Unordnung sich befand, die zu beseitigen, ungeheure Mittel erforderlich waren, und auch davon abgesehen, daß sich die Volkszahl um wenigstens einhundert Tausend Köpfen vermindert hatte: so belief sich nach wiedergekehrtem Frieden seine Schuldenlast auf etwa dreißig Millionen Thaler. Wenn also Fischer in seiner Geschichte K. Friedrich II. Theil II. pag. 175 von drei=

hundert Millionen sächsischer Verluste spricht, so dürfte dies eben nicht so unwahrscheinlich klingen. Denn auch nach unserer Aufstellung kommt beinahe eine solche Summe heraus. Bedenkt man nun noch, daß eine Menge Städte und Dorfschaften gänzlich verwüstet und die Ländereien wenigstens für den Augenblick, vollständig unbrauchbar waren, so wird man ohne Weiteres zugeben müssen, daß, um dies Alles wieder in den gehörigen Gang zu bringen, noch unermeßliche Summen nothwendig waren. Der ganze Boden lag unbebaut; Vieh war nur noch wenig vorhanden und das Wenige wurde noch obenein durch eine Säuche weggerafft. Handel und Verkehr waren vernichtet; von moralischer Würde der Menschen keine Spur! Wie konnte es auch anders sein! Hatte nicht Friedrich II. die Sachsen mit Sachsen bekämpft und geschlagen? Wird sich darunter nicht mancher befunden haben, der seinen eigenen Bruder getödtet? der das Grundstück seines eigenen Vaters angezündet? oder ihm das Vieh gestohlen hat? Friedrich II. hatte ein entsetzliches Mittel gewählt, Sachsen zu bekämpfen; er hatte es sich selbst vernichten lassen. Er selbst schreibt an den bereits früher erwähnten Marquis d'Argens unterm 1. März 1763:

„Wenn der Frieden den Berlinern Freude macht, so ist dies nicht derselbe Fall hier bei den Sachsen. Kaum verlassen wir die Städte, kaum haben wir die Dörfer geräumt, so erscheint auf der Stelle die sächsische Execution und schreit: Bezahlt, bezahlt! Der König von Polen braucht Geld. Das Volk fühlt das Unmenschliche in diesem Verfahren, es befindet sich im Elende und anstatt für Erleichterung zu sorgen, vermehrt man sein Verderben! u. s. w."

Friedrich II. fügt in dem nämlichen Schreiben noch

hinzu, daß das sächsische Volk die Rückkehr seines Regenten nur für ein allgemeines Unglück halte, was jeden Falls eine Uebertreibung ist. Es läßt sich freilich nicht ableugnen, daß August III. sich niemals als der Vater des Volkes gezeigt hat und daß er nach seiner am 30. März 1763 erfolgten Rückkehr in Dresden sich eben nicht sehr liebevoll gegen dasselbe benahm. Dessen ungeachtet wagen mindestens wir nicht, zu behaupten, daß das sächsische Volk die Rückkehr seines Kurfürsten für eine noch schrecklichere Landplage betrachtet habe, als Krieg und Hungersnoth, wie es in dem von Friedrich II. an d'Argens gerichteten Briefe vom 1. März 1763 heißt. Schlimmer, als der siebenjährige Krieg gewesen, konnte wohl nichts Anders sein. Die Sachsen wußten ja nicht einmal, wer ihr Feind oder Freund war, denn von beiden Seiten wurden sie gleichmäßig beraubt.

Daß durch einen Krieg, und wenn er auch nur kurze Zeit dauert, eine allgemeine Theuerung aller nothwendigen, daher unentbehrlichen Bedürfnisse entsteht, ist eine bekannte Sache; die Theuerung aber, welche nach dem siebenjährigen Kriege nicht blos in Sachsen, sondern überall in Deutschland herrschte, hatte nicht der Krieg allein, sondern vorzugsweise die Verringerung der Münzen herbeigeführt. Diese Münzverschlechterung wurde vornehmlich in Leipzig von zwei polnischen Juden, Ephraim und Itzig, bewirkt. Sie überschwemmten das ganze Land mit schlechten polnisch-sächsischen Achtgroschenstücken, die einen so außerordentlich geringen Silbergehalt hatten, daß man zwanzig Thaler davon nöthig hatte, um einen Friedrichsd'or zu bezahlen, und neun Thaler, um einen Dukaten zu erhalten. Diese Achtgroschenstücke, welche man ironischer Weise Ephraimiten nannten, hatten nur den vierten Theil ihres Gewichts an Silber, während drei Vier-

theile in Kupfer bestanden. Man mußte darauf hinarbeiten, dieses schlechte Geld dem Verkehr zu entziehen. Das ging indeß nicht so rasch, da besseres für den Augenblick fehlte, um jenes zu ersetzen. Innerhalb der nächsten drei Jahre wurden in Freiberg allein 4888 Centner polnisch-sächsischer Achtgroschenstücke eingeschmolzen. Wenn man erwägt, daß niemals das Geld weniger wird, und daß, wenn es die Preußen aus Sachsen zogen, es auch großen Theils in Sachsen wieder ausgaben, so muß man staunen, wo es geblieben ist, oder besser vielleicht, wie es unter so unsäglichem Elend noch Menschen geben kann, die gewissenlos und habgierig genug waren, das ihnen eigentlich doch gar nichts nutzende Geld aufzuspeichern! Besonders jüdische Geldmäkler haben sich damals ganz besonders in dieser gemeinen Niederträchtigkeit ausgezeichnet. Der Bürger, Landmann und der Beamte, sie Alle mußten hungern und noch obenein ihr gutes Geld zusetzen, um in günstigstem Falle schlechtes dafür wieder einzunehmen.

Sachsen konnte und durfte nicht zurückbleiben, wenn es nicht gänzlich zu Grunde gehen wollte. Oesterreich, Bayern, und noch einige andere deutsche Lande hatten unter sich den Zwanzigguldenfuß angenommen. Sachsen schloß sich ihnen an.

Eine besonders höchst lobenswerthe Maßregel, die aber schwerlich von Brühl, der natürlich mit August III. zugleich zurückgekommen war, ausging, war die Niedersetzung einer Restaurations-Kommission, und ebenso lobenswerth, daß dieselbe aus gesinnungstüchtigen und geisteskräftigen Männern bestand. Zu ihnen gehörten die geheimen Räthe von Fritzsch, Gutschmid und Wurmb, der Obersteuerdirector von Heringen, und der Obersteuersecretair Rabener, welcher die Protocolle führte. Nicht weniger wichtig war die Zusammenberufung eines Ausschusses der Stände zur Vorbereitung derjenigen

Angelegenheiten, welche auf dem nächsten Landtage zur Verhandlung kommen sollten und wozu besonders die Wiederherstellung des gesunkenen Steuerkredits gehörte.

Wohlweislich hatte Friedrich II. die Kalamitäten Sachsens vorausgesehen und deshalb auch consequent bei den Hubertsburger Friedensverhandlungen auf pünktliche und richtige Bezahlung der Zinsen bestanden. Sachsens Schuldenlast betrug jetzt schon vierzig Millionen Thaler. Es kam indeß nicht blos darauf an, in welcher Weise die Zinsen zu bezahlen seien, sondern vornehmlich, wie es möglich werden konnte, die Schulden selbst zu vermindern, denn nur in dieser Weise war ein Wiederaufkommen Sachsens denkbar!

Daß sich August III. auch jetzt noch nicht viel um sein Volk bekümmerte, darf uns nicht wundern. Daß er aber inmitten der gräßlichsten Noth desselben noch an Lustbarkeiten und Vergnügungen der mannigfachsten Art denken konnte, das verstehen wir nicht. Dieser thatenlose Monarch verbrachte seine Zeit auf die gewöhnliche Art, nämlich mit kostspieligen Festen, Vogelschießen, Jagden, Opern u. s. w. Sofort nach seiner Rückkehr mußte das Opernhaus, das während des Krieges in ein Magazin umgewandelt worden war, wieder seiner früheren Bestimmung gemäß hergerichtet werden. Die Kurprinzessin Maria Antonia dichtete und componirte die Oper Talestris, welche von den Prinzen und Prinzessinnen des sächsischen Fürstenhauses selber aufgeführt werden sollte. Natürlich dachte man dabei nicht im Geringsten an das Volk. Nur die Mitglieder der kurfürstlichen Familie, die Minister, Generale und sonstige hohe Hofbediente hatten zu dieser Opernvorstellung Zutritt. Maria Antonia selbst spielte die Rolle der Talestris.

Wie kurzsichtig die Menschen immer handeln und wie

wenig selbst gekrönte Häupter von diesem Vorwurf befreit sind, giebt August III. ein treffendes Beispiel! Die meisten Menschen verbringen ihr Leben, als ob es ewig bliebe; Wenige nur denken daran, daß dies Leben über kurz oder lang aufhören muß und auch aufhört. August III., wenn er die ihm von Gottes Gnaden übertragene Sendung gewissenhaft hätte erfüllen wollen, würde jetzt so viel zu thun gehabt haben, daß er an Opernaufführungen gar nicht hätte denken können. Er dachte nicht daran, daß ihn Gott inmitten seiner Lustbarkeiten, welche man als eine Verhöhnung des menschlichen Elends in seinen Landen sehr gut bezeichnen kann, abrufen könnte, auf daß er Rechenschaft gebe von seinem Thun und Treiben auf der Erde. Statt der Ruhe, die er nach beendigtem siebenjährigen Kriege in seinem Kurfürstenthum zu finden hoffte, fand er seinen Tod. Mitten unter den Zurüstungen zur Aufführung einer neuen Oper, die unter dem Titel: „Leucippo" seinen am 7. October stattfindenden Geburtstag verherrlichen sollte, erreichte ihn der Arm Gottes. Noch ganz gesund mit den Mitgliedern seiner Familie am 5. October zur Tafel sich niedersetzend, ward er plötzlich von einem Anfall von Gicht, an der er schon lange litt, überrascht, die ihm in die Brust trat und seinen augenblicklichen Tod herbeiführte.

Aus seiner Ehe sind im Ganzen funfzehn Kinder hervorgegangen, von denen ihn jedoch nur elf überlebten. Diese elf Kinder waren folgende:

1. Friedrich Christian, Kurprinz, geb. am 5. September 1722 zu Warschau;
2. Franz Xaver August, Generallieutenant in französischen Diensten und später Administrator Sachsens;

geb. am 25. August 1730, gestorben vom 20. bis 21. Juni 1806;

3. Karl Christian Joseph, geb. am 13. Juli 1733, von 1758—1763 Herzog von Kurland, gestorben den 16. Juni 1796;

4. Albrecht Kasimir August, geb. am 11. Juli 1738, durch seine Gemahlin Christina, Tochter der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, Herzog von Teschen und Gouverneur der österreichischen Niederlande bis 1793; er starb am 10 Februar 1822;

5. Clemens Wenzeslav, geb. am 28. September 1739, kaiserlicher Generalfeldmarschalllieutenant, dann Erzbischof und Kurfürst von Trier 1768, gestorben am 27. Juli 1812 in Oberndorf, bei Augsburg;

6. Maria Amalia, erst Königin von Neapel, dann Königin von Spanien, starb schon am 27. September 1760;

7. Maria Anna, Gemahlin des Kurfürsten von Bayern, starb am 17. Februar 1797;

8. Maria Josepha, Gemahlin des Dauphins, starb am 13. März 1767;

9. Maria Christina, Aebtissin von Remiremont, starb am 18. November 1782;

10. Maria Elisabeth, starb am 24. Dezember 1818; und

11. Maria Kunigunda, wurde die älteste ihrer ganzen Familie, denn sie war am 10. November 1740 geboren und starb erst am 8. April 1826, ward also 85 Jahre und 5 Monate alt.

Der Graf von Brühl, welchen man den Unzertrennlichen nennen kann, war bei dem Tode Augusts III. nicht nur noch am Leben, sondern auch noch im Besitz aller seiner

Aemter; indeß legte er sofort nach dem Ableben seines Herrn seine Stellen freiwillig nieder, da er wohl einsehen mochte daß er unter der neuen Regierung seine bisherigen Speculationen nicht fortsetzen konnte; vielleicht hatte er auch schon eine Ahnung von seinem herannahenden Tode, da er schon längere Zeit kränkelte. Er bezog übrigens eine jährliche Pension von sechsunddreißig Tausend Thalern, eine Summe, von welcher er immerhin sehr anständig leben konnte, selbst wenn er nicht so viele Besitzungen gehabt hätte, die doch auch alle bedeutende Einkünfte abwerfen mußten. Schon am 28. desselben Monats und Jahres folgte er seinem königlichen Herrn in die Ewigkeit nach. Wie er während seines ganzen Lebens alle Welt zu täuschen versucht hatte, so geschah dies auch noch auf seinem Sterbelager, nur daß er hierbei sich selber verrieth. Er verlangte nämlich das Abendmahl, das ihm nach evangelischem Ritus gereicht wurde; nach dem Genuß des heiligen Abendmahls aber ließ er vom besten ungarischen Wein bringen, trank auf das Wohl seiner Freunde und ging trunken nach dem Jenseit hinüber.

Man hat versucht, zu behaupten, Brühl sei mit ziemlichem Muthe gestorben; wir glauben gerade das Gegentheil! und meinen, daß das erwachte Gewissen (oder sollte dieser Mann gar keins gehabt haben?) ihm allen Muth genommen hatte und daß er deshalb zum Wein seine Zuflucht nahm, um denselben wieder anzufachen. Das scheint uns die natürlichste Erklärung seines sonst unverzeihlichen Leichtsinns, wie ihn seine Sterbestunde darlegt, zu sein.

Der Graf von Brühl hatte übrigens schon lange das Herannahen seines Todes gefühlt, allein er kämpfte mit einer noch vorhandenen Energie gegen seine immer mehr überhand

nehmende Erschöpfung, um so lange, wie möglich, die Pflichten eines Günstlings zu erfüllen. Er machte auch vor seinem Ableben noch ein Testament, das der Inbegriff von Arroganz, Heuchelei und Täuschung ist. Er wollte nach dem Tode nicht anders erscheinen, als wie er gelebt hatte. Dies Testament, noch in Polen fabricirt, eröffnet er unter Aufzählung aller seiner Titel, Aemter und Würden, und malt es mit unzähligen religiösen Floskeln aus. Um aber nun auch wirklich in geistlicher Demuth zu erscheinen, befahl er sogar, daß man ihn ohne alles Gepränge begraben sollte und vermachte seinen Kindern als bestes Erbtheil den Himmel, da es sich von selber schon verstand, daß sein irdisches Vermögen ihnen zufiel. Indeß vertheilte er dies gleichfalls unter denselben. In seinem Testamente beruft er sich alle Augenblicke auf Gott, dem allein er sein Glück zu danken habe, auf Gott, dem er nie gedient. Sodann bringt er eine Aufzählung der wichtigsten Ereignisse seines Lebens, wobei er jedoch nicht unterläßt, stets auf Gott zurück zu gehen. Er behauptet auch, daß nichts schädlicher sei, als Aemter zu übernehmen, die zu verwalten, man keine Fähigkeiten besitzt. In dieser Phrase liegt alle seine Arroganz! Niemand war unfähiger, der Minister eines Landes zu sein, als Brühl, und dennoch behielt er das Portefeuille bis kurz vor seinem Tode. Er war nur einzig und allein der Günstling und der gehorsame Diener seines Fürsten; doch vielleicht wollte er dies auch nur sein, da auf eine andere Weise seiner Habgier keine Rechnung getragen werden konnte. Als Minister hat er für Sachsen, wenigstens in politischer Beziehung, Nichts gethan, den Künsten und Wissenschaften dagegen wesentliche Vortheile zugewendet. Er trug die Hauptschuld davon, daß August III. von seinem Volke nicht geliebt wurde, daß derselbe vor dem

siebenjährigen Kriege sich nicht mit Friedrich II. verband; daß er nach Polen flüchten mußte, einhundert Tausend sächsischer Unterthanen getödtet wurden und das ganze übrige sächsische Volk an den Bettelstab gebracht worden war. Giebt es eine göttliche Vergeltung, so wird der Graf von Brühl ihrer nicht entrinnen. Er hat nicht gehandelt, wie er als Minister eines ganzen Volkes handeln mußte; ja, nicht einmal, wie er als bloßer Mensch hätte handeln müssen. Dabei läßt sich nicht behaupten, er habe nicht gewußt, was er zu thun habe; im Gegentheil, es war ihm sehr gut bekannt. Sein Testament giebt den schlagendsten Beweis davon. Alles, was er nicht gethan, gebietet er seinen Kindern, was er schwerlich thun würde, wenn er es nicht für brav hielte. So rathet er ihnen z. B. „Geduld mit Jedermann, Willfährigkeit, Jedem beizustehen, Sanftmuth in allen Stücken, eine durchgängige Höflichkeit, Mitleid mit Elenden und Betrübten" an.

Wer Brühls Geschichte kennt, der weiß, daß er von allen Diesen nichts weiter als eine „durchgängige Höflichkeit" geübt, von allem Uebrigen aber das direkte Gegentheil gethan hat. Hat er wohl je „Mitleid mit Elenden und Betrübten gehabt?" oder ist er jemals „willfährig gewesen, Jemandem beizustehen?" Nie! Wenn es Jemand wagte, ihm eine unzufriedene Miene zu zeigen, so hatte er keine „Geduld mit ihm," sondern ließ ihn in irgend einem Gefängniß verschwinden, oder zwang ihn, sich selber für wahnsinnig zu erklären. So hatte er es auch einst mit einem Obersten gemacht, der, wie das ganze Heer, schon seit zwei Jahren keinen Sold empfangen hatte. Dieser trug August III. eine darauf bezügliche Beschwerde vor. Der König war empört über die Ungerechtigkeit Brühl's und stellte ihm darüber zur

Rede. Der Minister behauptete sofort, der Herr Oberst sei schwachsinnig und habe, wie alle Andern, jeder Zeit pünktlich seine Löhnung erhalten, wie er (Brühl) schon am nächsten Tage beweisen werde. Er legte dem Könige nicht nur die Quittungen sämmtlicher Offiziere vor, die während der Nacht gefertigt worden waren, sondern hatte inzwischen den beschwerdeführenden Oberst auch veranlaßt, in einem zweiten an August III. gerichteten Schreiben einen Irrthum einzugestehen, den er nicht begangen hatte.

Ueber die Hinterlassenschaft Brühls haben wir früher schon geredet, über die nach seinem Tode darauf gelegte Sequestration werden wir später reden. Jetzt wollen wir nur noch seiner hinterbliebenen Kinder gedenken. Es überlebten ihn vier Söhne und eine Tochter, die ihre Erziehung vornehmlich ihrer klugen und gewissenhaften Mutter zu danken hatten. Diese Kinder waren der Reihe nach folgende:

1. Aloys Friedrich, geb. am 31. Juli 1739 in Dresden, studirte in Leipzig und Leyden und ward bereits in seinem neunzehnten Jahre polnischer Kron-Generalfeldzeugmeister, während er drei Jahre früher zum Kammerherrn ernannt und Starost von Warschau geworden war. Er durchreiste fast ganz Europa und wohnte im siebenjährigen Kriege einigen Feldzügen der Oesterreicher bei. Von seinem Vater erhielt er als Erbe Forsta und Pförten in der (jetzt preußischen) Niederlausitz, auch Gangloffsömmern im Thüring'schen, das väterliche Palais in Dresden, einen großen Theil des Inventars, die Bibliothek, Kupferstich- und Naturaliensammlung, die Albuzzische Rotunde und den in der Friedrichsstadt belegenen Garten; ferner einen Brillantschmuck, ein Silberservice und ein Porzellan-

service. Das Letztere allein wird auf eine Million geschätzt. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten; das Palais in Dresden verkaufte er 1792 an den Hof. Er war einer der schönsten Männer des Jahrhunderts und besaß dabei eine ganz ungewöhnliche Leibesstärke. Die meisten europäischen Sprachen schrieb und sprach er mit Grazie und Ausdruck, und hat auch gute schriftstellerische Arbeiten hinterlassen. Auf dem Basson war er Virtuose und spielte außerdem fast alle Instrumente. Ebenso zeichnete und malte er mit Geschmack und Einsicht. In der Mathematik hatte er sich ganz vorzügliche Kenntnisse erworben, besonders aber in der Artillerie und der damit verbundenen Luftfeuerwerkskunst. Um sich von der ersteren genaue Kenntniß zu verschaffen, arbeitete er in Augsburg ein ganzes Jahr ungekannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerst mäßig, und hatte eine sonderbare Gewalt über den Schlaf. Mehrere Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath schlafen. Bei einem Besuche, den er seinem Bruder Karl in Berlin machte, starb er daselbst am 30. Januar 1793, erst zweiundfunfzig Jahre alt. Zwei Mal hatte er sich mit zwei polnischen Gräfinnen Potozka vermählt; beide starben vor ihm. Zu seiner dritten Gemahlin machte er die Gräfin Schafgotsch in Schlesien.

2. Karl Adolph, 1741 geboren, 1758 Adjutant des Herzogs von Broglia und 1762 Oberst eines in Warschau garnisonirenden Kavallerie-Regiments; später wurde er preußischer Generallieutenant. Er erfreute sich der besonderen Gunst des russischen Kaisers Paul,

welche er bei seinem mehrmals wiederholten Aufenthalt in Petersburg gewann, und auch Friedrich Wilhelms des Dicken von Preußen. Von Letzterem ward er zum Gouverneur des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms III. ernannt. Von seinem Vater hatte er die Starostei Zips erhalten, welche ihm jedoch bei der Krönung des letzten polnischen Königs Seitens der Regierung ohne Ersatz entzogen wurde. Er starb 1802 in Berlin als königlich preußischer Generallieutenant und Oberhofmeister des Kronprinzen. Nur ein Mal hatte er sich, im Jahre 1778, mit der Tochter des englischen Legationssekretärs William Gomm vermählt. Karl Adolph besaß ebenfalls eine gründliche Bildung in den ernsten Wissenschaften und außerordentliche Sprachkenntnisse.

3. Heinrich, war 1787 bereits Kammerherr und Oberst in Sachsen, verließ jedoch um diese Zeit sein Vaterland und nahm preußische Dienste. Er wurde zum Generalmajor ernannt und als Gesandter an den bairischen Hof geschickt. Dort vermählte er sich 1790 mit der Gräfin von Minucci, starb aber schon zwei Jahre darauf. Er besaß ganz vorzügliche astronomische Kenntnisse; auch hat er sich vielfach mit Untersuchungen über die Länge des Meeres beschäftigt.

4. Hans Moritz, jüngster Sohn des Grafen von Brühl, wurde zu Dresden im Jahre 1746 geboren, trat früh in französische, später aber ebenfalls in preußische Kriegsdienste. Auch er hatte eine musterhafte Erziehung genossen, die, wie bei allen seinen Brüdern, durch seltene Naturgaben und durch Jugendreisen in die vornehmsten Länder Europa's außerordentlich be-

günstigt wurde. Als Schriftsteller hat er unter anderen auch die Uebersetzung eines französischen Werkes über thierischen Magnetismus nebst mehreren eigenen Abhandlungen darüber geliefert. Der schönste Zug dieser vier Brüder war Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. Hans Moritz war ein besonderer Freund Gellerts. Er vermählte sich mit Johanna Margaretha von Schleierweber in Friedenau im Jahre 1771, wo dieselbe erst funfzehn Jahre zählte und kurz zuvor erst in Gemeinschaft mit ihrem Bruder in den Adelstand erhoben war. Sie war eine ebenso gemüthvolle, als geistreiche Frau und stand mit Göthe, Herder, Wieland, dem Grafen Stollberg und andern ausgezeichneten Literatoren des Jahrhunderts in engster Verbindung. Mitten im Glanze der großen Welt blieb sie eine echte Religiöse, und beurkundete dies auch in der gehaltvollen Streitschrift über die Philosophie des Katholicismus und Protestantismus, die in Berlin ums Jahr 1815 in deutscher und französischer Sprache erschien. Ihr Gemahl starb 1811 als königlich preußischer Generalintendant sämmtlicher Chausséen.

5. Maria Amalia, verheirathete sich 1750 mit dem Grafen Mniszech, welcher Hofmarschall der polnischen Krone und Kastellan von Krakau war. Sie soll in Bezug auf Gemüth mit ihren Brüdern auf gleicher Höhe gestanden haben.

Daß sämmtliche Brühl'sche Kinder katholisch waren, ist früher schon berichtet worden. Der Minister August III., Graf von Brühl, der Vater der soeben geschilderten Nachkommen dieses Namens, hatte, wie wir wissen, noch vier

Brüder. Wenn sie auch auf Sachsens Verhältnisse wenigen oder gar keinen Einfluß ausübten, so wollen wir ihrer und ihrer Nachkommen, der Vollständigkeit wegen, hier noch gedenken. Der älteste Bruder des Premierministers, Graf Friedrich Wilhelm von Brühl, welcher 1699 geboren und 1760 gestorben ist, hat mehrere Kinder hinterlassen. Der älteste seiner Söhne hieß Hans Moritz, vertrat viele Jahre lang als Gesandter seinen Hof in London, vermählte sich dort mit einer englischen Dame und starb auch dort im Jahre 1809. Aus dieser Ehe ist ein Sohn hervorgegangen, welcher sich noch in England befinden und nicht verheirathet sein soll. Ein zweiter Sohn dieses Grafen Friedrich Wilhelm von Brühl, ist nur vierunddreißig Jahre alt geworden und als Amtshauptmann in Thüringen ums Jahr 1778 gestorben. Dieser hinterließ gleichfalls einen Sohn, dessen Vermögensverhältnisse sehr reduzirt waren, als er als Floßmeister im Jahre 1833 zu Plauen starb. Ihn überlebten zwei Söhne, von denen der Eine, Heinrich, preußischer Major, der Andere, Karl, Viceunteroffizier in Batavia ist. Ueber die anderen Brüder des Premierministers sind keine zuverlässigen Nachrichten vorhanden. Dagegen haben wir noch sehr schätzenswerthe Mittheilungen über den Sohn des oben unter 4 angeführten Grafen Hans Moritz von Brühl erhalten, die interessant und wichtig genug sind, unsern geehrten Lesern wieder zu geben.

Karl Friedrich Moritz Paul, Reichsgraf von Brühl war der einzige Sohn des Grafen Hans Moritz und seiner Gemahlin Johanna Margaretha. Er wurde auf dem Schlosse Pförten in der Niederlausitz am 18. Mai 1772 geboren, trat in königlich preußische Dienste, wurde Kammerherr, Ritter mehrerer hoher Orden und im Jahre 1814 Generalintendant

der königlichen Schauspiele in Berlin. Seine unter 4 mitgenannte geistreiche Mutter leitete seine Erziehung mit der höchsten Sorgfalt. Im Jahre 1785 begleitete er seine Eltern auf einer Reise nach Weimar und betrat den Zauberkreis, welchen dort Männer, wie Wieland, Herder, Göthe und mehrere Andere um die geistreichste Fürstin ihrer Zeit, die Herzogin Amalie, bildeten. So ward sein Geist immer enger an die schönen Künste und Wissenschaften angezogen, und obschon er in Bezug auf seine Bestimmung im staatsgesellschaftlichen Leben sich für das Studium der Forstwissenschaften entschieden hatte, blieben sie doch immer seine Lieblingsneigung. Kaum achtzehn Jahr alt, wurde er im Preußischen, wo sein Vater das Amt eines Obersten und Chaussee-Bau-Intendanten verwaltete, nachdem er früher in sächsischen und französischen Militairverhältnissen gestanden hatte, als Jagdjunker angestellt, und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichnenkunst und in der Musik unter Genelli, Fasch und Thürschmidt Kenntnisse und Uebung zu erlangen. Eine forstwissenschaftliche Reise durch Deutschland führte ihn in die Zeit, wo Schillers Genius in Weimar waltete, zum zweiten Male dahin; er blieb dort ein ganzes Jahr, erfreute sich des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umgangs mit den Genien der Künste und Wissenschaften und ward Mitglied des gesellschaftlichen Theatervereins, in welchem er einige Male auch vor der Herzogin auftrat. Bald nachher wurde er zum Kammerherrn des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders Friedrich II., ernannt. Mit ihm verweilte er mehrere Jahre in Rheinsberg. Nach des Prinzen Tode berief ihn die Mutter Friedrich Wilhelm III. von Preußen an ihren Hof, wozu die Vorliebe dieser Fürstin für Theater und Musik die Veranlassung gegeben hatte. Im Jahre 1813

folgte er dem preußischen Heere als Freiwilliger nach Frankreich; später begleitete er den König von Preußen nach England und wurde darauf von demselben zum Generalintendanten der königlichen Schauspiele in Berlin ernannt. 1814 vermählte er sich mit Fräulein Jenny von Pourtales aus der Schweiz; auch hatte er das Bürgerrecht von Neufschatel erhalten, woselbst er im Befreiungskriege einige Zeit Kommandant war. Er starb 1837, fünfundsechzig Jahre alt.

Neuntes Kapitel.

Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeinden. — Seine Verweisung und Zurückrufung. — Seine Vereinsthätigkeit bis zu seinem Tode. — Zinzendorfs Begräbniß und seine Kinder.

Etwas Wohlthuendes ist es, wenn man in einer Zeit, wie die der Brühl'schen Regierung war, einem Wesen begegnet, das vermöge seiner Herzensbildung, Herzensgüte und seines wahrhaft religiösen Lebenswandels auf einer so hohen geistigen Stufe steht, daß man nicht ohne Staunen, aber auch nicht ohne Liebe und Zuneigung zu ihm hinaufzusehen vermag! Ein solches Wesen war der Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf. Alles, was der Graf von Brühl scheinen wollte, war der Graf von Zinzendorf wirklich. Liebe, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Wohlthätigkeitssinn dokumentiren alle seine Handlungen. Er steht in jener für Sachsen so traurigen Zeit als die hinter dunklen Wolken

trauernde Sonne, deren Strahlen, wenn durch eben diese Wolken auch sehr geschwächt, dennoch wärmen und erquicken.

Nicolas Ludwig Graf von Zinzendorf, wurde zu Dresden am 26. Mai 1700 geboren. Sein Vater, der chursächsischer Conferenz-Minister war und eines hohen Ansehens genoß, starb schon sehr früh, weshalb Nicolas Ludwig in dem Hause seiner mütterlichen Großmutter, Frau von Gersdorf, in der Lausitz erzogen wurde. Diese Dame war ebenso gelehrt, als fromm und Verfasserin einer Sammlung geistlicher Lieder und poetischer Betrachtungen. Ihre Gelehrsamkeit erstreckte sich sogar so weit, daß sie im Stande war, mit dem gelehrten Schurzfleisch lateinische Briefe zu wechseln. Zinzendorfs Jugendjahre fielen gerade in eine Zeit, wo die Meinungen der Pietisten oft und viel besprochen wurden. Dies und besonders der Umstand, daß tägliche Andachtsübungen im Hause seiner Großmutter abgehalten wurden, hatten in ihm so tief religiöse Gefühle geweckt, daß er bald ein vollendeter Schwärmer wurde. Schon vor seinem zehnten Jahre schrieb er Briefe an den Heiland, die er zum Fenster hinauswarf, in der Meinung, Jesus Christus würde sie schon finden. Kein vernünftiger Mensch kann sich mit d i e s e r Art von Erziehung einverstanden erklären, weil dadurch der junge Mensch für das wirkliche Leben ganz unbrauchbar oder zu einem vollendeten Heuchler gemacht wird. Zinzendorf war kein Heuchler. Es war eine Tiefe in seinen religiösen Anschauungen, die zur Bewunderung hinreißen konnte. Seine Ansichten empfingen neue Nahrung, als er nach vollendetem zehnten Lebensjahre in das Pädagogium zu Halle gebracht wurde und unter die Aufsicht des berühmten Theologen Hermann Franke kam. Hier veranstaltete er geheime Zusammenkünfte mit Gleichgesinnten und stiftete den mystischen Orden

vom Senfkorn. Sein Oheim, der auch zugleich sein Vormund war, der General Wunsch, ein alter praktischer Mann, wollte den Versuch machen, seinem Neffen den Kopf zurecht zu rücken, um ihn zu einem redlichen Geschäfsleben auszubilden. Deshalb sandte er ihn zur Universität im Jahre 1716, aber nicht nach Halle, wo er noch überspannter werden konnte, sondern nach Wittenberg, deren theologische Professoren unter dem Namen der Orthodoxen und als die entschiedensten Gegner der Halleschen Pietisten bekannt waren. Zinzendorf blieb jedoch fest bei seiner Richtung stehen. Als im Jahre 1717 das Reformationsfest gefeiert wurde, schloß er sich ein und zeigte seine Trauer über den Verfall der Kirche durch Fasten und Thränen.

Bis jetzt, obgleich dies bei der ihm zu Theil gewordenen Erziehung ungemein auffallend ist, hatte er sich noch nicht ausschließlich für den Priesterstand bestimmt; jetzt aber trieb er neben seinen übrigen Studien auch Theologie, indem er innerlich den Entschluß faßte, die geistliche Laufbahn zu seinem Lebensziel zu wählen. Drei Jahre befand er sich auf der Wittenberger Hochschule, als er mit seinem Stiefbruder und dessen Hofmeister Riederer eine Reise nach Holland und Frankreich antrat. Diese Reise hat er später selbst beschrieben und unter dem Titel: „Attici Wallfahrt durch die Welt“ herausgegeben.

Zinzendorf hatte eine große Sucht, berühmte Geistliche aufzusuchen und sich mit ihnen in verschiedene Dispute einzulassen. Aus diesem Grunde machte er auch die Bekanntschaft des damaligen Ambassadeur im Haag, Grafen von Tarouca, mit welchem er nur wegen Jesu Christi sich unterhielt.

In Paris wußte man Anfangs nicht, was man von

ihm zu halten habe. Man wollte nicht glauben, daß das, was man von ihm sah und hörte, die lautere Wahrheit sei. Er war vielleicht der Einzige, welcher auf den Hofbällen nicht tanzte und auch nie eine Karte anrührte; beiderlei Vergnügungen seien, sagte er, teuflische Künste. Die Herzogin von Villars war ihm, seines frommen Wesens wegen, besonders gewogen, wie er in seinem oben erwähnten Buche berichtete. Ueberhaupt hatte er in Paris, in dieser Stadt des Leichtsinns und der Verderbtheit mit seiner Frömmigkeit ein Aufsehen erregt, wie vor ihm noch keiner. Auch die Bekanntschaft des Kardinals von Noailles machte er in Paris, der sich keine Mühe verdrießen ließ, ihn der katholischen Religion zuzuführen. Wäre Herr von Noailles ein besserer Menschenkenner gewesen, er hätte jeden Versuch unterlassen, Zinzendorfs Gesinnungen zu ändern, da derselbe unbedingt scheitern mußte. Noailles war ein Mann von strengen Sitten, mildem Charakter, hervorragenden theologischen Kenntnissen und der umfangreichsten Wohlthätigkeit gegen die Armen. Ueberhaupt kann man ihn als den würdigsten Prälaten der damaligen katholischen Kirche bezeichnen. Wäre er dies Alles nicht gewesen, dann würde sich Zinzendorf wahrscheinlich nicht mit ihm abgegeben und nicht von ihm und einigen anderen Bischöfen Frankreichs gesagt haben:

„Da sie sahen, daß sie es mit einem Menschen zu thun hätten, dem ihre Religionsdisputen à charge wären, u. s. w. gleichwohl aber seiner Religion von Herzen treu, so abstrahirten sie sogleich von dergleichen Materien und begaben sich mit mir in das unergründlich tiefe Meer des Friedens und Verdienstes Jesu und der dadurch erworbenen Gnade, selig und heilig zu werden, da wir dann ein halbes Jahr mit himmlisch vergnügtem Herzen beisammen waren und uns

nicht mehr besannen, was für einer Religion der Eine oder der Andere wäre. Die Katholiken führen das Anathema gegen die Gegner im Munde und Panier und haben oft viel Billigkeit gegen sie in Praxi. Wir Protestanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde und es giebt unter uns im Praxi (das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker. Bessere Dich, Jerusalem!"

Im Jahre 1721 war Zinzendorf nach Sachsen zurückgekehrt und wurde zum Hofrath bei der Landesregierung zu Dresden ernannt, welche Stelle er jedoch schon nach sechsjähriger Wirksamkeit wieder niederlegte. Während dieser Zeit hatte er sich überhaupt an den Geschäften seines Amtes wenig betheiligt, sondern sich, wie früher, vornehmlich mit Theologie beschäftigt und häufige Andachtsübungen gehalten. 1722 vermählte er sich mit der Gräfin Reuß von Ebersdorf. Zu gleicher Zeit gab er einigen um ihres Glaubens willen ausgewanderten mährischen Brüdern die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz an der Mittagsseite des Hutberges anzusiedeln. Diese Kolonie empfing im Jahre 1724 den Namen Herrenhut, von welcher noch jetzt eine Religionsgesellschaft, die Herrnhuter Gemeinde, existirt.

Der Anführer der mährischen oder auch böhmischen Brüder, ein Zimmermann, Namens Christia David, verließ bald, vermuthlich aus Ehrgeiz, die Zinzendorfsche Gemeinde, ging nach Grönland, stiftete dort eine Mission und starb daselbst im Jahre 1751. Erst als mehrere nachgekommene böhmische und mährische Verwiesene den Ort vergrößerten, und die Verschiedenheit der Kolonisten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft über feste Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machten, wur-

den unter Leitung des Grafen von Zinzendorf nach dem Muster der ersten apostolischen Gemeinde gewisse Vereinigungspunkte festgesetzt, in denen man die Unterscheidungslehren der verschiedenen protestantischen Confessionen, deren Verwandte sich hier versammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Christenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mährischen Brüderkirche geregelte Befassung und Kirchenzucht einführte. Unter dem Namen eines „freiwilligen Einverständnisses" nahmen alle Bewohner Herrenhuts am 13. August 1727 diese Statuten an und bildeten so den ersten Namen der Brüdergemeinde, als deren Stifter der von nun an nur für sie lebende Graf von Zinzendorf zu bezeichnen ist. Der Hauptcharakter ihrer religiösen Anschauung besteht darin, daß sie die Religion mehr für eine Gefühlssache, als für ein Product des Verstandes halten, was jeden Falls auch das bei Weitem Richtigere ist. Nur in dem Heilande erkennen und verehren sie die Gottheit; alle Werke in der sinnlichen und übersinnlichen Welt schreiben sie ihm zu; im Namen Jesu Christi vollführen sie Alles, was sie beschließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte „der Heiland will es!" motivirt.

Bei Gelegenheit des oben erwähnten „freiwilligen Einverständnisses" genoß die ganze Gemeinde, an der Spitze der Graf von Zinzendorf, das heilige Abendmahl, wobei das Lied: „Hier legt mein Sinn sich vor dir nieder," gesungen wurde.

Der Stifter dieser Gemeinde hatte indeß nicht nur für die religiösen, sondern auch für die bürgerlichen Bedürfnisse ihrer Mitglieder Sorge getragen. So hatte er z. B. ebenso für eine Kommunalverfassung, als auch für Diciplin gesorgt,

wo Alles mit der größten Genauigkeit durchgeführt wurde. Sämmtliche Mitglieder der Unität sind nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge und Sittenzucht, und seinen Chordiener, der die äußeren Angelegenheiten des Chors besorgt. Bei den weiblichen Chören werden diese Aemter von weiblichen Personen verwaltet. Die unverheiratheten Brüder wohnen ebenso, wie die unverheiratheten Schwestern, Wittwen und Wittwer in einem besonderen Hause u. s. w.

Der Graf von Zinzendorf hatte jeden Falls von vornherein die Absicht gehabt, eine Gemeinde nach seinen eigenen Ansichten und Grundsätzen zu bilden; diese Absicht veröffentlichte er auch später in verschiedenen, sich indeß öfter widersprechenden Schriften. Dadurch bekam er viele Gegner, wie er ohnehin schon bei Gründung der Kolonie mancherlei Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu räumen hatte. Einem Manne indeß, der mit solchem Gottvertrauen beseelt war, wie der Graf von Zinzendorf, konnte dies nur ein Grund mehr sein, bei seiner Absicht zu beharren. Widerstand stärkt die Kraft des Geistes. Dieser Widerstand allein ist auch eine Hauptursache gewesen, daß er selbst in den geistlichen Stand trat, was er, wenngleich er mit der Idee dazu schon lange sich umher getragen, dennoch vielleicht nicht gethan hätte. Um nun diese Idee zur Wahrheit werden zu lassen, verließ er im Jahre 1734 sein Vaterland und begab sich unter einem fremden Namen, Ludwig von Freydeck, nach Stralsund, um sich dort als Kandidat der Theologie examiniren zu lassen. In der Stralsunder Stadtkirche hielt er seine Probepredigt. Nun machte er, wie früher, wiederum mehrere große Reisen in verschiedene Länder; drei Jahre vorher hatte er auch Kopenhagen besucht und wurde

bei dieser Gelegenheit vom Könige von Dänemark mit dem Danebrogorden decorirt. Ueberall fand er eine überaus günstige Aufnahme, nur in seinem eigenen Vaterlande nicht, was leicht erklärlich ist, da jeder Prophet in seinem eigenen Lande am Wenigsten gilt, zum andern aber auch bereits das Graf Brühl'sche System sich festzusetzen begann. Wie hätte Zinzendorf auch neben Brühl bestehen können? Zinzendorf und Brühl! O, dieser gewaltige Unterschied! Ist's nicht gerade, als sage man Gott und Teufel?!

Im Jahre 1736 ward der Graf von Zinzendorf vermittelst eines landesherrlichen Rescripts aus seinem Vaterlande gewiesen. Die Veranlassung zu dieser ungebührlichen Maßregel sollen die von Zinzendorf eingeführten Neuerungen, Conventikuln, gefährliche Prinzipien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hinten angesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet wurde, gewesen sein. (Bei den Brühlschen Betrügereien wurde die obrigkeitliche Autorität nicht hintenangesetzt, denn Brühl war ja selbst Obrigkeit! Sapienti sat!) 1739 schrieb er einen Katechismus unter dem Titel: „Das gute Wort des Herrn." Darauf machte er eine Reise nach Westindien und hielt sich längere Zeit auf den Inseln St. Thomas und St. Croix auf, wo bereits von der Brüdergemeinde Missionen errichtet worden waren, um diese ganz einzurichten. In gleicher Absicht reiste er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine sechzehnjährige Tochter begleitete. Hier gab er sich große Mühe, auch unter einigen entfernteren indianischen Völkerschaften seine Gemeinde auszubreiten. Auf allen diesen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den anderen Geschäften, die er bezweckte, fast unablässig mit Korrespondenzen und Bücherschreiben beschäftigt, und man muß in der That über

die Thätigkeit des Mannes, die freilich durch eine vortreffliche Körperkonstitution unterstützt wurde, erstaunen. Von der in dieser Zeit von ihm herausgegebenen Büchern fanden viele bei seinen Gegnern den heftigsten Anstoß, besonders sein Gesangbuch für die Muttergemeinde in Herrenhut und seine „Wundenlitanei.“

Im Jahre 1743 kehrte er nach Europa zurück; doch kaum befand er sich einige Zeit hier, so trieb ihn sein rastlos thätiger Geist schon wieder von dannen, und zwar dies Mal nach Liefland, wo sich ebenfalls schon einige Mitglieder seiner Gemeinde befanden. In Rußland weiter vorzudringen, wurde ihm von den russischen Behörden verboten; das nicht allein! er wurde sogar auf Allerhöchsten Befehl mit militairischer Begleitung über die Grenze escortirt. Dies Alles und noch mancherlei andre Unannehmlichkeit konnte ihn indeß von seinem einmal gefaßten Entschlusse, überall für die Nachfolge Christi zu arbeiten, nicht zurückschrecken! Sein Geist war so eisern, wie sein Körper; beide trotzten äußerlichen Einflüssen. Unterwegs war er fast immer; er hatte nirgend Ruhe, sobald es noch Etwas für seine Idee zu thun gab. So unternahm er z. B. jetzt wiederum mehrere Reisen nach Holland und England, und blieb in dem letzten Lande über vier Jahre. Eines freilich unter ähnlichen Verhältnissen öfter beobachteten Umstandes müssen wir noch besonders erwähnen: wie nämlich durch seine außerordentliche Thätigkeit seine Gegner fortwährend herausgefordert wurden, in demselben Grade vermehrte sich die Zahl der Mitglieder seiner Gemeinde. Selbst in Ostindien zu Trankebar entstand eine Herrenhuter Gemeinde.

Auch eines Fleckens in seinem Charakter dürfen wir nicht vergessen, der allein nur durch die in jener Zeit herrschenden

Verhältnisse entschuldigt werden kann. Machten seine Gegner ihm z. B. in Bezug auf sein Predigtamt Vorwürfe, so trat er sofort mit seinem reichsgräflichen Titel hervor und versuchte, damit zu imponiren; eine Schwäche, die allerdings bei einem wahren Nachfolger Jesu nicht vorkommen sollte. Er war überhaupt von Natur aus leicht zum Zorn geneigt und hatte nicht diejenige Ruhe des Geistes, die nothwendig ist, die Angriffe der Widersacher mit Erfolg zurückzuweisen. Zwar gestand er öfter zu, daß er zu hochmüthig, sogar abstoßend in seinen Antworten sei, doch war er trotzdem nicht im Stande, diese Fehler zu beseitigen. Hierin mochten wohl hauptsächlich die wider ihn geschehenen Angriffe, welche auch selten von sanfter und geschmeidiger Art waren, eines Theils, und sein blutreicher Körper andrer Seits Schuld haben. Er machte es, wie alle hitzigen Köpfe. Die unbedeutensten Angelegenheiten konnten ihn so sehr in Harnisch bringen, daß er sobald mit Schelten und Toben nicht wieder aufhörte. Doch welcher Mensch ist frei von Fehlern?

Inzwischen war ihm seine Gemahlin gestorben, und er dachte darüber nach, ihre Stelle durch eine würdige Andere zu ersetzen. Seine Wahl fiel auf eine Prophetin seiner Gemeinde, Anna Mitschmann, mit welcher er bis zu seinem Tode in einer glücklichen Ehe lebte.

Herr von Zinzendorf war auch durch und durch Kommunist. Alles, was er besaß, gab er hin, und zwar mit jener Uneigennützigkeit, die nachgeahmt zu werden verdient und unsre ganze Bewunderung herausfordert. Er hat bei allen seinen, die Gemeinde betreffenden, Bestrebungen nur einen leitenden Gedanken und zwar den, daß Geld dazu unentbehrlich sei. Woher dies Geld genommen werden sollte, diese Frage entschied er nicht. Daher kam es auch, daß er

selber oft in die größten Verlegenheiten gerieth. Daß sich selbst Meere ausschöpfen lassen, wenn kein neues Wasser hinzukommt, ist etwas Bekanntes! wieviel mehr muß sich aber das Vermögen eines Menschen erschöpfen lassen, der mit so ungeheurer Uneigennützigkeit die weitesten und deshalb kostspieligsten Reisen im Interesse seiner Gemeinde unternahm? Er hat zwar bis zu seinem Tode keinen wirklichen Mangel gehabt, allein es ist immer schon eine Fatalität für einen Mann, der von Hause aus daran gewöhnt war, sich keine Sorgen wegen des Geldes machen zu brauchen, in Verlegenheit zu gerathen und darüber nachdenken zu müssen, auf welche Weise diesen Verlegenheiten am besten aus dem Wege zu gehen sei. Er ist sogar einmal im Jahre 1750 in England in Gefahr gewesen, wegen Mangels an Gelde in's Schuldgefängniß gehen zu müssen; noch rechtzeitig eingelaufene Gelder retteten ihn vor dieser Beschämung. Bei alledem sah man ihn nie müßig, noch mürrisch, oder fand ihn unzugänglich. Er war einer der fleißigsten Menschen seiner Zeit und verstand es, seinen Stunden so einzurichten, daß er nach allen Seiten hin thätig sein konnte. Morgens fand man ihn schon sehr früh auf den Beinen; die unruhige Blutbewegung in seinem Körper mag allerdings wohl einen großen Theil der Schuld seines wenigen Schlafes tragen. Hätte dieser Mann nun noch Wein oder andre spirituöse Getränke zu sich genommen, so würde er wahrscheinlich noch vor der Zeit aufgerieben sein; aber er trank nicht einmal Bier, sondern stets nur reines, klares Wasser; dieser Umstand veranlasste bei ihm aber auch einen so gesunden, nie unterbrochenen Appetit, daß er so stark aß, daß von seiner Portion sehr gut zwei andre Menschen hätten satt werden können. Am auffallendsten bleibt indeß noch, daß er, der, wie erwähnt, von Gott

mit einem so starken Appetit gesegnet war, zuweilen fastete, um sich für den vielleicht einmal eintretenden Fall des Mangels der nöthigen Lebensmittel vorzubereiten. Was er hierbei zu leiden gehabt haben mag, kann sich Jeder leicht vorstellen. Doch giebt auch dieser Umstand, so unbedeutend er an und für sich auch scheint, ein gewichtiges Zeugniß des Zinzendorfschen ungewöhnlichen Geistes. Im Uebrigen war es einerlei, ob er aß oder fastete, in seiner rastlosen Thätigkeit blieb er sich immer gleich. Er ermunterte die Mitglieder seiner Gemeinde mit herzgewinnenden Worten, wenn sie ihm nicht so muthvoll schienen, wie sie nach seiner Ansicht zur Vollführung des großen Werkes sein sollten; er hielt lange Predigten, vermittelst deren er ihnen mit der größten Genauigkeit auseinander setzte, daß das, was sie thun, zur Ehre Gottes und daher auch zu ihrem eigenen Heile gereiche. Um den Eindruck, welchen seine Ermunterungen und Predigten auf die Mitglieder seiner Gemeinde auszuüben nie verfehlten, zu einem bleibenden zu machen, verwendete er die wenigen Mußestunden, die ihm übrig blieben, zur Abfassung neuer religiöser Schriften, von denen über einhundert durch den Druck zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Wenn auch manche unter ihnen sich befinden, welche man von Oberflächlichkeit nicht freisprechen kann, so giebt die ganz ungewöhnliche Anzahl dieser Schriften, besonders wenn man die übrige Thätigkeit Zinzendorfs nicht übersieht, doch hinlänglichen Beweis seines riesenhaften Geistes; auch muß man wohl erwägen, daß seine Schriften meistentheils für Menschen bestimmt waren, deren intellectuelle Bildung nicht eine so hohe Stufe erreicht hatte, daß sie gelehrte Floskeln oder ein tieferes Denken erfordernde Argumente verstehen konnten.

Jeder Staat oder dessen Oberhaupt hat gewisser Maßen

eine moralische Verpflichtung, sein Augenmerk auf alle unter seinen Augen sich aufrichtende Verbindungen zu lenken. Jede, wenn auch noch so unschuldig scheinende, Verbindung kann für die Verhältnisse des Staates, in welchem sie sich befindet, von Nachtheil werden; besonders dürfte dies aber bei einer religiösen der Fall sein, die leicht das moralische Gefühl der übrigen Unterthanen vernichten kann. Deshalb werden und können wir uns auch nicht wundern, wenn man in Sachsen mit einem gewissen Mißtrauen die Bestrebungen und die so auffallend rasch entwickelte Thätigkeit des Grafen von Zinzendorf beobachtete; ja, man ging noch weiter, wozu jeden Falls, wie wir inzwischen schon erwähnten, eine heilige Verpflichtung vorlag; man ernannte im Jahre 1732 eine Regierungskommission und sandte sie nach Herrnhut, um zu untersuchen, welche Grundsätze die neue Gemeinde als die hauptsächlichsten unter sich eingeführt, und demnächst zu prüfen, ob diese Grundsätze sich mit dem Wohle des übrigen sächsischen Volkes auch vereinen ließen.

Diese Maßregel gewinnt nur durch den Umstand an Bedeutung, daß der Graf von Brühl, der damals noch nicht jene Höhe erreicht hatte, von welcher herab er zum Tode ging (August der Starke war noch an der Regierung) einen wesentlichen Einfluß auf die Hervorrufung derselben ausgeübt. Natürlich leitete der Graf von Zinzendorf die Mitglieder der Regierungscommission selbst und ertheilte mit der größten Bereitwilligkeit jede gewünschte und nothwendig scheinende Auskunft. Man hatte Nichts entdecken können, was die im Jahre 1736 zur Ausführung gekommene Maßregel (die Ausweisung Zinzendorfs) schon jetzt hätte rechtfertigen können, ungeachtet man mehrere Male dem Herrn Grafen von Zinzendorf eine Bewachungscommission zusandte. Haupt-

grund war wohl, daß der Graf von Brühl noch nicht der allmächtige Minister war; selbst unter der Regierung August III. hatte er Anfangs nicht die Kourage, öffentlich gegen einen Mann, wie Zinzendorf, einzuschreiten; sodann hatte er aber auch noch zu viel mit dem Ausmerzen der bekannten Günstlinge zu thun, die ihm von weit größerem Nachtheil sein mußten, weil sie in seiner Nähe sich befanden und mit ihm zusammen arbeiteten.

Im Jahre 1747, wo man in Sachsen mit großen Geldschwierigkeiten zu kämpfen hatte, warf Brühl zuerst sein Auge auf den Grafen von Zinzendorf, in dessen Macht es augenscheinlich lag, Sachsen aus der Kalamität zu retten. Man war, trotzdem man ihn aus Sachsen verwiesen hatte, dennoch mit Aufmerksamkeit seinen Schritten gefolgt und gerieth in das höchste Erstaunen, wie rasch die Verbindungen der Brüdergemeinde in anderen Staaten, z. B. in Preußen, England, Holland u. s. w., Wurzeln faßten. Daß solche Verbindungen auch über große Geldsummen zu verfügen hatten, konnte, Brühls Ansicht nach, keinem Zweifel unterliegen, und wenn man sich dennoch täuschen sollte, so war mindestens mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß ein ungeschmälerter Kredit vorhanden war. Gradezu auf sein Ziel loszugehen, war indeß nicht des Grafen von Brühls Sache. Es ist bekannt, daß er immer gern im Geheimen operirte, um, wenn es einmal zu Entdeckungen kommen sollte, mit freier Stirn vortreten zu können. Der Graf Hennicke bildete die Vermittelungsperson und mußte ihm unter der Blume, wie man zu sagen pflegt, zu verstehen geben, daß der König gegen seine Rückkehr nach Sachsen nichts einwenden würde, zumal wenn der Graf von Zinzendorf die Güte haben würde, bei seiner weit verbreiteten Bekanntschaft ein Darlehn für die

sächsische Kammer zu vermitteln. Zinzendorf war, wie alle Apostel, stolz darauf, in seinem eigenen Vaterlande seine Thätigkeit entwickeln zu können, um sich die Bewunderung seiner früheren Freunde zu erwerben. Dieser Stolz ist zwar eine große Schwäche, man trifft ihn jedoch bei so vielen großen Geistern an, daß man sich eigentlich darüber gar nicht wundern braucht. Er biß an die ihm vom Grafen Hennicke hingehaltene Angel kräftig an und brachte ein Mitglied der Brüdergemeinde in Amsterdam, Namens Brunnig, leicht dahin, der sächsischen Kammer 150,000 Gulden vorzuschießen. Um Zinzendorf noch mehr zu ködern (man verzeihe uns diesen plebejischen Ausdruck, aber wir finden für die Art und Weise, wie sich Brühl Zinzendorfs zu versichern bemüht war, keinen passenderen) gab man ihm leise zu verstehen, daß man es gern sehen würde, wenn er in Sachsen noch mehrere Niederlassungen nach dem Muster der Herrnhuter gründete. Das war nun eben die schwächste Seite des Grafen von Zinzendorf, und daß Brühl ihn gerade von dieser bearbeiten ließ, beweist die große Menschenkenntniß dieses Politikers.

Es schien, als wenn Zinzendorf gar nicht müde werden konnte, mit solchem Eifer betrieb er sämmtliche Angelegenheiten seiner Gemeinde. Er befand sich wiederum Jahre lang auf Reisen und verweilte vier volle Jahre hintereinander in England, das er als Mittelpunkt der Gemeinden von Amerika und Europa betrachtete. Ueberall, wo er sich aufhielt, predigte er und immer mit dem nämlichen Feuer, obgleich man ihm auch bei seinen Predigten denselben Vorwurf machen muß, wie bei seinen vielen Schriften, nämlich daß sie zuweilen so dunkel gehalten wurden, daß ein großer Theil seiner Zuhörer sie gar nicht verstand. Diese Unverständlichkeit wurde vornehmlich dadurch noch erhöht, daß er

gelehrt scheinen wollte, was er doch in der That nicht war, und seine Vorträge mit französischen, italienischen, sogar lateinischen Brocken verunstaltete. Aber auch dieser, wenn auch nicht kleine Fehler, dürfte ihm zu verzeihen sein, wenn man bedenkt, daß daran sogar noch in der heutigen Zeit viele Menschen, namentlich Schriftsteller, leiden, die eine wahre Wuth zu haben scheinen, sich bei ihren Werken fremder nur den Wenigsten ihrer Leser verständlicher Ausdrücke zu bedienen. Mit Gesticulationen ging Zinzendorf ebenfalls nicht sehr sparsam um, und man hat versucht, ihm auch hierüber einen Vorwurf zu machen, vorzüglich deshalb, weil sie wenig zur Erklärung seiner Worte beigetragen, vielmehr die Zuhörer in ihrer geforderten Andacht störten.

Aeußerlich war der fromme Zinzendorf überhaupt nur in sehr geringem Umfange zu dem Amte eines Predigers ausgerüstet. Er hatte eine colossale Figur und eine Stimme, die vom Bischofe Spangenberg mit dem Brüllen eines Löwen verglichen wird; innerlich jedoch ist wohl selten ein Mensch geschickter zu einem Seelsorger ausgestattet gewesen. Einfachheit, Liebe und Aufopferung waren die Hauptfaktoren seines uneigennützigen Strebens. Seine Kleidung entsprach seinem Innern, wenn wir einen solchen Vergleich anstellen dürfen. Er trug einen Rock von grobem schwarzem Tuche, den er stets bis unter das Kinn zugeknöpft hatte; eine Halskrause von baumwollenem Zeuge und eine kleine schwarze Sammetmütze; seine Beinkleider bestanden aus grauem ebenfalls sehr grobem Tuche. Wir sehen aus dieser Bekleidung, die der eines Geistlichen vollständig conform war, daß Zinzendorf wohl wußte, welchem Stande er durch seine religiöse Bestrebungen angehörte und daß er sich über denselben nicht erhob. Allerdings kamen Augenblicke, wie wir schon

schon erwähnten, wo er sich seiner gräflichen Abkunft erinnerte; doch war er hierzu alle Male erst durch das unverzeihliche Betragen seiner Gegner oder durch die Widerspenstigkeit eines oder des andren Mitgliedes seiner Gemeinde gereizt, und muß ihm daher verziehen werden.

Graf von Zinzendorf hatte sehr viel auf dem wissenschaftlichen Gebiete gelernt, allein er besaß die Geschicklichkeit nicht, das Gelernte gehörig zu verdauen, um es in einer mundgerechten Speise seinen Verehrern wieder vorlegen zu können. Der Mangel an geistiger Verdaulichkeit lag besonders in dem Umstande, daß er kein gewöhnlicher, sondern ein gelehrter Mann sein wollte, wie wir schon mehrere Male Gelegenheit nahmen, zu bemerken. So fand er z. B. seinen besonderen Stolz darin, daß er in englischen Städten englisch, in holländischen holländisch, in französischen französisch predigte. Daß er hierzu Geschick hatte, mußte ihn noch mehr in dem Glauben bestärken, daß er einer der Apostel Jesu sei, die, wie die Bibel berichtet, plötzlich mit allerlei Zungen redeten. Dies Alles sind Schwachheiten, die bei nicht gewöhnlichen religiösen Geistern mehr, als zu oft angetroffen werden. Zinzendorfs Anhang erstreckte sich von einem Ende der Welt bis zum andern, und daß darunter sich auch viele reiche Leute befanden, ist so auffallend eben nicht. Von diesen reichen Personen wurden ihm auch bedeutende Summen Geld zur Verfügung gestellt, um es ihm möglich zu machen, große Ländereien zur Anlegung neuer Kolonien nach dem Zuschnitt der Herrnhuter an sich zu bringen. In Nord-Carolina allein kaufte er einhundert Tausend Acker Land. Auch der Graf von Brühl, der ihn ehedem aus seinem Vaterlande vertrieben hatte, nahm sich seiner in umfangreicher Weise an; er schenkte ihm das bei Magdeburg gelegene Barby, was

später den Namen Gnadau erhielt und wo die Brüdergemeinde eine eigene Buchhandlung besitzt.

Da Zinzendorf nicht überall sein konnte, und doch die ganze Welt in sein Glück mit hineinziehen wollte, so sandte er nach allen Gegenden hin Missionäre und ließ durch sie immer neue Gemeinden gründen. Doch mitten in seiner Thätigkeit überraschte ihn am 9. Mai 1760 der Tod in seiner Gemeinde zu Herrnhut; er liegt auch auf dem derselben zugehörigen Gottesacker begraben. Eine eigentliche Krankheit ist seinem Tode nicht vorangegangen, denn noch vier Tage vorher hatte er eine Versammlung berufen und vor derselben mit dem alten Feuer gepredigt. Bevor der Graf starb, sagte er noch zu seinem Schwiegersohne, dem Baron von Watteville:

„Mein liebster, bester Sohn, ich werde nun zum Heilande gehen; ich bin nun mit meiner Arbeit fertig und ganz mit meinem Herrn verstanden. Er ist mit mir zufrieden."

Der Graf von Brühl hat das Nämliche gesagt, wenngleich er sich anderer Worte bediente. Wer von Beiden hatte Recht: der Seelenverkäufer oder der Seelengewinner? Die Lüge oder die Wahrheit?

Kein König hat einen imposanteren Leichenzug gehabt, als der Graf von Zinzendorf. Ueber viertausend Personen folgten seinem Sarge, darunter allein etwa zweitausend aus vielen Weltgegenden herbeigekommene Menschen; außerdem schlossen sich dem Trauerzuge noch an: über dreißig Geistliche, mehrere Missionaire aus England, Amerika, Holland und Grönland; auch eine Abtheilung österreichischer Grenadiere begleitete den Sarg als Ehrenwache. Erst zehn Tage nach dem Tode wurde Zinzendorf begraben, gewiß nur deshalb,

um auch den Weiterwohnenden es möglich zu machen, sich bei dem Leichenbegängniß zu betheiligen.

Die erste Gräfin von Zinzendorf hatte ihrem Gemahle zwar zwölf Kinder geboren, doch lebten davon bei dem Tode des Vaters nur noch drei Töchter und ein Sohn und zwar:

1. Benigna, vermählte sich 1746 mit Johannes Languth, Magister zu Erfurt, der später von dem Baron von Watteville an Kindesstatt angenommen und adoptirt wurde. Derselbe, an welchen der Graf von Zinzendorf die kurz vor seinem Tode gesprochenen Worte gerichtet hatte. Benigna von Watteville hatte schon bei Leibzeiten ihres Vaters seine sämmtlichen Güter bekommen;
2. Maria, vermählt im Jahre 1767 mit dem Grafen Moritz von Dohna-Schlodien-Condehnen zu Herrnhut, den sie jedoch schon nach einer zehnjährigen Ehe durch den Tod verlor;
3. Elisabeth, vermählte sich mit dem Sohne des oben genannten Barons von Watteville, ein Jahr später, als ihre zweite Schwester Maria;
4. Christian, auch der „liebe Graf Christel," wie er von den Brüdern und Schwestern seiner Gemeinde genannt wurde, starb schon 1752 fünfundzwanzig Jahre alt zu London. Er scheint der Einzige aus der Zinzendorf'schen Familie zu sein, welcher die große Idee des Vaters nicht erfaßt hatte. Zwar war auch er im Interesse der Gemeinde thätig, doch erschien seine Thätigkeit derjenigen seines Vaters gegenüber eine Parodie derselben zu sein. Er empfing von demselben auch mehrere strenge Zurechtweisungen, im Jahre 1749 und auch später.

Die zweite Gräfin von Zinzendorf, die „liebe Nitsch-Annel," wie sie scherzend von ihrem Gemahl genannt wurde, überlebte denselben nur um wenige Wochen; der Gram um den geliebten Mann hatte ihr die galoppirende Schwindsucht zugezogen. Graf Zinzendorf ruht in der Erde inmitten dieser beiden Gemahlinnen.

Es wird nicht uninteressant sein, noch etwas über die Folgen der Wirksamkeit dieses merkwürdigen Mannes zu erfahren.

Die Mitglieder aller Brüdergemeinden standen wenigstens noch zu Anfange dieses Jahrhundert (wahrscheinlich wird's jetzt noch ebenso sein) in Verbindung unter einander; sie haben eine Vereinskasse, in welche von dem Gewinn aller ihrer Handelsartikel zehn Prozent gelegt werden. Man hat die Berechnung gemacht, daß im Durchschnitt jedes zahlungsfähige Mitglied jährlich zehn Thaler an dieselbe Kasse zu zahlen hat. Dadurch ists erklärlich, daß sie über große Summen Geld zu verfügen haben, denn zu der Zeit, welcher wir vorstehend gedachten, waren über 100,000 steuerpflichtige Mitglieder vorhanden. Durch diese ungeheuren Einkünfte konnte es auch nur gelingen, die ebenso ungeheuren Ausgaben des Grafen von Zinzendorf, welche er im Interesse der Brüderschaft zu unternehmen hatte, zu decken. Die Gemeinde, welche bei ihrer Gründung aus höchstens vierhundert Seelen bestand, hatte sich bis zum Jahre 1786 schon bis auf 500,000 erhöht mit Einschluß der Negergemeinden. Einige Gemeinden zeichnen sich nun noch besonders aus, z. B. die Muttergemeinde Herrnhut, die Gemeinden Niesky bei Görlitz, Kleinwelke bei Bautzen, in Schlesien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neusalz und Gnadenfeld bei Cosel; auch die Gemeinden Neudietendorf bei Erfurt,

Ebersdorf bei Lobenstein, Christiansfeld im Schleswigschen und Zeyst bei Utrecht verdienen, erwähnt zu werden. In Rußland wurden die Brüdergemeinden vier Jahre nach dem Tode ihres ewig denkwürdigen Stifters vom Staate privelegirt; sie baueten den durch den Verkehr mit den Tartaren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im astrachanischen Gouvernement. In England ist ihnen indeß der größte Triumph zu Theil geworden, indem eine besondere Parlamentsakte vom Jahre 1749 sie als eine alte bischöfliche Kirche anerkannte.

Hervorzuheben sind noch vorzugsweise die Verträglichkeit, Industrie und Genügsamkeit der Brüder, aus welchem Grunde man sie auch zu den besten Staatsbürgern zählen kann und muß. Sie respektiren überall die herrschenden bürgerlichen Gesetze, verstoßen nie dagegen und tragen, wie jeder Andre, alle bürgerlichen Lasten, obgleich sie durch ihre Einrichtung in den Stand gesetzt sind, nie in den Fall zu gerathen, auch die Wohlthaten des Staats in Anspruch zu nehmen. Die Vorzüglichkeit ihrer Verfassung hatte offenbar auch den Grafen von Brühl zu der Idee veranlaßt, den Grafen von Zinzendorf wieder nach Sachsen zu berufen. Von einer solchen Gemeinde ließen sich „klingende" Wunderdinge erwarten, und ihr Gründer hat diesen Erwartungen auch überall entsprochen.

Zehntes Kapitel.

Kulturverhältnisse Sachsens. — Gellert. — Mascow. — Rabener. — Gärtner. — Gottsched und dessen Gattin. — Lessing. — Leipzig als Handelsplatz. — Apel. — Oeser. — Dietrich. — Mengs.

Wir haben bis jetzt meist nur von sächsischen Militär- und Staatsbeamten gesprochen und hier und da höchstens einen für die Entwickelung Sachsens bedeutenden Privatmann mit hineingezogen. Jetzt soll es unsre Aufgabe sein, um den klaren Gang der sächsischen Staatengeschichte zu documentiren, uns auch mit mehreren andren hervorragenden Personen zu beschäftigen, die man ihrer Stellung, ihres Charakters und ihrer Thätigkeit nach weder streng zu den öffentlichen, noch streng zu den Privatpersonen zählen kann. Sie bilden ein Mittelding zwischen Beiden: sie führen ein Privatleben und doch ist ihre Thätigkeit für die Oeffentlichkeit bestimmt und die Oeffentlichkeit richtet sich nach ihr. Nehmen wir zuerst Gellert, der unzweifelhaft einer der bedeutendsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Christian Fürchtegott Gellert war am 4. Juli 1715 zu Haynichen bei Freiberg geboren und hatte noch zwölf Geschwister. Sein Vater, zweiter Prediger in dem genannten Städtchen, hatte nur ein unbedeutendes Einkommen, und war daher auch nicht im Stande, seine dreizehn Kinder zu ernähren. Jedes derselben mußte deshalb, sobald es das dazu gehörige Alter erreicht hatte, durch Arbeiten den Verdienst des Vaters vermehren helfen. Auch dieser Sohn, von welchem wir sprechen,

mußte bereits vom elften Jahre an, dasjenige, was er brauchte, durch Abschreiben bei einem Advokaten selber verdienen. Gellert liefert uns einen schlagenden Beweis dafür, daß große Geister auch ohne die gehörigen Geldmittel groß werden. Im dreizehnten Jahre machte er seinen ersten Versuch in der Dichtkunst, und da dieser allseitig belobt wurde, so ging er kühn auf der betretenen Bahn weiter. Im Jahre 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Fast zu gleicher Zeit waren auch Rabener und Gärtner, von denen wir nachher weiter sprechen werden, zur Meißener Fürstenschule gekommen und gingen, nachdem sie mit Gellert ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen, mit ihm im Jahre 1734 nach Leipzig zur Universität ab. Gellert studirte Theologie, ging 1738 zu seinem Vater zurück und betrat hier zum ersten Male die Kanzel. Es soll auch sein letztes Mal gewesen sein. Seine Geschicklichkeit und seine Talente berechtigten ihn zwar zu der sicheren Hoffnung, dereinst zu den tüchtigsten Kanzelrednern Deutschlands gezählt zu werden; allein eine schwächliche Brust, überhaupt eine mangelhafte Gesundheit, mit welcher eine auffallende Aengstlichkeit Hand in Hand ging, bewogen ihn, dem Predigtamte ganz zu entsagen. Schon im Jahre 1739 wurde er Hofmeister zweier junger Edelleute unweit Dresdens; später übernahm er die Erziehung seines Schwestersohnes, leitete dessen Vorbereitung zur Universität und begleitete ihn selbst 1741 nach Leipzig, wo er hoffen durfte, am leichtesten Schüler für sich zu gewinnen. Indem er den Unterricht mehrerer jungen Leute übernahm und leitete, versäumte er nicht, seine eigenen Kenntnisse zu vermehren. Um diese Zeit begann er auch seine öffentliche literarische Thätigkeit. 1744 wurde er zum Magister ernannt, wodurch sich die Zahl sei-

ner Schüler bedeutend vergrößerte. Jetzt schon litt dieser tüchtige Mann an Hypochonderie, die später in so auffallender Weise an ihm hervortrat. Nachdem er zwölf Jahre privatim in Leipzig gelehrt hatte, verlangte August III. von ihm, daß er sich um eine außerordentliche Professur in der Philosophie bewürbe. Anfangs hatte Gellert keine besondere Neigung hierzu, denn seine alte Aengstlichkeit (unzweifelhaft eine Schwester der Hypochonderie) trat von Neuem hervor; als aber seine beiden obengenannten Freunde darauf hinwiesen, daß der Hof bereits auf ihn aufmerksam sei und er, indem er dem Rathe des Königs folge, sein Glück machen und sich eine sorgenfreie Zukunft sichern könne, that er's. Die Professur wurde ihm im Jahre 1751 verliehen, doch betrug das damit verbundene jährliche Einkommen nur einhundert Thaler. Gellerts Vorträge wurden so zahlreich besucht, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen strömten ihm zu; unbegrenzt war die Achtung, in welcher er überall stand, und der Wunsch, seine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt manchen Studenten von Ausschweifungen, wie sie damals noch mehr an der Tagesordnung waren, als heute, zurück. So allgewaltig wirkte die geistige Größe dieses ängstlichen und bescheidenen Mannes! Auch Menschen, die weder zur Universität, noch zum Staatskörper gehörten, beeiferten sich, ihm ihre Achtung dadurch an den Tag zu legen, daß sie sich durch Freigebigkeit bemühten, sein Leben kummerlos und sorgenfrei zu machen. Allein Gellert war trotzdem nicht glücklich. Er bildete sich ein, er sei doch immer nur ein Stümper und leiste nur Unbedeutendes, und da sich seine Freunde bemühten, ihn von dem Gegentheil zu überzeugen, so lieferte er eine öffentliche Kritik seiner eigenen Werke und hob die darin

vorhandenen Fehler in einer wirklich kleinlichen Weise hervor. Daß unter derartigen Verhältnissen Gellerts Hypochonderie nicht abnehmen, sich vielmehr noch erhöhen mußte, liegt offen auf der Hand.

Gellert empfing übrigens nicht blos von seiner Nation Beweise der allgemeinsten Hochachtung, sondern unzählige Fremde suchten seine Wohnung auf, um ihn kennen zu lernen. Besonders geschah dies während des siebenjährigen Krieges von den Prinzen Karl und Heinrich von Preußen Niemandem verbarg Gellert seine hypochondrische Laune. Auch der Prinz Heinrich von Preußen entdeckte dieselbe ohne große Mühe und da Vernunftgründe, die er vorbrachte, nichts fruchteten, so rieth er ihm (was vor ihm schon der Arzt gethan hatte) täglich einige Stunden zu reiten.

„Das ist sehr bald gesagt, Königl. Hoheit!" entgegnete der bescheidene Gellert; „wenn man aber kein Pferd besitzt, so kann man auch nicht reiten."

„Diesem Uebelstande ist leicht abzuhelfen!" versetzte der edle Prinz Heinrich.

Am nächsten Tage schon empfing Gellert aus den Händen des Generals Kalkreuth im Auftrage des Prinzen Heinrich von Preußen ein Pferd. Es war das nämliche, welches in der Schlacht bei Freiberg der Prinz selber geritten hatte. Im Jahre 1760 ließ ihn auch der große Friedrich zu sich rufen, unterhielt sich längere Zeit mit ihm, und war mit der Unterhaltung dergestalt zufrieden, daß er den bescheidenen Gellert: Le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte.

Der Graf Hans Moritz von Brühl, ältester Sohn des älteren Bruders Brühls (des Ministers) gehörte ebenfalls zu Gellerts Schülern und wurde von demselben besonders geliebt.

Aus Anhänglichkeit an den trefflichen Gelehrten setzte er demselben im Jahre 1762 eine jährliche Pension von einhundertundfünfzig Thalern aus, jedoch in einer so rücksichtsvollen Weise, daß Gellert nie den Geber des stets pünktlich einlaufenden Gnadengehalts entdeckte. Es war übrigens gar nichts Seltenes, daß er anonyme Geldgeschenke empfing und zuweilen von ganz fremder Hand.

Im Jahre 1761 starb Johann Jacob Mascow, der bis dahin eine Pension von jährlich 450 Thalern bezogen hatte. Diese Pension wurde jetzt Gellert zugewendet. Jetzt hätte derselbe in der That ohne Sorgen leben können, denn er hatte nun eine fixirte jährliche Einnahme von siebenhundert Thalern; indeß scheint er für das Glück der Erde nicht geschaffen gewesen zu sein. Seine fortwährende Kränklichkeit und ebenso sein hypochonderisches Wesen steigerten sich von Tag zu Tag. Er genoß die Achtung und Verehrung aller verständigen und distinguirten Personen, ohne dadurch erfreut zu werden. Endlich überfiel ihn im December 1769 noch eine hartnäckige Verstopfung; durch die massenhaft angewendeten Laxirmittel, die gleichwohl ohne Wirkung blieben, wurde eine Entzündung des Unterleibs hervorgerufen, die kein Arzt zu beseitigen vermochte. Der Kurfürst hatte seinen eigenen Leibarzt zu ihm ebenfalls vergeblich gesandt. Am 13. Dezember 1769 starb Gellert, kaum fünfundfunfzig Jahre alt. Verheirathet ist er nie gewesen, denn er haßte die Frauen und hatte eine förmliche Scheu vor der Ehe. Dessen ungeachtet war er nicht befreit von weiblichen Verfolgungen, die bekanntlich da mit um so größerer Energie festgehalten werden, wo der meiste Widerstand vorhanden ist.

Johann Jacob Mascow, dessen Pension Gellert vom Jahre 1761 an bezog, ist als Publicist und Historiker be-

rühmt. 1689 zu Danzig geboren, ging er in seinem zwanzigsten Jahre nach Leipzig zur Universität, machte nach absolvirten Studien mehrere größere Reisen in Europa und wurde nach seiner Rückkunft im Jahre 1714 Collegiat des kleinen Fürstencollegiums. Im Jahre 1718 empfing er die juristische Doktorwürde von der Universität zu Halle und wurde das Jahr darauf in Leipzig außerordentlicher Professor der Rechte und Rathsherr; in der Folge nach einander: ordentlicher Professor der Rechte und Geschichte, Beisitzer im Consistorium und im Oberhofgericht, Canonicus und Dechant des Stifts Zeitz, Hof- und Justizrath, Stadtrichter und Proconsul, und starb im Jahre 1761, nachdem er sich um die deutsche Reichsgeschichte und um das Staatsrecht unvergängliche Verdienste erworben hatte.

Einer der intimsten Freunde und Jugendgenossen Gellerts war Gottlieb Wilhelm Rabener, der in diesem Buche früher schon öfter genannt worden ist. Derselbe wurde am 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren und hatte sorglosere Jugendjahre zu verleben, als Gellert. Sein bereits genannter Geburtsort, allerdings nur ein kleines Dörfchen, gehörte seinem Vater eigenthümlich an, welcher außerdem noch eine hübsche Einnahme durch seine Stellung als Anwalt beim Oberhofgericht in Leipzig bezog. Als Rabener, Sohn, seine Studienjahre beendet hatte, wurde er 1741 als Steuerrevisor des Leipziger Kreises, und 1753 als Obersteuersecretair in Dresden angestellt. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wurde er zum Steuerrath ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode jedoch nur acht Jahre verblieb. Er starb am 22. März 1771.

Der zweite Freund Gellerts war Karl Christian Gärtner, geboren am 12. November 1712, gestorben am 14. Fe-

bruar 1791. Sein Vater war Postmeister und Kaufmann in Freiberg. Auch er besuchte die Meißener Fürstenschule und schloß mit Gellert und Rabener ein enges Freundschaftsbündniß. In Leipzig fanden sich die drei Freunde als academische Bürger wieder zusammen. Außer den Studien ihres Berufs waren alle drei von einer gemeinschaftlichen Liebe für die schönen Wissenschaften entflammt. 1745 verließ Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalte daselbst und ging als Hofmeister zweier junger Grafen nach Braunschweig, wo er sich bald so viele Gönner erwarb, daß er zwei Jahre darauf an dem herzoglichen Kollegium Carolinum als Professor angestellt wurde. In diesem Amte erwarb er sich bleibende und fortwirkende Verdienste, und konnte, unablässig mit seinen Berufsarbeiten beschäftigt, zumal bei seiner strengen Forderung, kein überaus fruchtbarer Schriftsteller werden. 1775 wurde er Canonicus des Stifts St. Blasii zu Braunschweig und im Jahre 1780 erhielt er den Titel eines Braunschweig'schen Hofraths.

Johann Christoph Gottsched ist zwar ein geborener Preuße, durch seine spätere Uebersiedelung aber Sachse geworden. Er erblickte das Licht der Welt im Jahre 1700 am 2. Februar zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen. Sein Vater, der daselbst als Prediger angestellt war, ertheilte ihm den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, und sandte ihn schon 1714 auf die Universität Königsberg. Ein Mensch, der mit vierzehn Jahren universitätsreif ist, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, nicht Alle aber erfüllen sie so, wie es Gottsched gethan.

Es war ziemlich natürlich, daß ihn sein Vater für die Theologie bestimmt hatte; indeß ging er sehr bald zur Philosophie über. 1723 ward er Magister. Jetzt schienen aber

die, damals noch strenger, als jetzt gehandhabten militairischen Zwangsgesetze seinem wissenschaftlichen Berufe ein Ziel setzen zu wollen. Um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, floh er 1724 mit Genehmigung des Magistrats zu Königsberg, von dem er auch ein Stipendium erhielt, nach Leipzig. Hier gewann er auffallend rasch die Zuneigung des berühmten Polyhistors (Vielwisser) Johann Burkhard Menke, der ihm auch die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Nebenbei hielt er Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und zog darin besonders gegen den damaligen verderbten Geschmack zu Felde. Im Jahre 1726 erwählte ihn die damalige poetische Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Senior. 1728 gab er den ersten Entwurf seiner später weiter ausgeführten Redekunst, und 1729 zum ersten Male seine kritische Dichtkunst heraus. 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie und der Dichtkunst, 1734 ordentlicher Professor der Logik und der Metaphysik, und gab als Solcher seine *ersten Gründe der Weltweisheit* heraus; ward hierauf Decemvir (Zehnherr) der Universität, Senior der philosophischen Fakultät und des großen Fürstencollegiums, und starb am 12. Dezember 1766 in seinem siebenundsechzigsten Lebensjahre.

Wie alle großen Geister ihre Mängel und Fehler haben, so war auch Gottsched nicht frei davon. Was er Gutes gewirkt, ist ebenso wenig zu verkennen, als seine Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten. Verdienstlich war sein Eifer für die Reinheit der deutschen Sprache, deren Genius er wenigstens ahnte, wenn er auch nicht Talent genug besaß, selbst Muster darin zu werden. Seinen Werken kann man noch den Vorwurf machen, daß sie frostig, steif und schwülstig waren.

Louise Adelgunde Victoria Gottsched, seine Gattin, eine Tochter des polnischen Leibarztes Kulmus, wurde am 11. April 1713 zu Danzig geboren und verdankte ihrer einsichtsvollen Mutter die Ausbildung ihrer angeborenen Talente. Sie sprach deutsch, französisch und englisch, war nicht unerfahren im Lateinischen und Griechischen und im Stande, ihrem Manne bei seinen Arbeiten vielfach behilflich zu sein. Sie besaß neben ihrer Gelehrsamkeit einen überaus liebenswürdigen Charakter und ein gewinnendes Benehmen. Man kann von ihr behaupten, sie war Mann und Frau zugleich. Die deutsche Sprache behandelte sie mit größerem Geschick, als ihr Gatte, den sie nicht nur an Witz, sondern auch an Verstand weit übertraf. Sie war außerordentlich thätig und beschleunigte dadurch selbst ihren Tod, der am 20. Juni 1762 erfolgte. Kinder sind aus dieser Ehe nicht hervorgegangen.

Auch Ephraim Lessing muß hier im Kreise der schönen Geister genannt werden. Er besuchte einige Jahre später, als Gellert, Rabener und Gärtner, die Fürstenschule in Meißen, 1741, und ging fünf Jahre darauf zur Universität nach Leipzig. Hier lernte er die Directrice einer damals sich in Leipzig aufhaltenden Schauspielergesellschaft, Namens Friedricke Karoline Neuberin, kennen. Bald aber bestimmten ihn die Unzufriedenheit seiner streng gesinnten Eltern, welchen des Sohnes Abneigung gegen jedes Brodstudium, sein Umgang mit Schauspielern, einer damals nicht im besten Rufe stehenden Menschenklasse, kurz, sein ganzes Thun und Treiben als höchst strafbar, ja, ruchlos erschien, auf einige Zeit in das väterliche Haus zurückzukehren. Endlich begab er sich, nach dem Wunsche seiner Eltern, nach Wittenberg, wo er mit seinem Bruder, der später Konrektor in Chemnitz wurde, gemeinschaftlich und mit Eifer studirte und die Magisterwürde

annahm. 1753 ging er nach Berlin, zwei Jahre darauf nach Potsdam, dessen Einsamkeit ihm bei der Bearbeitung seines Trauerspiels „Miß Sara Sampson" mehr zusagte. 1756 verfügte er sich wieder nach Leipzig, lernte dort den Kaufmann Winkler kennen, als dessen Gesellschafter er eine große Reise antrat, die aber wegen des soeben ausbrechenden siebenjährigen Krieges nur bis Holland ausgedehnt wurde. Als Lessing mit Winkler nach Leipzig zurückgekommen, verweigerte der Letztere die Erfüllung der übernommenen Verpflichtung. Lessing war gezwungen, in einem wider Winkler angestrengten Prozesse seine Rechte geltend zu machen. In diesen für den großen Mann unangenehmen und widerwärtigen Verhältnissen ward er von einer andren Seite her in schöner Weise entschädigt. Der Dichter Kleist befand sich als preußischer Major in Dienstangelegenheiten in Leipzig und mit ihm wurde Lessing bekannt und befreundet. Als Kleist 1759 zur Armee sich wieder begab, ging Lessing nach Berlin, wo er mit Nicolai und Moses Mendelssohn gemeinschaftlich an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" arbeitete. 1760 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt. Bald darauf ward er Secretair des Generals Tauenzien in Breslau, welche Stellung er 1765 wieder aufgab, um sich von Neuem nach Berlin zu wenden. 1767 erhielt er von einem Theaterunternehmer in Hamburg einen Ruf als Dramaturg, dem er auch Folge leistete, weil die Bedingungen ziemlich vortheilhaft waren. Aber niemals zufrieden mit seiner Lage, verließ er auch diese Stellung bald wieder und wollte eine Reise nach Italien unternehmen. Diese Reise kam nicht zur Ausführung. Auf Veranlassung des Professor Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunschweig wurde er unter

wiederum sehr vortheilhaften Bedingungen als Bibliothekar in Wolfenbüttel angestellt. 1775 reiste er nach Wien, wurde aber von dort aus von dem Prinzen Leopold von Braunschweig mit nach Italien genommen und dadurch sein heißester Wunsch erfüllt. Nach einer dreivierteljährigen Abwesenheit finden wir Lessing in München wieder. Nach vielen Verfolgungen und Chikanen mancherlei Art starb dieser Mann am 15. Februar 1781.

Wenn einige Historiker behaupten, daß unter der Regierung August III. und seines Premierministers Brühl die Künste und Wissenschaften sich wieder zu heben begannen, so mögen sie allerdings Recht haben, doch vergaßen sie, die Bemerkung einzuschalten, daß weder August III., noch der Graf von Brühl dies bewirkte. Es war wohl mehr Zufall, daß Männer, wie wir sie soeben genannt, ihre wissenschaftliche Thätigkeit auf sächsischem Gebiete zur Entwickelung brachten, weil die Fürstenschule in Meißen ebenso berühmt war, als die Universität zu Leipzig. Zwar war es noch gar nicht so lange her, daß die Juristenfakultät einem Manne, wie Leibnitz, die Doktorpromotion verweigerte und zwar aus dem lächerlichen Grunde, weil derselbe erst zwanzig Jahre zählte. Der wahre Grund dieser Verweigerung lag indeß in dem noch lächerlicheren Umstande, daß Leibnitz der Gemahlin des Decans die Hand nicht hatte küssen wollen, ein Verstoß gegen die Etiquette, welche die hochmüthig-dumme Dame zu ahnden verstand. Dessen ungeachtet blieb Leipzig immerhin eine der tüchtigsten Hochschulen Deutschlands und war gewisser Maßen der Magnet für alle nicht gewöhnlichen Geister.

Viele tüchtige Männer trieben die sächsichen Regierungen aus dem Lande, wenn auch nicht jedes Mal ein Verweisungs-Decret vorlag. Hierzu gehören namentlich der Ge-

schichtsschreiber Bünau, der Kurator der Göttinger Universität, Freiherr Gerlach Adolph von Münchhausen, der nachherige preußische Minister Heynitz und noch mancher Andere. Wenn Sachsen dafür gesorgt hätte, diese Männer zu behalten, wer weiß, ob es nicht einer der größten deutschen Staaten geworden wäre; der intelligenteste unbedingt.

Wittenberg und Leipzig sind seither die stimmangebenden Universitäten hinsichtlich der Theologie immer gewesen; während die Erstere die alte lutherische Orthodoxie vertrat, ebenso vertrat die Letztere die neueren theologischen Bewegungen und diejenigen auf dem schönwissenschaftlichen Gebiete. Das Leben der Universität pflanzt sich gewöhnlich auch auf die Bürgerschaft über; sind dort tüchtige und thätige Christen, so wird man solche auch in der Bürgerschaft antreffen. Leipzig liefert uns die Beläge für unsre Behauptung. Erstens wurde es der Sammelplatz der meisten reichen Kaufleute aller übrigen Staaten Europas und hob dadurch den Handel im Allgemeinen, wie im Besonderen. Die Handelsherren welche hier zusammentrafen, veranlaßten einen lebhafteren Ideenaustausch, als irgend sonst wo. Wie aber nun der allgemeine Geist in Leipzig war, ebenso ging er in's Privatleben über. So zeichneten sich z. B. bereits in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts einige Häuser hierin besonders aus. Der damalige Bürgermeister von Leipzig, Christian Lorenz von Adlershelm, war nicht nur ein gebildeter und gelehrter Mann, sondern auch ein großer Kunstkenner. Wenn nun der Erste der Bürgerschaft eine solche Richtung einschlägt, so wird bald der bessere Theil der Bürgerschaft seinem Beispiele folgen, vorzüglich wenn er es so macht, wie Adlershelm, der seine Kinder zu eben solchen kenntnißreichen Menschen zu erziehen sich bemühte wie er selber war. Er war Vater von fünf Töchtern,

welche er alle im Zeichnen, Malen und andren Gegenständen theils selbst unterrichtete, theils von Anderen unterrichten ließ. Er sandte sie zu diesem Behufe in eine Pensions-Anstalt nach Holland, wo sie auch mehrere lebende Sprachen reden lernten. Wie es scheint, stand bei der Erziehung der fünf Damen von Adlershelm dem Vater keine helfende Gattin zur Seite, die vielleicht schon früh verstorben war, weshalb deren Ausbildung zu Hausfrauen vernachlässigt gewesen sein mag. Das geht beinahe aus dem Umstande hervor, daß eine derselben, welche sich mit dem österreichischen Grafen von Oppersdorf vermählte, von demselben verstoßen wurde. Zur Ehre der Dame wollen wir nicht annehmen, daß ein andrer Grund zu dem auffallenden Benehmen ihres Gemahls vorhanden gewesen ist.

Leipzig gewann seit dem Jahre 1648, vorzugsweise aber unter der Regierung August des Starken durch den immer lebhafter werdenden Verkehr auf den Messen ungemein an merkantilischer Bedeutung. Alle Beschreibungen, die die Geschichte uns aus damaliger Zeit aufbewahrt hat, sind übereinstimmend darin, daß kein andrer Handelsplatz Deutschlands so zahlreich von fremden Kaufleuten besucht wurde, als Leipzig. Dieser ungeheure Geschäftsverkehr führte viele Familien zu Reichthum, die übrigen mindestens zur Wohlhabenheit, so daß Leipzig immer als eine der reichsten Städte Chursachsens bezeichnet werden mußte. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, die vielen Kontributionen und übrigen Lasten des siebenjährigen Krieges ohne vollständigen Ruin zu ertragen!

Unter den Handelsfamilien, welche zu den reichsten von Leipzig gehörten, sind besonders der Erwähnung werth:

Andreas Friedrich Apel und Caspar Bose, die beide

Rathsherren waren, und von denen der Letztere schon 1700 starb. Apel starb erst später. Er war jeden Falls der Bevorzugteste von Leipzig. August der Starke logirte in der Regel in seinem Hause, wenn er zum Besuch der Messe nach Leipzig kam. Er gab zuweilen bei den zur Ehre des Kurfürsten veranstalteten Belustigungen den Ton an. So unter anderen führte er auch im Jahre 1714 am Geburtstage des Landesherrn das sogenannte Fischerstechen nach dem Muster der Venetianer ein.

Apel hinterließ einen Sohn, welcher wiederum eine hervorragende Rolle in Leipzig spielte und von der dasigen Einwohnerschaft zum Bürgermeister gewählt wurde. Ein von diesem hinterbliebener, im Jahre 1771 zu Leipzig geborener Sohn, August, hat seine Vaterstadt durch seine Gelehrsamkeit verherrlichen helfen. Den ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer, besuchte darauf die Thomas-Schule in Leipzig und begab sich 1789 zur Universität. In Leipzig seine Studien beginnend und in Wittenberg beendend, ward er 1795 Doctor der Rechte und trat, wie seine Vorfahren ebenfalls bei dem Magistrat als Rathsherr ein. Doch schon 1816 starb er an einer Halsentzündung, die nicht beseitigt werden konnte, obgleich er im Besitz einer sonst kräftigen Gesundheit sich befand. Er war eine der reichst begabten Naturen. Sein kräftig männlicher Geist mußte durch manche, zum Theil verschrobene Gemüthsverhältnisse sich hindurch kämpfen, ehe er das Wahre vom Falschen unterscheiden und den echten Werth der Dinge kennen lernte. Dasselbe aber erst mit dem ganzen Feuer und der Lebhaftigkeit seines Geistes erfaßt, erklärte er sich zum entschiedenen Gegner alles Niedrigen, Kleinlichen und Unfreien im menschlichen Leben, und richtete seinen Blick unverwandt auf das Edle, Hohe und

Bleibende. Mit reichen Kenntnissen, scharfer Beobachtungsgabe und der Kunst zu combiniren ausgerüstet, richtete er seine Forschungen nach allen Seiten auf dem interessanten Felde der Natur. Seine hinterlassenen Werke geben Zeugniß von seinem ebenso riesenhaften Geist, als auch von seinem edlen Streben, immer noch tüchtiger und edler zu werden. Nur schade, daß er so früh starb.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde Leipzig auch der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, der bis dahin seine Erzeugnisse nach Frankfurt am Main gebracht hatte. Er hatte allerdings lange Zeit gebraucht, ehe er diesen Triumph über Frankfurt vollständig erkämpfte, beinahe einhundert Jahre! Denn schon aus den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts liegen Bücher-Kataloge aus Leipzig vor, von denen z. B. der erste von 1594 allein gegen siebenhundert Bücher nennt. Nach und nach stieg der Verkehr des Buchhandels in Leipzig. Um's Jahr 1595 ließen sich die beiden ersten Buchhändler in Leipzig nieder; ihre Namen sind: Steiger und Boskopf, doch wurden, wie bereits erwähnt, damals noch die Bücher nach Frankfurt am Main gebracht. Später kam die Buchhändlermesse zu Leipzig in Aufnahme, die schon 1667 von neunzehn fremden Buchhändlern frequentirt wurde, welche auch eine Mittheilung der Büchercommission unterzeichneten. Erst später theilten sich die Buchhändler in zwei Klassen, in Verleger und Sortimenter.

Unter solchen günstigen Kulturverhältnissen konnte es beinahe gar nicht anders sein, als daß Leipzig eine der blühendsten deutschen Städte wurde. Die Seelenzahl daselbst betrug nach Schluß des siebenjährigen Krieges etwa 16- bis 18,000; bis zum Jahre 1789 war diese Zahl schon bis auf

28,000, bis 1795 auf 41,000 und bis zum Jahre 1812 auf etwa 41,000 angewachsen.

Unter Leipzigs gemeinnützigen Anstalten sind der besonderen Erwähnung werth: eine Zeichnen-, Maler- und Architektur-Akademie, das Taubstummen-Institut, die Bürgerschule, die Armenanstalt, das Waisenhaus und das Arbeitshaus für Freiwillige; ferner die sehr schöne und reich ausgestattete Rathsbibliothek, welche sich im Gewandhause befindet, so wie die an alten Büchern und Manuskripten reiche, im sogenannten Paulinum befindliche Universitäts-Bibliothek; unter den Schulanstalten: die allerdings erst 1792 gestiftete Freischule, und vor allen andren die Universität.

Im Jahre 1660 bereits erschien die erste politische Zeitung in Leipzig, welche den Titel: Erster Jahrgang der täglich einlaufenden Kriegs- und Welthändel oder zusammengetragene unpartheiische Novellen führte. Diese Zeitung war überhaupt das erste gelehrte Journal in ganz Deutschland und das einzige politische Blatt bis zum Jahre 1737.

Wir haben in vorstehender Abhandlung versucht, eine Uebersicht der wissenschaftlichen Verhältnisse Sachsens zu geben, die keineswegs als erschöpfend bezeichnet werden kann und auch von uns nicht erschöpft werden konnte, da uns ein verhältnißmäßig viel zu geringer Raum zu Gebote steht. Wenn wir aber dem politischen und wissenschaftlichen Aufschwung Sachsens einige Worte gewidmet haben, so erscheint es ebenso nothwendig, auch seines künstlerischen Aufblühens zu gedenken. Theil hatte an diesem Aufblühen namentlich Adam Friedrich Oeser, welcher am 18. Februar 1717 zwar im Ungarischen, doch von sächsischen Eltern geboren wurde. Aus Neigung widmete er sich schon frühzeitig den bildenden Künsten.

Sieben Jahre lang genoß er den Unterricht im Zeichnen auf der Kunstacademie in Wien und erhielt schon im achtzehnten Jahre wegen einer von ihm herrührenden Arbeit „Abrahams Brandopfer“ die goldene Prämie. Indeß entschied er sich schon damals für die Malerei, und ging 1739 nach Dresden, wo sich um dieselbe Zeit Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Er machte rasche und bedeutende Fortschritte, besonders in der Frescomalerei, wozu ihn Ludwig Sylvestre getrieben hatte. Sein Ruf erstreckte sich bald bis weit über die Grenzen der deutschen Lande; selbst nach Rußland hin, dessen Kaiserin Anna ihn auffordern ließ, nach Petersburg zu kommen. 1744 hatte er die Absicht, diesen für ihn zwar sehr schmeichelhaften, doch seinem hervorragenden Talente gemäßen Einladung Folge zu leisten, als plötzlich Anna von Rußland starb. Die Reise unterblieb. Während des siebenjährigen Krieges befand er sich ausschließlich zu Dahlen beim Grafen von Bünau. Anfangs 1763 ging er wieder nach Leipzig, woselbst er zum Director der neuen Zeichnen-, Maler- und Architektur-Akademie ernannt wurde, nachdem er vorher schon Professor der Kunst-Akademie zu Dresden geworden und das Prädikat eines churfürstlichen sächsischen Hofmalers erhalten hatte, wofür er jedoch kein Gehalt bezog. Seine Verdienste, die er sich als Director der Leipziger Akademie erwarb, sind bedeutend. Er war eben so groß als Bildhauer, wie als Maler. Als Mensch, Staatsbürger und Freund war Oeser ebenso achtungswerth, wie als Künstler, und höchst liebenswürdig im Umgange. Das Alter hatte weder seinen Geist, noch seine lebendige Thätigkeit zu schwächen vermocht. Er arbeitete noch drei, vier Tage vor seinem Tode an einem Christuskopf, den er auch noch vollendete. Er starb am 18. März 1799. Oeser

hinterließ weder Gattin, noch Kinder; er hatte seine ganze Familie, die überhaupt nur aus zwei Söhnen bestand, überlebt. —

Johann Wilhelm Ernst Dietrich, dessen wir oben gedachten, wurde im Jahre 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater war der nicht unrühmlich bekannte Portrait- und Schlachtenmaler Johann Georg Dietrich. In seinem achtzehnten Jahre hatte Johann Wilhelm Ernst das Glück, dem Könige August II. vorgestellt zu werden. August II., der seine Talente und Geschicklichkeit erproben wollte, befahl ihm, innerhalb zweier Stunden in seiner und seines Gefolges Gegenwart ein Dianenbad von neun Figuren zu entwerfen. Jeder Andre würde im achtzehnten Lebensjahre schon gebebt haben, vor seinem Fürsten zu erscheinen. Dietrich, im vollen Bewußtsein seines künstlerischen Werthes, empfand nichts von Angst; im Gegentheil, er ging dreist an die Ausführung der ihm übertragenen Arbeit, die er auch zur vollkommenen Zufriedenheit seines königlichen Gönners beendete. Dadurch wurde der erste Stein zu dem Gebäude seines Glückes gelegt. Er erhielt von diesem Augenblicke an ein jährliches königliches Gnadengehalt. Auch unter der Regierung des nachfolgenden Königs August III. erfreute er sich der Unterstützung des Hofes, so wie der Protektion des Grafen von Brühl, durch welche er in den Stand gesetzt ward, die Galerie zu Salzdahlen und die wichtigsten Kabinete Hollands und Italiens zu besuchen. Er besaß eine unglaubliche Geschicklichkeit im Kopiren, und es war ihm einerlei, ob es Gemälde von Raphael Sanzio, von Mieris, Correggio oder Ostade waren, doch scheint ihm Rembrand am Meisten gefallen zu haben, dem er deshalb auch am Meisten ähnlich zu werden sich bemühte. Man darf aber keineswegs denken, daß er allein

mit der Nachahmung sich beschäftigte! Er hat auch viele eigene Werke geliefert, die seinen Ruf weithin verbreiteten. Aus der Zeit von 1730 bis 1760 rühren seine meisten Arbeiten her. Um diese Zeit ungefähr bemerkte man eine auffallende Abnahme seiner Kräfte, doch hörte sein eiserner Fleiß nicht auf, weshalb er auch zu kränkeln und zu siechen begann. Die letzten Jahre seines Lebens konnte er nicht mehr arbeiten und starb 1774 an Entkräftung.

Dietrich ist königlich-polnischer und churfürstlich-sächsischer Hofmaler, Professor an der Akademie der Künste zu Dresden, Director der Malerschule an der Porzellanfabrik zu Meißen, und Mitglied der Akademieen zu Augsburg und Bologna gewesen. Dietericy, den einige Geschichtsschreiber noch besonders nennen, ist mit dem von uns genannten Dietrich identisch, welcher die Sonderbarkeit beging, sich öfter Dietericy zu schreiben. Die Galerie in Dresden besitzt allein 34 seiner Gemälde, wie auch im dortigen Kupferstich-Kabinet viele seiner Handzeichnungen sich befinden.

Anton Raphael Mengs, der Zweite von Beiden, welche mit Oeser fast zu gleicher Zeit sich auf der Akademie zu Dresden ausgebildet hatten, ist in Dresden selbst 1728 geboren. Sein Vater, selbst, aber nur ein unbedeutender, Künstler, hatte von Anfang an die Absicht, aus ihm einen Künstler zu machen. 1741 führte er ihn nach Rom, um ihn dort unter seiner strengen Leitung seine in Dresden begonnenen Studien fortsetzen zu lassen. Er ließ ihn von den Meisterwerken in der alten Skulptur zu den genialen Arbeiten eines Michael Angelo in der sixtinischen Kapelle übergehn und zuletzt Raphael Sanzio im Vatikan studiren. Unter solchen Verhältnissen und solcher Leitung war es denn auch kein Wunder, daß Mengs ein so tüchtiger und genialer

Künstler wurde. Im Jahre 1744 kehrten Vater und Sohn nach Dresden zurück. August III., der durch mancherlei Arbeiten auf das offenbare Talent des Letztern aufmerksam geworden war, ernannte ihn zum Hofmaler und ließ ihm ein ansehnliches Jahrgehalt zahlen. Dabei hatte sich Mengs aber ausbedungen, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch dies Mal sein Vater wieder begleitete. 1748 lieferte er die ersten seiner eigenen Kompositionen, die mit großem Beifall entgegen genommen wurden. 1749 verheirathete er sich mit einem schönen Landmädchen und kehrte darauf nach Dresden zurück. Sein Vater blieb in Rom und behielt nicht nur seines Sohnes ganze Wirthschaft, sondern auch all' dessen baares Geld. Wie es scheint, hatten sie sich mit einander entzweit. Nach Dresden zurückgekehrt, ernannte ihn August III. zum ersten Hofmaler und erhöhte sein Gehalt auf eintausend Thaler, das ihm jedoch während des siebenjährigen Krieges nicht gezahlt werden konnte. 1761 folgte er einem Rufe Karls III., Königs von Spanien, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt bezog. Durch mancherlei Widerwärtigkeiten wurde seine Gesundheit dergestalt untergraben, daß er um Urlaub bitten mußte, um eine Reise nach Italien zu machen und sich dort wieder zu stärken. 1770 trat er seine Reise an, hielt sich acht Monate in Florenz auf und ging darauf nach Rom. Nach dreien Jahren finden wir ihn in Madrid wieder, zwar etwas kräftiger, doch immer noch leidend. 1775 beurlaubte ihn abermals der König zu einer Reise nach Rom und ließ ihm unverkürzt auch jetzt noch ein Jahrgehalt von 3000 Scudi auszahlen. 1778 starb seine von ihm innigst geliebte Gattin in Rom, und 1779 er selbst. Noch acht Tage nach seinem Tode langte ein Diplom des Königs von Neapel an, worin er zur Einrich-

tung einer Akademie berufen wurde. Mengs hatte noch zwei Schwestern, welche unter der nämlichen strengen Anleitung des Vaters sich zu geschickten Miniatur-Malerinnen ausgebildet hatten.

Eilftes Kapitel.

Kloppstock. — Clodius und die kurfürstliche Bibliothek in Leipzig. — Die übrigen Bibliotheken. — Verzeichniß der höheren sächsischen Militair- und Civilbeamten. — Fremde Gesandten am sächsischen Hofe.

Beinahe hätten wir in der Aufzählung der schönen Geister Sachsens eines Mannes vergessen, der zu den bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Literatur gehört und wo Gellert, Rabener, Gottsched u. dgl. genannt werden, nicht fehlen darf, zumal da er auch noch ohnedies zu dem engeren Freundeszirkel dieser Männer gehörte. Dieser Mann war Friedrich Gottlieb Kloppstock, welcher am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren wurde. Bis zum Jahre 1697 hatte Sachsen die Stiftshauptmannschaft und Erbvogtei über Quedlinburg, aus welchem Grunde man Kloppstock mindestens als halben Sachsen bezeichnen könnte. Preußen erwarb in dem genannten Jahre die Stiftshauptmannschaft und Erbvogtei für den Preis von 300,000 Thalern, den es an August den Starken zahlte.

Der Vater des in Rede stehenden Dichters war anfänglich Kommissionsrath in Quedlinburg, pachtete aber später das Amt Friedeburg in der Grafschaft Mansfeld, wo auch

unser Kloppstock die ersten Jugendjahre verlebte. Der alte Kloppstock bildete einen entschiedenen Gegensatz zu seinem Sohne. Während der letztere ein fein gebildeter, freisinniger und aufgeklärter Mann wurde, beschäftigte sich der erstere hauptsächlich mit Ahnungen, Teufelcitiren und Geistererscheinungen, eine Eigenthümlichkeit indeß, die hundert Jahre später noch nicht ganz vom deutschen Boden gewichen war.

Sechszehn Jahre alt, kam Friedrich Gottlieb Kloppstock auf die Schulpforte bei Naumburg, wo sich zuerst sein Charakter als Mensch und als Dichter hervorthat. Der damalige Rector dieser Anstalt, Namens Freitag, unterstützte den Jüngling in der Ausbildung der alten Sprachen ganz vorzüglich und brachte ihm eine immer größere Liebe für die klassischen Schriftsteller bei. 1745 verließ er Schulpforte und begab sich nach Jena, um sich dem theologischen Studium zu widmen. In Jena war er im Stillen schon mit seiner Messiade beschäftigt. Nur ein Jahr blieb er hier, dann ging er nach Leipzig, machte die Bekanntschaft mit seinen von uns bereits erwähnten Freunden und betheiligte sich mit ihnen gemeinschaftlich an der Herausgabe der „bremischen Beiträge.“ Da aber bald mehrere seiner Freunde Leipzig verließen, so behagte es ihm auch nicht mehr hier, und er beschloß, Leipzig mit Langensalza zu vertauschen, wo er eine Hofmeisterstelle bei den Kindern eines seiner Verwandten übernahm. Hier war es auch, wo er jene Fanny, die er so oft besungen, kennen lernte, sie liebte, von ihr jedoch keine Gegenliebe erlangen konnte.

Bald darauf veröffentlichte er seine Messiade durch den Druck, machte damit ungeheures Aufsehen und zog sich dadurch eben so viele Freunde, als Feinde zu. Ein Theil verehrte den Dichter wie einen Propheten und Heiligen, sah

sein Werk als ein Religionsbuch an und nannte seinen Namen nur mit scheuer Ehrfurcht. Andre, vorzüglich Theologen nach altem Style, behaupteten, die Religion sei durch seine Messiade entweiht, und man machte die vielfältigsten Versuche, ihn zum richtigen Glauben zurückzuführen. Daß hierbei auch mancherlei Lächerlichkeiten geboren wurden, lag nicht allein in der Natur der Sache, sondern vornehmlich im Zeitalter.

Eines Tages saß Kloppstock in seinem Zimmer zu Langensalza, um seine Messiade, von der erst die ersten Gesänge erschienen waren, ihrem Ende näher zu führen; da trat auf einmal ein alter, ehrwürdig aussehender Mann zu ihm ein, den er auf den ersten Blick für einen Dorfpastor hielt. Ein Solcher war es auch in der That! Nachdem derselbe des Langen und Breiten unendlich viel gesprochen hatte, rückte er endlich mit seinem Anliegen, das ihn hierher geführt, hervor.

„Mindestens bitte ich Sie," sagte er demüthig, „um Gottes und der Religion willen, lassen Sie den Abadonna*) unter keinen Umständen selig sterben! Denn wenn dieser selig wird, dann werden auch Räuber und Spitzbuben nicht mehr an ihrer Seligkeit zweifeln und um so rücksichtsloser in ihrem fluchwürdigen Betragen fortfahren."

„Ich werde," versetzte der Dichter lächelnd, „wenn es irgend geht, und Abadonna sich nicht besser beträgt, als bisher, versuchen, ihn zur Hölle zu spediren, mache Sie indeß darauf aufmerksam, daß der Teufel hier auch ein Wort mitzusprechen hat."

Der ehrliche Dorfpfarrer verstand sehr gut die bittere Ironie, welche in Kloppstocks Worten lag, und machte jeden=

*) Ein abgefallener Engel.

falls drei Kreuze im Stillen, bevor er den Dichter verließ. Das größte Aufsehen hatte sein Gedicht in der Schweiz gemacht; kein Wunder, daß ihn Bodmer*) und dessen Freunde aufforderten, dahin zu kommen. Im Sommer 1750 reiste er dahin, wo er mit einer Art heiliger Ehrfurcht empfangen wurde. Er starb 1803 am 14. März zu Hamburg, nachdem er bis dahin noch manche Auszeichnung von mehreren europäischen Höfen empfangen hatte.

Wenn solche Männer, wie wir sie nannten, Sachsen theils durch Geburt, theils aber auch durch ihre Wirksamkeit angehörten, so ist es wohl ganz natürlich, daß dieser Staat in geistiger Beziehung sich ungemein heben mußte. Leipzig war fast ausschließlich der Centralpunkt der schönen Geister, und Dresden selbst blieb weit hinter ihm zurück; möglich, daß der Aufenthalt des Hofes daselbst die Hauptschuld an diesem Uebelstande trägt. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß eben der Hof unendlich viel für die Wissenschaft gethan; immerhin bleibt es aber etwas Gedrücktes, unter seinen Augen, wenigstens in der damaligen Zeit, in geistiger Beziehung thätig zu sein. Besonders zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurden in Leipzig für Natur- und Völkerrecht, Kirchengeschichte, arabische Sprache, Rechtsalterthümer u. s. w. Professuren errichtet. Leipzig wurde unstreitig weit mehr begünstigt als Wittenberg, das, man möchte beinahe sagen, durch den siebenjährigen Krieg fast in Verfall gekommen war. Während die erstere Universität in einem hundertjährigen Zeitraum, von 1700—1800, im Ganzen von 37,950 Studirenden frequentirt wurde, (also im Durchschnitt 380 pro Jahr), so sind in Wittenberg in der Kriegsperiode

*) Bodmer war funfzig Jahre lang von 1725 bis 1775 Professor der Geschichte in Zürich.

in einem Jahre selten über 100 Studenten vorhanden gewesen, einmal sogar nur deren funfzig!

Daß die Wissenschaft in Kursachsen sich so ungemein hob, lag nicht blos daran, daß es selbst so viele tüchtige Geister hervorgebracht, sondern daß es in seinen Schulen, besonders den drei Fürstenschulen, von denen die zu Meißen die bedeutendste war, einen guten Grund gelegt hatte; die Thomas- und die Nicolaischule zu Leipzig, die St. Crucis zu Dresden, so wie die Schulen zu Weißenfels, Chemnitz, Zeitz, Schneeberg, Budissin, Görlitz und Zwickau muß man zu den vorzüglichsten rechnen.

Unter den vorliegenden Umständen war es nicht zu verwundern, daß sich auch die wissenschaftlichen Bibliotheken vermehrten, besonders aber wurde die kurfürstliche unter der Direction eines Seebisch, König, Götze, vor allem aber unter Clodius auf eine bedeutende Höhe gebracht. Sämmtliche Bücher wurden zwar während des siebenjährigen Krieges in die Salons des Zwingers geschafft, wahrscheinlich, um sie nicht von dem Feinde wegnehmen zu lassen, und hier schien erst recht ihre Vernichtung unabweislich, da die Beamten, die, wie alle Uebrigen, kein Gehalt in der Kriegsperiode bezogen, sich um sie nicht weiter kümmerten. Clodius war der Einzige, dessen Liebe zu den Büchern ihn zum treuen Wächter derselben bestellte. Er wollte sie, um sie zu retten, in das Gewölbe der Frauenkirche schaffen lassen, erhielt aber hierzu von Bürgerschaft und Rath die Genehmigung nicht; darauf ließ er sie in die benachbarten Kasematten bringen. Es wäre in der That Schade um diese Sammlung gewesen, die so bedeutend war, daß der für sie angefertigte Katalog allein aus 103 Bänden bestand. Vom Jahre 1738 bis zum Jahre 1763 war der Graf von Brühl Generaldirector der Bibliothek; daß er sich

aber während der sieben Kriegsjahre gar nicht um sie kümmerte, ist eine so bekannte Thatsache, daß wir ihrer nur vorübergehend gedenken wollen. Er war in Polen und die Bibliothek in Sachsen. Alle übrigen Beamten dieses Instituts hatten es wie ihr Chef gemacht und das Weite gesucht; nur der edle, wackere Clodius hielt treu und fest bei seinem Heiligthume aus.

Clodius, Christian August, war in dem nämlichen Jahre zu Annaberg im Erzgebirge geboren, in welchem der Graf Brühl das Directorat über die kurfürstliche Bibliothek erhielt. Kaum das zehnte Lebensjahr überschritten, zeigte er bereits eine auffallende Neigung zu den Wissenschaften und zum Studium der Alterthümer. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren; allein eine längere Krankheit zwang ihn, nach zwei Jahren die Universität zu verlassen und zu seinen Eltern zurückzugehen. Nachdem er wieder hergestellt war, kehrte er zurück nach Leipzig und wurde bereits im dreiundzwanzigsten Jahre als außerordentlicher Professor und nebenbei an der kurfürstlichen Bibliothek in Leipzig angestellt. 1764 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie. Clodius ist kaum siebenundvierzig Jahre alt geworden; Sachsen verlor durch seinen am 30. November 1784 erfolgten Tod einen seiner bedeutendsten Männer. Vermählt war er mit einem Fräulein Julie Stölzel, die ihm einen Sohn gebar, der später, wie der Vater, Professor in Leipzig wurde, und mehrere gute Werke, namentlich religiöse, lieferte.

Schon vor Beginn der siebenjährigen Kriegsperiode war die kurfürstliche Bibliothek täglich einige Stunden lang zum Gebrauche geöffnet; man ging sogar, wenigstens für die damalige Zeit, ziemlich weit in der Bewilligung zur Benutzung

der kurfürstlichen Bücher; denn selbst nach außerhalb sandte man solche, wo sie zu wissenschaftlichen Arbeiten von Gelehrten erbeten wurden; auch mit Manuskripten ging man eben so freigebig um, natürlich mußten jedenfalls die betreffenden Personen eine entsprechende Sicherheit leisten. Wir glauben nicht, daß irgend eine andere fürstliche Bibliothek der kursächsischen sich ähnlich betragen hat; selbst in unserm Jahrhundert dürfte schwerlich eine Bibliothek vorhanden sein, von welcher man Manuskripte entleihen könnte; von der königlichen Bibliothek in Berlin kennen wir sogar einen sich kürzlich erst zugetragenen Fall, daß die Bücher herauszugeben verweigert wurden, weil derjenige, welcher sie benutzen wollte, im Dorfe Schöneberg (durch eine ununterbrochene Häuserreihe mit Berlin verbunden) wohnte.

Auch der Universitätsbibliothek, sowie der Rathsbibliothek von Leipzig müssen wir noch gedenken; der ersteren wurde eine große Anzahl der hinterlassenen Bücher des Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels im Jahre 1748 einverleibt; dadurch erhielt dieselbe einen weit höheren Werth. Ihre Eröffnung zum ausschließlichen Gebrauch der Studenten datirte sich bereits vom Jahre 1711 her. Außer den genannten Bibliotheken befanden sich in Leipzig noch einige bedeutende Privatbüchersammlungen, von denen die des Grafen Heinrich von Bünau, aus 42,000 Bänden bestehend, und die Brühl'sche, der wir früher schon gedachten, vorzugsweise genannt zu werden verdienen.

Sachsen war in der damaligen Zeit ein Glanzstern am deutschen Himmel, in Bezug auf Kunst und Wissenschaft, wenn einige Künste, z. B. die Schauspielkunst, auch nur ausschließlich vom Hofe begünstigt wurde; denn das Privattheater im Brühl'schen Garten und im Reithause, auf welchem

nur Herren und Damen vom Hofe Vorstellungen gaben, dürfen wir hier nur vorbeigehend erwähnen, da auch sie für das Publikum unzugänglich waren. Karoline Neubert, von welcher wir früher schon ein Mal Gelegenheit hatten, zu reden, brachte einen neuen Abschnitt in die Schauspielkunst, dem Gottsched dadurch, daß er gute französische Stücke für die deutsche Bühne bearbeitete, neuen Glanz verlieh. Durch den siebenjährigen Krieg, der überhaupt auf alle Verhältnisse Sachsens einen nachhaltigen Eindruck ausübte, wurden auch die Bestrebungen derjenigen unterbrochen, welche für das Theater sorgten. Erst 1764 nahm es Koch wieder auf und 1766 bekam Leipzig erst ein eigenes Schauspielhaus. In Dresden war ein Solches schon 1754 erbaut. Koch wurde von der Regierung conzessionirt und privelegirt. Von Dresden nahm auch Friedrich II. 1741 den bekannten Flötisten Quanz mit nach Berlin, welcher 1716 bis 1718 als Stadpfeifergeselle hierselbst beschäftigt wurde, später nach Warschau und dann 1724 nach Italien ging. Von langjährigen Reisen in Dresden wieder angelangt, erhielt er eine Anstellung bei der kurfürstlichen Kapelle, bis ihn endlich 1741 Friedrich II. für sich gewann.

Wäre Sachsen so vortrefflich regiert worden, wie es vorzügliche Künstler und Gelehrte hatte, schwerlich hätte es sich von Preußen den Rang ablaufen lassen. Hinsichtlich der Kunst und der Wissenschaft ließ es nichts zu wünschen übrig. Die beste und wahrheitsgetreuste Schilderung liefert van Loen, welcher im Jahre 1718 von Dresden schreibt:

„Die Stadt Dresden scheint gleichsam nur ein großes Lustgebäude zu sein, worin sich alle Erfindungen der Baukunst angenehm mit einander vermischen und doch besonders betrachten lassen. Ein Fremder hat schier damit ein paar Monate zuzubringen. Es ist keine Kunst in der Welt

zu finden, davon man hier nicht ausnehmende Meisterstücke erblickt. u. s. w. Hier giebt es immer Maskeraden, Helden- und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Wirthschaften, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedens-Aufzüge, Ceremonien, Grimassen, schöne Raritäten u. s. w., kurz, Alles spielt, man sieht zu, spielt mit, man wird selbst gespielt!"

Auch die Lady Montague sagt in ihren zu London 1789 erschienenen Briefen Aehnliches von Sachsen.

Für Verbesserung der Landstraßen wurde unter den beiden Regierungen Augusts des Starken und seines Nachfolgers ebenfalls dadurch viel gethan, daß der Land- und Grenz-Kommissar Adam Friedrich Zürner unter August dem Starken die Ausmessung des Landes und die Verbesserung der Straßen vornehmen mußte. Ein tüchtigerer Mann zu diesem Zwecke hätte nicht gefunden werden können. Von 1714 bis 1742, wo er zu Dresden starb, verwaltete er sein Amt zur Zufriedenheit seiner fürstlichen Gebieter, denen freilich die Durchführung dieser Maßregel etwa eine Tonne Goldes gekostet hatte. Daß trotzdem im Allgemeinen die Wege im Verhältniß zu jetzt wenig angenehm zu passiren waren, lag mehr an der Schwierigkeit, die zusammenwirkende Umstände wegzuräumen, als an der Unfähigkeit der Beamten und dem guten Willen der beiden Kurfürsten; auch hatte der genannte Land- und Grenz-Kommissar immer auch noch Privat-Rücksichten zu nehmen, wie der bekannte Ministeweg in der Lausitz beweist. Dieser hatte einen vollendeten Bogengang bekommen und nur aus dem Grunde, weil er hauptsächlich nur für den Grafen Brühl bestimmt war, damit derselbe bequemer auf seine daselbst befindlichen Güter gelangen konnte. Darum hieß dieser Weg auch nur die Ministerstraße.

Nach der Bequemlichkeit des Publikums wurde vom Gra-

fen Brühl wenig gefragt. Dies bewies er auch deutlich bei Einrichtungen von Posten; während für den öffentlichen Verkehr ganz nothwendige unterblieben und keine Reclamationen Seitens der Betheiligten eine Aenderung hierin erzielten, coursirte nach der Brühl'schen Besitzung Pförten zwei Mal wöchentlich eine Post. Alles also nur für Brühl, nichts für Andere. So etwas geschah indeß nicht blos damals, das kommt noch heute und zwar in Staaten vor, deren Volk als ein intelligentes bezeichnet wird.

In einem Lande, wo, wie in Sachsen, Kunst und Wissenschaften blühen, läßt sich kaum bezweifeln, daß nicht auch die andren Zweige menschlicher Thätigkeit im Schwunge gewesen sein sollten. Mögen immerhin in einzelnen Sachen sich einzelne Städte besonders ausgezeichnet haben, so wird im Allgemeinen immer nur ein blühender Zustand des Handels und der Gewerbe zu bemerken gewesen sein. Dies wird theilweis schon dadurch bewiesen, daß das sächsische Volk während des siebenjährigen Krieges stets im Stande gewesen ist, die ungeheuren Forderungen Friedrich II. zu befriedigen. Hätten nicht alle Stände in Wohlhabenheit sich befunden, sie würden es wohl haben bleiben lassen müssen. Ein Blick, den wir auf den damaligen Hof- und Militair-Etat werfen, überzeugt uns von der Richtigkeit unsrer Ansicht, besonders, wenn wir bedenken, daß, da Graf Brühl allein 52,000 Thlr. jährlich bezog, die Uebrigen ebenfalls nicht unbedeutende Summen empfangen haben können. Ein Volk aber, das so kostbare Beamten erhalten kann, muß im Ganzen sich im blühenden Verhältnissen befinden.

Im sächsischen Staatskalender für 1757 befinden sich als Hofchargen:

1. Graf von Brühl, Oberkämmerer.

2. Ferdinand Christoph Gerhard von Wehlen, Oberstallmeister.
3. Graf von Einsiedel, erster Hofmarschall.
4. Graf von Wolfersdorf, Oberhofjägermeister.
5. Schönberg, zweiter Hofmarschall.
6. Bose, Oberschenk.
7. Graf Max Hrczan, Oberfalkenmeister.
8. Thaddäus von Meagher, Schweizerhauptmann.
9. Graf Callenberg, Generalpostmeister.
10. Karl Friedrich von Schönberg, dritter Hofmarschall.
11. Karl Heinrich von Dieskau, Vergnügungsdirector.

Außerdem noch 103 Kammerjunker, 25 Pagen, 132 Kammerherren und 16 Geheime Kämmeriere.

Hofstaat der Königin-Kurfürstin:

1. Graf Franz Karl von Wratislaw.
2. Baron von Wessenberg, Kabinetsminister.
3. Gräfin Kollowrat, (Mutter der Gräfin von Brühl).
4. Baronesse Anna von Rohr, Hofmeisterin.
5. Zwei Kammerfräulein und fünf Hofdamen.

Außerdem kommen noch an Civil-, Ministerial- und anderen Beamten:

9 Konferenzminister,
5 Kabinetsminister,
53 Geheime Räthe,
45 Kriegsräthe,
77 Kammerräthe,
77 Hofräthe,
28 Appellationsräthe,
15 Acciseräthe,
23 Bergräthe,
2 Geheime Legationsräthe,

24 Legationsräthe,
16 Kammer-Kommissionsräthe,
35 Kommerzienräthe,
73 Kommissionsräthe,
7 Titularräthe.

Für die Ober- und Niederlausitz, so wie für die Stifte Meißen, Merseburg und Naumburg war weder hinsichtlich der Verfassungen, noch der Beamten eine Veränderung bisher vorgenommen worden; dasselbe muß von den Grafschaften Mansfeld, Henneberg, Barby u. s. w. gesagt werden. In diesen Landestheilen fungirten im Ganzen:

2 Landeshauptleute,
1 Oberamtshauptmann,
1 Präsident der Oberamtsregierung,
1 Stiftshauptmann,
2 Directoren des Kammerkollegii,
3 Kanzler,
4 Oberaufseher, ebenfalls Herren vom Adel.

Außerdem noch in den sieben übrigen Kreisen des Landes 13 Kreishauptleute und 31 Amtshauptleute, gleichfalls adlige Herren.

In der Armee, die, wie wir früher berichtet haben, zu Anfang des siebenjährigen Krieges nur aus 17,000 Mann bestand, kommen folgende Offiziere vor:

1 Generalfeldmarschall,
12 Generale,
16 Generallieutenants,
33 Generalmajors,
86 Obersten,

168 Generale und Obersten zusammen auf 17,000 Mann; Majors und Hauptleute sind hier noch gar

nicht mit aufgeführt, aber auch ohne diese kosteten die genannten Staabsoffiziere wahrscheinlich 2 bis 3 Mal mehr, als die ganzen sächsischen Truppen. Und überall finden wir Brühl mit darunter verzeichnet, gewiß nicht um den Dienst des Amtes zu thun, in welchem er aufgeführt ist, sondern nur um die Einnahmen desselben in seine Tasche stecken zu können. In der Armee war er z. B. als Infanterie-General notirt.

Nicht nur im Innern, sondern auch nach Außen war der sächsische Staat an Beamten überaus stark vertreten. Z. B.:

1. Baron Bernhard von Zech, Gesandter in Wien, wurde 1745 als Conferenzminister gegraft.
2. Johann Friedrich, Graf von Schönberg, Gesandter in Regensburg, ging zwar 1742 als sächsischer Abgeordneter zur Kaiserwahl nach Frankfurt am Main, war gleichwohl noch 1747 auf seinem Regensburger Gesandtschaftsposten.
3. Friedrich Gotthard von Bülow, Gesandter in Berlin, schloß 1745 den Frieden von Dresden ab, kehrte zurück nach Berlin, blieb bis 1756 in seiner Funktion daselbst und wurde vom Grafen von Gersdorf, Nicolaus Wilibald, abgelöst. Als Resident neben Bülow bis 1745 fungirte der bekannte Acciserath Sipmann, dessen letzte öffentliche Stellung es war, weil Friedrich II. seine Weiterverwendung im Staatsdienst sich verbeten hatte; gleichwohl wurde er vom Grafen von Brühl, dem solche Handlanger unentbehrlich waren, im Geheimen immer noch verwendet; so z. B. war er der oberste Beamte der geheimen Brieferöffnungs-Commission in Dresden. Erst nachdem er zu übermüthig dem allgewaltigen Minister gegenüber zu treten sich

erlaubte, entließ ihn derselbe. Er begab sich nach Hamburg und starb daselbst am 26. März 1780 in der größten Dürftigkeit.

Sipmann war 1704 oder 1705 geboren und schon 1729 Auditeur bei der polnisch-sächsischen Carabiniergarde. Hier wurde der Premierminister auf ihn aufmerksam, nahm ihn, Behufs Führung der französischen Correspondenz zu sich, lehrte ihn, wie man Briefe öffnen könne, ohne entdeckt zu werden und beauftragte ihn, die wichtig scheinenden Postbriefe in dieser Weise zu benutzen, weshalb er ihn auch nach Lublin sandte. In Warschau war eine derartige geheime Expedition errichtet, an deren Spitze Sipmann gestellt wurde. Im Jahre 1738 erhielt er das Departement der Bittschriften im geheimen Kabinet, ging darauf mit dem Hofe nach Dresden und wurde zum wirklichen Hofrath ernannt. 1740 trat er seine Stellung als Resident in Berlin an, von wo er wegen seiner dem Könige von Preußen mißliebigen Gesinnung im Juli 1745 abberufen werden mußte. Jetzt begann seine Thätigkeit im Erbrechen der, namentlich preußischer, Briefe von Neuem, wobei ihm der Hauptmann von Scheel assistirte. Sipmann ward in seinem Benehmen dem Grafen von Brühl gegenüber diesem immer unausstehlicher, weshalb derselbe im Jahre 1750 seine Entlassung decretirte, seine Papiere mit Beschlag belegen und eine Untersuchung wider ihn einleiten ließ. Um sich zu sichern, ließ ihn der Graf von Brühl einen Eid darüber leisten, daß er von der Untersuchung nichts veröffentlichen wolle. Hieraus sperrte er ihn auf dem Hohenstein ein. Die innere Wuth, welche

Sipmann wegen der ihm von seinem Chef zugefügten Kränkungen empfand, hatte ihn leidend gemacht, und er bat deshalb um die Erlaubniß, zur Stärkung seiner Gesundheit nach Teplitz reisen zu dürfen, die ihm nicht verweigert wurde. Aus gleichem Grunde wurde ihm auch eine Reise nach Hamburg genehmigt, wo er endlich nach beinahe dreißigjährigem Aufenthalt arm und elend starb.

Neben dem Grafen von Gersdorf war Georg Wilhelm von Walther Resident in Berlin.

4. Johann Adolph, Graf von Loß, zuerst Gesandter in London, dann 1741 in München und endlich Vertreter seines Landes am Hofe zu Paris. Ihm folgten in München:
   a) Graf Nicolaus Willibald von Gersdorf.
   b) Graf Ludwig Siegfried Vitzthum, nahm später auch in Paris des Grafen Loß' Stelle ein.
   c) Graf August Reinike Karl Callenberg-Jahnishausen, welcher später sächsischer Vertreter am Kopenhagener Hofe war.
5. Hans Moritz, Graf von Brühl, ein Brudersohn des Ministers gleichen Namens, 1742 Gesandter in Cöln, später sehr lange Jahre in London.
6. Legationssecretair Hübner, 1742 Resident in Frankfurt am Main.
7. Legationsrath von der Lieth, im nämlichen Jahre in gleicher Funktion in Hamburg.
8. Sichard von Sichardshofen, dessen Ahnherren Seidenfabrikanten waren und zu Nürnberg wohnten; er wurde 1734 von August III. in den Adelsstand ge-

hoben und 1742 zum Residenten in seiner Vaterstadt (Nürnberg) ernannt.

9. Johann David von Walther, 1747 Resident in Breslau.

10. Heinrich von Bünau bis 1733, abgelöst im Jahre 1734 vom:

Grafen Johann Adolph von Loß, derselbe, welcher später Gesandter in München und Paris wurde.

Diesem folgte 1738:

a) Baron von Söhlendahl,
b) Geheimer-Rath Adam Andreas von Uttenrodt, 1742,
c) Baron von Söhlendahl, zum zweiten Male,
d) Baron von Hohberg im Jahre 1747,
e) Karl Georg Friedrich, Graf von Flemming, dessen Vater im Jahre 1697 dem Kurfürsten die polnische Krone verschaffte.

Von 1763 an war der Graf Hans Moritz von Brühl, dessen wir unter Nr. 5 als Gesandten in Cöln gedachten, Gesandter in London.

11. Johann Heinrich Kauderbach, zu Meißen geboren, wo sein Vater Kantor war, 1759 Gesandter im Haag, wurde 1766 zurückgerufen und mit 1200 Thalern pensionirt. Starb in Leipzig um's Jahr 1785.

12. Adolph von Bertry, Resident in Amsterdam.

13. Graf Johann Joseph Kolowrat, Brühls Schwager, Gesandter in Madrid.

14. Für Rom fungirten 1742 vier gesandtschaftliche Personen:

1. Laboschi, als Suffragan-Minister,
2. Graf Lagnasco, als Minister,
3. Baron von Peschet, als Ministerresident,
4. Zuchet, als Resident.

15. In Petersburg war das Gesandtschaftspersonal so stark, wie in Rom:
   1. Graf Moritz Karl Lynar, seiner Schönheit wegen von Anna von Rußland besonders begünstigt; war vom Jahre 1736 an bevollmächtigter Minister am russischen Hofe.
   2. Baron von Gersdorf, Minister, Kammerherr und Oberst.
   3. Graf Oginski, vertrat als Gesandter den polnischen Hof.
   4. Johann Sigismund Pezold, Legationssecretair, 1747 geadelt, 1748 Resident in Wien.

Dem schönen Grafen Lynar folgte nach dem Sturze Annas der bereits genannte Graf von Gersdorf, dann kam 1747 der Graf Ludwig Siegfried Vitzthum, welcher 1768 nach Wien gesandt wurde, nachdem er aber schon lange zuvor den Gesandtschaftsposten in Petersburg niedergelegt hatte. In dieser letzten Eigenschaft folgte ihm Alexander von Funk bis Ende 1762; von 1763 an Karl von der Osten-Sacken.

16. Helmuth von Pleß, 1742 Gesandter in Kopenhagen, dessen Schicksale dadurch bemerkenswerth geworden, daß er in dem Augenblick, wo er 1761 von seinen in Mecklenburg liegenden Gütern durch die Preußen als Geißel fortgeführt werden sollte, aus Angst augenblicklich todt niederfiel. Ihm folgte am Hofe zu Kopenhagen:
17. Ulrich von Spenner.
18. Stadtnitzki, Resident in Konstantinopel 1742.
19. Graf Bolza in Genua und Mailand 1747, starb 1782 zu Dresden.
20. Peter von Wast, Resident in Danzig.

Es war natürlich, wenn Sachsen seine Achtung und Sympathie den fremden Höfen auf eine so glänzende Weise an den Tag zu legen bemüht war, diese nicht anders konnten, als in gleicher Art sich in Dresden repräsentiren zu lassen. Gegen vierzig fremde Gesandten allein befanden sich in der Zeit von 1740 bis 1747 oder 48 in Dresden. Von ihnen wollen wir hier nur den Gesandten des russischen Hofes nennen, Graf Friedrich Ludwig von Solms-Wildenfels, in Königsberg in Preußen geboren und anfänglich von seinem Vater, der preußischer General war, für die militärische Laufbahn bestimmt. Er trat in russische Militair Dienste, ward Adjutant des bekannten russischen Feldmarschalls Münnich und heirathete dessen Tochter. Er verließ die militairische Laufbahn, ward Diplomat und ging als Gesandter nach Sachsen, das er nicht wieder verließ. Er starb 1780 im Erzgebirge als Kreishauptmann und geheimer Rath. Seine Wohlthätigkeit hatte ihm die Liebe aller derjenigen erworben, welche ihn kannten. Auch gründete er eine Freimaurer-Loge zu Sachsenfeld. Im Jahre 1736, wo er seinen Gesandtschaftsposten niederlegte, folgte ihm der Kurländer Graf Kayserling, welcher ehedem Professor an der Königsberger Universität war. Später fungirte derselbe hinter einander in Berlin, Wien und Warschau, woselbst er auch im Jahre 1764 starb. Bei der Wahl Stanislaus II. zum Könige von Polen soll er auf Wunsch der russischen Kaiserin Katharina II., deren Günstling Stanislaus (Poniatowsky) war, sehr stark betheiligt und die Wahl hauptsächlich durchgebracht haben. Polen kann ihm für diese seine Thätigkeit nicht dankbar sein. Wenngleich der neue König einer der liebenswürdigsten und gebildetsten Männer seiner Zeit war, den reinsten Eifer für das Wohl seines Vaterlan-

des zeigte und für weise Gesetze und eine vernünftige Rechtspflege sorgte, so fehlten ihm doch Seelenstärke und Willenskraft, um sich auf einem wankenden Throne zu behaupten und einen (damals) unbändigen Adel zu zügeln. Er veranlaßte die Theilung seines Vaterlandes im Jahre 1772 durch seine Unfähigkeit, die polnische Nation zu regieren, und da Kayserling für seine Wahl gearbeitet, so hat er damit zugleich auch für die Theilung Polens gewirkt. Ein Glück für ihn, daß er den Untergang des polnischen Reiches nicht mehr erlebte.

VI.

Friedrich Christian.

(1763.)

Zwölftes Kapitel.

Friedrich Christian als Kind, Jüngling und Mann. — Maria Antonia von Bayern. — Nicolo Porporo. — Katharina Mingotti. — Graf Wackerbarth-Salmour. — Herr von Wackerbarth. — Friedrich Christian stirbt. — Seine Kinder.

Dem am 5. October 1763 gestorbenen Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August III., folgte in der Regierung Sachsens sein Sohn Friedrich Christian, welcher am 5. September 1722 geboren, jetzt also einundvierzig Jahre zählte. Wir haben bereits in den früheren Abschnitten dieses Buches auf die edlen Gesinnungen dieses Fürsten aufmerksam gemacht. Gewiß hätte Sachsen in ihm, würde seine Regierung länger gedauert haben, einen wahren Landesvater erhalten haben, dem es vor allen Dingen am Herzen lag, seine Nation von den blutenden Wunden des Krieges genesen zu lassen. Unzweifelhaft würde er ein ganz andres Regierungssystem befolgt haben, als das seines königlichen Vaters. Die Wunden, welche seinem Volke beigebracht waren, bluteten im eigenen Herzen so lange nach, bis sich dasselbe verblutet hatte und zu schlagen aufhörte.

Die Krone Sachsens nahm er sofort an; in Bezug auf die Krone Polens indeß erklärte er laut und unverfänglich, sie nur in dem Falle annehmen zu wollen, wenn sie ihm (von Rußland) angetragen würde und die übrigen deutschen Mächte keinen Widerspruch dagegen erheben. Er leistete lieber auf Polen Verzicht, als es sich mit der Macht seiner Waffen zu erringen. Wir wollen gern zugeben, daß ein Mann mit solchem Herzen und solchen Gesinnungen für die Vergrößerung eines Staates untauglich ist. Aber ist es denn durchaus nothwendig, daß ein Staat vergrößert werde? Kann überhaupt eine Vergrößerung des Einen Statt finden, ohne die Verkleinerung des Anderen? Friedrich Christian war jeden Falls ein edler, braver Fürst, der eine Zierde seines Landes geworden wäre und unter dessen milden Scepter dasselbe wieder aufblühen konnte.

Friedrich Christian ähnelte in keiner Weise weder seinem Großvater, noch seinem Vater; von seinen ersten Lebensjahren an, hatte er keine dauerhafte Gesundheit gehabt, und es mag wohl meist in seinem leidenden Zustande gelegen haben, daß er so weichfühlend gewesen ist. Er litt an einem Rückgratsübel, das er mit zur Welt gebracht hatte. Seine Mutter hatte sich, in guter Hoffnung lebend und auf einer Jagd sich befindend, über ein angeschossenes und noch flüchtiges Reh dergestalt erschrocken, daß sie einen Knaben gebar, der beinahe bucklig war und wirkliche Rehbeine hatte, obgleich Brust, Arme und Kopf wohlgebildet erschienen.

Daß man bei dem traurigen Uebel des Thronfolgers alle berühmte Aerzte Europas zusammen rief, läßt sich denken; daß Keiner aber von ihnen ein Mittel zu seiner Heilung entdecken konnte, giebt die beste Auskunft von der Unfähigkeit der medizinischen Wissenschaft. Man machte es, wie

es auch noch heute geschieht, wenn man seine eigene Ungeschicklichkeit eingestehen muß, man schickte den jungen Prinzen Friedrich Christian in die Bäder von Teplitz und von Ischia, ungeachtet man wissen konnte und mußte, daß sie ihm nicht helfen würden. Seine Mutter, welche die Oberleiterin seiner Erziehung war, erklärte ihn für regierungsunfähig und ließ kein Mittel unversucht, ihn zur Entsagung zu veranlassen und den geistlichen Stand zu wählen. Und diese Mutter behauptete trotzdem, sie liebe diesen Sohn. Friedrich Christian zeigte jedoch nicht die geringste Lust, die Wünsche seiner Mutter zu befriedigen.

Bis zu seinem neunten Jahre leitete die Erziehung des Prinzen der Graf von Moszinski, wo derselbe Oberfalkenmeister wurde und seine Stellung dem Grafen von Wackerbarth-Salmour, Joseph Anton Gabaleon, überließ, welcher sich hohe Verdienste um die Ausbildung Friedrich Christians erwarb. Zu gleicher Zeit wurde als Inspektor des Prinzen bestellt: der Appellationsrath Karl Wilhelm Gärtner, welcher im Jahre 1749 in den Adelstand und zum Reichshofrath erhoben ist. Wo so tüchtige, gebildete und redlich denkende Männer, wie die genannten, wirken, da konnte man auch mit Sicherheit auf ein erfreuliches Resultat ihres Wirkens rechnen. Was Friedrich Christian war, war er ausschließlich durch sie geworden.

In seinem fünfundzwanzigsten Jahre dachte die nimmermüde Mutter an eine Vermählung ihres Sohnes, um für einen Erben des sächsischen Thrones zu sorgen. In ihrer Wahl blieb sie bei der Tochter des verstorbenen Kaisers Karl VII. stehen. Maria Antonia, kaiserlichen Blutes und dreiundzwanzig Jahre alt, mußte sich sehr gut für den mißgestaltenen Kurprinzen passen. Man war bemüht, zwei Ge-

gensätze zu vereinen, in der Hoffnung, daraus eine glückliche Ehe hervorgehen zu sehen. Maria Antonia hatte mehr von der Galanterie ihres Vaters, als von der Häßlichkeit ihrer Mutter geerbt. Die Galanterien ihres Erzeugers grenzten oft an das Triviale.

So hatte er z. B. in seinem Lustschlosse Nymphenburg, bei München, die sogenannte Badenburg erbauen lassen, wo er mit seinen Damen unter dem Spiel einer verführerischen Musik gewöhnlich badete, einmal befanden sich mit ihm zusammen sechszehn Damen in diesem Bade.

Daß die Mutter Friedrich Christians gerade ihr Auge auf diese Prinzessin richtete, kann sie in den Augen anderer Mütter nur verdunkeln. Maria Antonia war nicht schön, denn, wie bereits gesagt, sie hatte Etwas von der Häßlichkeit ihrer Mutter geerbt; außerdem war sie früher einmal von den Pocken befallen, die verschiedene Narben auf ihrem Gesichte zurückgelassen hatten; auch Figur hatte diese Prinzessin wenig; sie war klein und ungestalten gebaut, dagegen zeigte sich bei ihr der ganze Geist ihres Vaters, seine Neigungen und auch seine Thorheiten, wie er sie in vergangenen Zeiten geliebt. Maria Antonia hatte Anspruch auf das Prädikat „klug", und sie wäre gewiß eine ausgezeichnete Person geworden, deren Namen die Nachwelt mit Achtung genannt haben würde, hätte sie eben nicht so viele Thorheiten begangen, die sich in jeder Weise durch ihr schamloses Betragen bewahrheiteten. So befand sie sich z. B. einmal am Hofe (sie war bereits Wittwe) und machte mit mehreren Herren ein Kartenspiel. Plötzlich erhebt sie sich von ihrem Sitze, und ohne irgend Etwas zu ihrer Entschuldigung hervorzubringen, entfernte sie sich. Nach geraumer Zeit nahm sie ihren früheren Platz wieder ein und sagte lächelnd zu

einem neben ihr sitzenden Herrn, der unzweifelhaft zu den Vertrauteren ihres Umganges gehörten.

„J'ai pris médicine aujourd'hui!“

Ein besseres Urtheil, als in dieser cynischen Rede liegt, hätte kein Mensch über Maria Antonia abgeben können. Alle Zeitgenossen, die vermöge ihrer distinguirten Stellung, welche sie in der Gesellschaft einnahmen, Gelegenheit gehabt, die nähere Bekanntschaft dieser Kurfürstin-Wittwe zu machen, stimmen darin überein, daß sie am Meisten es verstand, die Fremden am Hofe zu Dresden angenehm zu unterhalten. Mindestens doch ein Verdienst, was die Geschichte uns von dieser Dame aufbewahrt hat.

Man darf übrigens keineswegs annehmen, daß die fürstliche Wittwe erst nach dem Tode ihres Gemahls in dieser Weise sich betrug; schon am väterlichen Hofe zu München sprach man von der „Liebenswürdigkeit“ der Prinzessin Maria Antonia! Sie hatte eine förmliche Sucht, sich auffallend zu machen, und wollte hinter keiner anderen deutschen Fürstin zurückbleiben; diese Sucht mag allerdings durch den Umstand entstanden sein, daß ihr Vater die deutsche Kaiserkrone auf seinem Haupte hatte, was sie selbst in ihren eigenen Augen ungleich höher stellen mußte, als die übrigen Fürstinnen der deutschen Lande.

Im Jahre 1739 hatte die ebenso geistreiche, als edle Herzogin Louise Dorothea von Gotha den Orden des hermites de bonne humeur gestiftet; Maria Antonia ahmte derselben nach, indem sie den Orden La compagnie des Incas ou L'ordre de l'amité errichtete, — alles aber nur, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken. Ihr Bruder, der ihrem 1745 verstorbenen Vater in der Kurwürde, aber nicht im Kaiserreich gefolgt war, (Maria

Theresia war Kaiserin geworden) wurde von ihr zum Mitgliede dieses Ordens, und der Fürst von Fürstenberg zum Kanzler desselben ernannt. Der Orden führte ein eigenes Siegel, in welchem man rundherum lesen konnte: La fidelité mêne. Am 6. Juni 1745 wurde das erste Ordenscapitel feierlich abgehalten, in welchem zwei jährliche Ordensfeste für bestimmt festgesetzt wurden und zu denen man den Geburts- und den Tauftag Maria Antonias wählte: den 13. und 18. Juni. Das Zeichen des Ordens bestand in einem Ringe, der am linken kleinen Finger getragen werden sollte und die doppelte Inschrift zeigte: L'ordre de l'amitè und Maria Antonia. Die Gesetze des Ordens verlangten nicht blos unvergängliche Freundschaft, sondern auch ewige Verschwiegenheit.

Die Stiftung dieses Ordens, so wie die dabei von der hohen Stifterin beobachteten Formalitäten lassen diese selbst als eine nach Romantik haschende Person erkennen, und würde sie andere Beispiele an dem Hofe ihres Erzeugers erlebt haben, wer weiß, ob sich ihr Charakter nicht in der edelsten Weise ausgebildet haben würde, so aber wurde derselbe vollständig verfuscht. Die Verbindung des Ordens gab übrigens Maria Antonia auch als Kurfürsten von Sachsen nicht auf; selbst als Wittwe spielte sie noch mit dieser Puppe. In den Jahren 1749 und 1750 war der Baron von Merckelin in Dresden von ihr zum Vicekanzler bestellt, der regelmäßig seine Berichte dem wirklichen Kanzler in München, Fürst von Fürstenberg, einzusenden hatte.

Die Herzogin von Kurland entwirft ein häßliches Bild von Maria Antonia, in welchem sie behauptet, daß dieselbe gleich nach ihrer Ankunft in Dresden Jagd auf den König gemacht habe, was aber ohne allen Erfolg geblieben sei.

August III. soll sogar darüber so entrüstet gewesen sein, daß sie niemals wieder seine Gunst gewinnen konnte, die dieser Angriff ihr verloren gehen ließ.

Dieser herzogliche Bericht scheint sehr übertrieben und aus Neid, Ungunst und Bosheit hervorgegangen zu sein. Denn Maria Antonia mochte sein, wie sie wollte, so war sie zu klug, um ihren eigenen Schwiegervater an ihren Triumphwagen zu spannen.

Maria Antonia hatte indeß auch wieder sehr gute Seiten, die freilich, man kann es nicht wegleugnen, vornehmlich durch die Sucht, auffallend zu scheinen, hervorgerufen sein mögen. Immerhin mag dies so sein; genug, daß sie Gutes stiftete. Musik und Malerei fanden in ihr nicht nur eine enthusiastische Verehrerin, sondern auch eine mächtige Beschützerin. Arme Künstler unterstützte sie, wenn sie von ihrem Talent überzeugt war. So erfreute sich z. B. die Familie des von uns früher schon erwähnten Malers Anton Raphael Mengs ihrer besonderen Protektion. Sie selber, die damals noch Kurprinzessin war, spielte fertig den Flügel und componirte ganz leidlich. Sie wurde auch von der Gesellschaft academischer Schäfer zu Rom zum Ehrenmitgliede ernannt. Unterricht im Gesange erhielt Maria Antonia von Nicolo Porpora, welcher zu der Zeit zum zweiten Male in Dresden sich befand. Dieser Mann, der größte Singmeister des achtzehnten Jahrhunderts, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erste Oper: Ariana e Teseo wurde 1717 in Wien mit vielem Beifall aufgeführt. Dieser Mann war nicht nur ein tüchtiger Künstler, sondern auch überaus fruchtbar; er hat mehr, als funfzig Opern geliefert. Im Jahre 1729 kam er nach Dresden und wurde sofort zum Kapellmeister ernannt. Er genoß am sächsischen Hofe die ausgezeichnetste

Achtung, die dadurch zum vollendetsten Ausdruck wurde, daß er Auftrag erhielt, Maria Antonia im Gesange auszubilden. Unter Künstlern schleicht sich sehr rasch der Neid ein, der auch Porpora von Hasse und dessen Gattin schied. Diese befürchteten, von seinen Schülerinnen verdunkelt zu werden, was auch in der Natur der Sache wohl begründet schien. Hasse nebst Gattin gingen ihrem Ende bereits entgegen, während Porporas Schülerinnen noch am Anfange sich befanden. Die meisten Sorgen machte ihnen Katharina Mingotti, die beste Schülerin Porporas, die noch sehr jung, bereits einen europäischen Ruf erlangt hatte. Im funfzehnten oder sechszehnten Jahre verheirathete sie sich mit einem alten Venetianer, Namens Mingotti, der damals der Unternehmer der Oper in Dresden war. Jetzt trat sie zum ersten Male auf und erregte sofort das allgemeinste Aufsehen. Porpora, der ihr Talent entdeckte, empfahl sie dem kurfürstlichen Hofe, verschaffte ihr eine entsprechende Stelle am Theater und leitete selbst ihre weitere Ausbildung. Hasse ging aus Furcht vor diesem neuen Sturm nach Italien und die schöne Faustina, seine Gattin, begleitete ihn. Katharina Mingottis Ruf verbreitete sich immer mehr und sie erhielt sogar eine Einladung nach Neapel, welcher sie mit Erlaubniß ihres Hofes auch Folge gab. Bei ihrer Rückkehr im Jahre 1748 nach Dresden fand sie Hasse schon wieder vor, der sich mit der Oper Demofonte beschäftigte. Natürlich sollte die Mingotti auch ihr Theil an der Aufführung dieser Oper nehmen. Hasse, um sie auf einmal zu stürzen, setzte eigens für sie das Adagie Se tutti i mali miei, blos mit einer Pizzicatobegleitung der Violine, damit die etwaigen Fehler im Gesange desto auffallender hervortreten möchten und sie die Gunst des Hofes verlieren sollte. Sie aber, die den ihr gelegten Fallstrick wohl

gewahr wurde, löste alle Schwierigkeiten so vollkommen, daß ihre Feinde und Faustina selbst verstummten. Sie hat später Madrid, Paris und London besucht, und überall ist ihr vom Hofe stets die größte Hochachtung zu Theil geworden.

Nicolo Porpora verließ schon im Jahre 1731 Dresden, um in sein Vaterland zurückzukehren. Dort hat er eine Gesangsschule gegründet, welche Europa mit den größten Sängern des achtzehnten Jahrhunderts versorgte. Porpora hatte trotz der ihm von allen Seiten zu Theil gewordenen Gunst dennoch nicht so viel ersparen können, daß sein Alter sorgenfrei gewesen wäre; im Gegentheil, der große Künstler starb in einem Alter von zweiundachtzig Jahren in der größten Dürftigkeit zu Neapel.

Im siebenjährigen Kriege hatte Friedrich Christian bei dem Unglück seines Volkes unendlich gelitten, und er war vielleicht der Einzige der kurfürstlichen Familie, welcher sich in seinem Hofstaate Einschränkungen auferlegte. Nach der Uebergabe Dresdens im Jahre 1759 an die Oesterreicher, begab er sich zuerst nach Prag, darnach aber nach München. Erst 1762 kam er nach Sachsen zurück, um die Friedensunterhandlungen mit dem Könige von Preußen zu leiten.

Als Friedrich II. im Jahre 1756 von Dresden Besitz nahm, soll auch er ein Verehrer der Kurprinzessin gewesen sein; unzweifelhaft wird dies nur als eine Handlung der Politik betrachtet werden dürfen. Daß er sie übrigens vor allen Uebrigen auszeichnete, ist nicht abzuleugnen, ebenso nicht, daß er später eine innige Freundschaft mit ihr schloß und bis zu ihrem Tode mit ihn in einem vertrauten Briefwechsel stand.

Wenn die Freundschaft des Königs von Preußen, welche er für Maria Antonia empfand und von der er so vielfache Beweise an den Tag legte, auch geeignet schien, das zerknickte

Gemüth des Kurprinzen wieder aufzurichten und sich im Innern mit dem Heldenkönig auszusöhnen, so trugen doch dessen Maßregeln, von denen der Graf Wackerbarth-Salmour so schwer betroffen wurde, viel dazu bei, den guten Eindruck wieder zu verwischen. Graf Wackerbarth-Salmour war Einer von den Wenigen, der nicht nur Friedrich Christians ganze Achtung, sondern auch dessen ganze Liebe besaß. Es mußte ihn daher überaus schmerzlich berühren, als Friedrich II. diesen Braven sofort festnehmen ließ und nach Küstrin schickte. Eine Aufklärung über diese Maßregel ist nie zu Tage gekommen. Man sagt, der Graf von Brühl, der ihn von vornherein mit neidischen Augen angesehen, habe durch seine Kreaturen den Grafen Wackerbarth-Salmour dem Könige von Preußen als einen höchst gefährlichen Menschen schildern lassen, und dies sei der Grund gewesen, weshalb Friedrich II. sich seiner versichert habe. Wir glauben diesem Gerücht nicht. Denn der Graf von Brühl hatte zu jener Zeit mehr für sich selbst zu thun, als daß er an alte Rachepläne hätte arbeiten können. Er mußte für seine Sicherheit sorgen und konnte sich mit dem Verderben eines Andern nicht beschäftigen. Etwas Aehnliches mag aber allerdings wohl die Triebfeder zu Friedrichs auffallenden Maßnahmen gewesen sein, von dessen Unwahrheit er sich auch in der Folge selbst überzeugte und den unschuldig leidenden Wackerbarth der menschlichen Gesellschaft zurück gab. Derselbe hing mit der nämlichen Liebe an den Kurprinzen, wie Dieser an ihm, weshalb er auch sogleich nach seiner Freilassung sich zu ihm nach München begab. Bald riefen ihn jedoch Regierungsgeschäfte nach Warschau zum Könige, woselbst er auch im Jahre 1761 starb. Er hinterließ zwar einen Sohn, doch scheint derselbe sich, mindestens in Sachsen, mit Regierungsangelegenheiten nicht be-

faßt zu haben. Die Wackerbarths verschwanden überhaupt aus der Geschichte Sachsens. Ein Nachkommen dieses edlen Geschlechts, wahrscheinlich ein Enkel des zu Warschau 1761 verstorbenen Grafen, befindet sich in Turin. Er bekleidet das Amt eines Senators, und da er die Einkünfte von den in Sachsen liegenden Wackerbarth'schen Gütern bezieht, so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß er ein legaler Erbe des kurprinzlichen Oberhofmeisters ist.

In der neueren Zeit hat sich zwar ein Herr August Joseph von Wackerbarth bemerkbar gemacht und behauptet, er stamme in grader Linie von dem berühmten Feldmarschall ab, und nahm deshalb auch den Grafentitel an. Jedenfalls war das nur eine fixe Idee von diesem Manne, der früher in sehr vermögenden Umständen gelebt, im Jahre 1849 aber beinahe als Bettler auf einem kleinen Gute in der Gegend von Dresden starb. Seine zerrütteten Vermögensverhältnisse hatten auch seinen Verstand zerrüttet, und es war die höchste Zeit, daß er starb. Sein Gut Wackerbarthsruhe, auf welchem er starb, kaufte nach seinem Tode der Doktor Bräunlich und richtete es zu einer Irren-Anstalt ein. Man kann deshalb auch behaupten, daß Herr von Wackerbarth der erste Irre in dieser Anstalt war, er hatte sich blos ein wenig verfrüht. Daß derselbe weder Graf war, noch von dem Oberhofmeister Friedrich Christians abstammte, ist durch das Zeugniß seiner eigenen Gemahlin als erwiesen zu betrachten; sie war die Erste, welche gegen den Titel einer Gräfin von Wackerbarth protestirte. Die Ehe dieses Sonderlings war übrigens keine erfreuliche, da er sein außerordentlich bedeutendes Vermögen durch die verschiedensten Marotten fast bis auf den letzten Heller vergeudete und sich und seine Gemahlin, eine geborene Baronesse Winkler von Schwendendorff,

vollständig ruinirte. Es scheint, als ob dieser Herr von Wackerbarth überhaupt keinen rechten Begriff vom Gelde und dessen Verwendung gehabt; es war ihm nur darum zu thun, Geld auszugeben, ob dies zu einem vernünftigen Zweck geschah oder nicht, das war einerlei. So hatte er z. B. einmal mehrere Tausend Thaler in Papierscheinen an den Zweigen eines Baumes befestigt, auf daß die Leute glauben sollten, das Geld sei die Frucht dieses Baumes. Geglaubt haben sie es sicher nicht, aber geerntet haben sie diese Frucht. Ein anderes Mal meldete sich bei ihm ein junger Maler, der von seiner Sonderbarkeit Vortheil zu ziehen wünschte. Demselben folgten mehrere Arbeiter, welche große Ballen mit Bildern vor den erstaunten Wackerbarth niederlegten und sich dann wieder entfernten. Der Maler blieb allein bei ihm zurück.

„Was soll das?“ fragte endlich Herr von Wackerbarth.

„Das soll ein Geschäft werden, Herr Graf!“ versetzte der Künstler. „Sie werden mir alle diese Bilder abkaufen . . .“

„Ho, ho!“

„Ganz bestimmt!“

„Weshalb?“

„Weil ich Geld brauche,“

„Ah, so! das ist etwas Anderes!“ sagte Wackerbarth gedehnt. „Was sollen diese Bilder kosten?“

„Ein Tausend Pfund Sterling!“

Diese Scene fand zu London Statt, wohin sich der Sonderling des Vergnügens halber begeben hatte. Er bezahlte die Tausend Pfund Sterling, ließ die Gemälde einpacken und sandte sie poste restante nach Dresden. Derartige Sendungen bleiben bekanntlich eine längere Zeit zur Verfügung des Adressaten liegen; meldet derselbe sich nicht,

dann wird nach „Umständen“ damit verfahren. Herr von Wackerbarth, der noch keine Lust hatte, nach Dresden zurückzugehen, blieb in London, und als er in Dresden endlich wieder eintraf, erhielt er von der dortigen Postbehörde statt der Bilder etwa funfzig Thaler. Die Bilder, welche der Eigenthümer noch gar nicht besehen hatte, waren öffentlich versteigert und hatten nach Abzug sämmtlicher Unkosten einen Erlös von etwas über funfzig Thalern ergeben, der ihm nun behändigt wurde. Aus dieser Darlegung des Sachverhältnisses geht hervor, daß sie überhaupt nicht viel werth gewesen sein mögen, daß ferner Herr von Wackerbarth einmal von dem Maler, das zweite Mal von sich selbst geprellt worden war.

Zu derselben Zeit brachte er auch für mehrere Tausend Thaler englische Pferde mit nach Dresden, um mit ihnen einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich sei, dieselben ohne Streu durchzuwintern. Auf diese Idee wurde er durch einen Ausspruch des in Berlin sich befundenen, nun längst verstorbenen Geheimen Rathes Dr. Heim gebracht. Dieser hatte einmal behauptet, daß die armen Leute nicht deshalb frieren, weil sie nichts **auf dem**, sondern weil sie nichts **in dem** Leibe hätten. Wackerbarth gab deshalb seinen Pferden auch das beste Futter. Dennoch starben sie eins nach dem andern am Erfrieren.

Von seinem Kammerdiener, als dieser gestorben war, behauptete er allen Ernstes, derselbe müsse allermindestens über 200 Jahre alt sein, da er bereits zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gelebt habe. Der Geistliche, mit dem er darüber sprach, machte ihn auf das Unsinnige, welches in dieser Angabe lag, aufmerksam.

„Nun, meinetwegen!“ sagte Wackerbarth, „ich werde mich um funfzig Jahre verrechnet haben.“

„Auch dies Alter ist noch viel zu hoch!“ bemerkte der Pfarrer.

„Dann nehmen Sie an, so viel Sie wollen!“ rief Jener ärgerlich und drehte dem geistlichen Herrn den Rücken zu.

Sodann versicherte dieser Mann auch, er habe von dem Königreich Hannover noch einhundert Millionen Louisd'or zu fordern, könne aber seine Befriedigung nicht erlangen, weshalb er die Vermittelung der Nationalversammlung zu Frankfurt im Jahre 1848 beanspruchte.

Noch Hunderte derartiger Scenen könnten wir unseren geehrten Lesern mittheilen, wenn der uns zur Verfügung stehende Raum und der vor Augen liegende Zweck dieses Werkes es uns nicht untersagten.

Auch im Herzogthum Gotha tauchte im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein Wackerbarth auf, der seinen Stammbaum ebenfalls bis zu dem Feldmarschall zurück datirte. Auch dieser Mann scheint nur ein „eingebildeter“ Graf gewesen zu sein.

Friedrich Christian's Geist soll, nach dem Urtheile des damaligen englischen Gesandten am Dresdner Hofe, Sir Charles Williams, nicht sehr ausgebildet gewesen sein, sondern durch seinen unglücklichen Körperbau unendlich viel gelitten haben. Diese Erscheinung ist nicht auffallend. Friedrich Christian hatte ein vorzüglich gebildetes Herz, und es ist Thatsache, daß zwei Hauptfaktoren im Menschen nicht gemeinschaftlich existiren können. Blicken wir zurück auf die verflossenen Jahrhunderte oder Jahrtausende, so werden wir überall finden, daß diejenigen, welche man auf dem Gebiete der Politik einen großen Geist nennt, nur ein kleines Herz

besessen haben. Friedrich Christian besaß aber ein großes Herz. Von der wirklichen Bildung seines Geistes, d. h. von der Aufspeicherung wissenschaftlicher Kenntnisse in seinem Kopfe, hat Williams nicht gesprochen, wie er solche auch nicht gemeint haben kann. Daß er in der Konversation kleine Fehler gemacht hat, ist an und für sich ganz unbedeutend, da dergleichen sich auch wirklich große Geister zu Schulden kommen lassen. So soll er z. B. einst an der offenen Tafel des Hofes die naive Frage vorgebracht haben, ob es nicht möglich sei, auf einem Landwege nach England kommen zu können. Diese Frage beweist aber noch gar nichts. Einmal kann der, der sich immer mit Gefühlssachen beschäftigte, in diesem Augenblick mit seinem Geiste ganz wo anders gewesen sein, und hatte die Frage, weil er vernahm, daß man von einer Reise nach England sprach, ohne zu denken, vorgebracht; zum andern aber mag auch noch mancher Andere denselben Verstoß begehen, der sonst ganz tüchtig in der Wissenschaft ist; denn Geographie wird bei der Ausbildung der Schüler noch heute nur als ein Nebenstudium gehandhabt.

Am 5. October 1763 war August III. gestorben und Friedrich Christian hatte, wie es gewöhnlich geschieht, noch an demselben Tage die Regierung von Sachsen übernommen. In Bezug auf die polnische Königskrone haben wir seine Ansichten schon dargelegt, die eben nicht von einer Beschränktheit seines Verstandes zeugen. Er hatte mit klugem Blicke erkannt, daß die Bewerbung um die polnische Königskrone für ihn ein höchst gewagtes Unternehmen sei und das auch nicht den geringsten Erfolg in Aussicht stellte. Katharina II. hatte zu deutlich ihren Willen an den Tag gelegt und besaß Macht und Mittel, diesen Willen zur Geltung zu bringen. Was konnte Friedrich Christian, der einen vollständig zer=

rütteten Staat übernommen, in seiner Ohnmacht gegen die Beschlüsse der russischen Kaiserin vorbringen? Er konnte protestiren, freilich! allein er sah ein, was heute viele kluge Männer nicht einsehen wollen, daß protestiren und sich lächerlich machen ein und dasselbe ist. Wer protestirt, hat keine Macht, sonst würde er nicht protestiren, sondern interveniren. Sehr weise erklärte er, daß er die Krone Polens annehmen würde, wenn man ihn dazu aufforderte.

Maria Antonia konnte bei ihrem präsumtuösen Charakter sich mit der vernünftigen Ruhe und Kaltblütigkeit ihres Gemahls nicht einverstanden erklären; gar zu gern hätte sie ihrer kurfürstlichen Krone auch eine königliche beigegeben. Sie sandte deshalb auch an sämmtliche Höfe Europas im Geheimen Ersuchsschreiben, ihrem Gemahle die polnische Krone zu verschaffen, und sorgte dafür, daß eine Vermehrung der sächsischen Armee als etwas Abgemachtes betrachtet werden konnte. Dies Alles war jedoch ohne irgend welchen Vortheil für ihre Neigung, Königin von Polen werden zu wollen. Die Kabinete der europäischen Staaten waren zufrieden, daß endlich wieder der Frieden eingekehrt war und hatten entschieden keine Lust, sich für die Interessen der Kaisertochter von Neuem in einen Krieg zu verwickeln. Was nun gar noch die Vermehrung des sächsischen Heeres anbelangt, so war auch darauf für den Augenblick nicht zu rechnen, weil alle Kassen erschöpft waren, die Mehrkosten also nicht gedeckt werden konnten, und weil endlich die Volkszahl durch den unheilvollen siebenjährigen Krieg eine außerordentliche Verminderung erfahren hatte und es ungemein schwierig werden mußte, wenn man nicht anderen Zweigen der bürgerlichen Gesellschaft schaden wollte, die erforderlichen Rekruten aufzufinden. Nicht blos die überaus precären Verhältnisse Eu=

ropas, sondern selbst das Schicksal stellten sich der Erfüllung Maria Antonia's Wünschen und Hoffnungen entgegen. Der Kurfürst bekam im Monat Dezember 1763 die Kinderpocken und starb schon am 13. desselben Monats an hinzugetretenem Schlagfluß.

Friedrich Christian hinterließ vier Söhne und zwei Töchter:

1. Friedrich August, Kurprinz.
2. Karl, eben so gebrechlichen Körpers, wie der Vater, und deshalb der Liebling der Mutter. Starb 1781.
3. Anton, welcher 1827 zur Regierung kam.
4. Maximilian, dessen Sohn der noch regierende König Friedrich August II. ist
5. Maria Amalia, vermählte sich mit dem Herzoge Karl von Zweibrücken und starb 1831.
6. Maria Anna, welche sich nicht vermählte und im Jahre 1820 starb.

VII.

Prinz Xaver, als Administrator Sachsens.

(1763—1768.)

Dreizehntes Kapitel.

Prinz Xavers Jugendjahre. — Der verderbliche Einfluß seiner Mutter. — Die Spannung zwischen ihm und Friedrich Christian. — Die Erzieher des Prinzen Xaver. — Sein Generaladjutant Marchese d'Agdolo. — Ein Blick auf die fünfjährige Wirksamkeit des Administrators. — Die Kurfürstin-Wittwe.

Der Kurprinz Friedrich August war bei dem so plötzlich eingetretenen Tode seines Vaters Friedrich Christian erst dreizehn Jahre alt, also noch unfähig, die Krone Sachsens auf sein Haupt zu setzen. Um die Regierung seines Vaterlandes zu übernehmen, war das erreichte achtzehnte Lebensjahr, der Zeitpunkt seiner Volljährigkeit, nothwendig, und da er dies noch nicht war, so mußte das Reich unter die Administration eines andern sächsischen Prinzen, und wenn ein Solcher nicht vorhanden gewesen wäre, unter eine aus mehreren Personen zusammengesetzte Regentschaft gestellt werden.

Es befand sich nur Einer in Sachsen, der vermöge seiner Geburt ein Recht und eine Pflicht zugleich hatte, die Vormundschaft über den Kurprinzen und die Verwaltung Sachsens zu übernehmen, und dieser Eine war der Prinz Xaver,

Vaterbruder des Kurprinzen. Prinz Xaver war ein besonderer Liebling seiner Mutter gewesen, um dessetwillen sie alle Künste der Ueberredung angewendet hatte, ihren ältesten Sohn, den soeben verstorbenen Kurfürsten, zur Verzichtleistung auf die Krone Sachsens und zum Eintreten in den geistlichen Stand zu veranlassen. Was ihr entschieden nicht gelingen wollte und sie mit allen Kunstgriffen und Intriguen nicht hatte erlangen können, das sollte jetzt von dem Schicksal, wenn auch nur theilweis, zur Erfüllung gebracht werden. Prinz Xaver konnte zwar nach den zur Zeit bestehenden Verhältnissen nicht regierender Kurfürst, doch regierender Prinz von Sachsen werden, was in der Hauptsache auf eins hinausläuft.

Prinz Xaver war vom Schicksal sowohl hinsichtlich seiner Körperformen, als auch der Bildung seines Geistes nach, sehr vortheilhaft bedacht worden. Der Unterricht, der ihm zu Theil geworden, hatte sich zwar bis zu seinem sechszehnten Jahre nur auf Tanzen, Reiten, Fechten und Schießen beschränkt, allein die Natur hatte ihm so viele seltene Gaben verliehen, daß er später alles das nachholte, was in seiner Kindheit von seinen Erziehern versäumt worden war. Zu der Zeit, von welcher wir augenblicklich reden, also in seinem sechszehnten Jahre, hatte er noch nicht einmal die gewöhnlichen Regeln des gesellschaftlichen Tones inne; er machte sehr häufige Verstöße gegen die Etiquette, so daß, wie der damalige englische Gesandte, Sir William, behauptete, Mr. des Issarts „ganz empört" über sein Benehmen war.

Der Einfluß, welchen seine Mutter auf ihn geübt, war nirgend zu verkennen. Neidisch, mißgünstig, zuweilen sogar boshaft, betrachtete er seinen schon ohnehin unglücklichen Bruder Friedrich Christian; er stand ihm im Wege, wie er

von seiner Mutter oft genug gehört hatte; wäre derselbe nicht gewesen, dann würde er Kurfürst von Sachsen geworden sein. Seine Mutter blickte mit Stolz auf ihn und hatte ihn dadurch selber stolz, hochmüthig und hartherzig, überhaupt zum direkten Gegentheil von Friedrich Christian gemacht. Man genirte sich nicht, diesen Stolz dadurch zu unterhalten, daß man ihm als etwas Bestimmtes einredete, sein Bruder Friedrich Christian werde nicht nur nicht heirathen, sondern auch unzweifelhaft, seines gebrechlichen Körpers wegen, schon frühzeitig versterben, wodurch er dennoch zur Regierung gelangen würde. Als nun aber der Kurprinz wirklich sich zu vermählen gedachte, da traf ihn diese Nachricht wie ein Donnerschlag; sein Stolz empfing eine heftige Erschütterung und wochenlang konnte man ihn in einer höchst niedergeschlagenen Stimmung erblicken. Wäre Prinz Xaver ein wirklich schlechter Mensch gewesen, dann würde die Welt am Hofe zu Sachsen ein Ereigniß erlebt haben, wie es an andern Orten leider nur zu oft bereits vorgekommen ist. Er war aber erst durch seine Erziehung vom Wege des natürlichen Rechtes abgewichen und mußte auf denselben wieder zurückkommen, sobald die Personen entfernt waren, die einen so bösartigen Einfluß auf ihn übten.

Prinz Xaver hatte, wie es bei seiner Erziehung und Geburt beinahe nicht anders sein konnte, von seiner jüngsten Jugend an eine außergewöhnliche Neigung zum Militairleben. Mit zwei Jahren spielte er schon mit Säbel und Trommel; wie er mit diesen Insignien des Soldatenstandes auch um diese Zeit schon abgemalt wurde. Zu seinem Oberhofmeister wurde, mit Rücksicht auf seine Neigung zum Militair, ein Soldat gewählt, nämlich der Hauptmann Baron von Forell. Dieser zeichnete sich in dieser Stellung

so vortheilhaft aus, daß er später dasselbe Amt bei dem ältesten Sohne Friedrich Christians übernehmen mußte. Nach Forells Abtritt fungirte als prinzlicher Erzieher bei Xaver der General Johann Franz, Graf von Bellegarde, ein Franzose von Geburt, dessen Sohn sich als österreichischer Feldmarschall und Gouverneur von Galizien zu Anfange dieses Jahrhunderts berühmt gemacht und der ebenfalls die Stellung eines kronprinzlichen Gouverneurs bekleidet hat. Dem Grafen von Bellegarde folgte in der Funktion eines Hofmeisters des Prinzen Xaver Johann Karl von Block. Zum Generaladjutanten beim Prinzen Xaver war ein geborener Italiener, der Chevalier d'Agdolo, ernannt worden. Derselbe war Oberstlieutenant im Schweizerregiment.

Agdolo, welcher sich „Aloysius Pierre Marchese d'Agdolo“ nannte, war der Sohn eines kursächsischen Residenten in Venedig. Im Jahre 1756, gleich zu Beginn des siebenjährigen Krieges, trat er, kaum sechszehn oder siebzehn Jahre alt, in ein sächsisches Ulanenregiment ein, das den polnischen Oberst von Schiebell zum Kommandeur hatte. Schon im nächsten Jahre wurde er schwer verwundet nach Dresden gebracht, um hier seine Heilung abzuwarten. Man behauptet im Allgemeinen, daß die Italiener von Natur aus jeder Offenheit fremd seien. Wir haben keine Verpflichtung, hierüber eine erschöpfende Untersuchung anzustellen; nur so viel glauben wir, daß die damals lebenden Deutschen obiger Ansicht zugethan waren. Denn während der Marchese d'Agdolo, krank an seinen Wunden, in Dresden sich befand, warf man ihm vor, daß er der Verfasser einer Schmähschrift sei, durch deren Inhalt der sächsische Hof und die sächsischen Damen, besonders die Gräfin von Rutowska, mit scharfen Geißelhieben regalirt wurden. Was Wahres oder Falsches

an diesem Gerücht war, das wissen wir nicht; es ist auch nie aufgeklärt worden.

Der Marchese d'Agdolo war ein schöner Mann und keineswegs ein Gegner der Damen, namentlich aber hatte ihm die genannte Gräfin Louise Amalie von Rutowska nie einen Anlaß zu einem so derben Angriff gegeben. Der Gemahl dieser Dame war ein natürlicher Sohn August des Starken.

Frau von Rutowska hatte soeben ihre Toilette beendet, als eine junge Dame zu ihr eintrat. Aus der gegenseitigen Begrüßung konnte man sofort entnehmen, daß sie Freundinnen waren.

„Ei, der Tausend! so frühe schon?" fragte die Gräfin.

„Ich habe Dir eine Neuigkeit zu überbringen," versetzte die andere Dame kleinlaut; „nur weiß ich noch nicht recht, wie ich beginnen soll."

„Du machst mich ängstlich, Emmeline," unterbrach die Andere; „sprich, ist meinem Gemahl ein Unfall begegnet?"

„Nein, aber Dir!"

„Mir? — Du scherzest!.. Ich bin wohl und munter."

„Ich scherze nicht. Du bist wohl und munter, das allerdings; aber man hat gewagt, Dich bloß zu stellen!"

Die Gräfin von Rutowska vermochte vor Schreck kein Wort hervorzubringen. Die junge Dame fest ansehend, bemerkte sie endlich:.

„Ich will nicht hoffen, daß Du einen bösen Scherz mit mir treibst!"

„Hat Emmeline von Vieth dies jemals schon gewagt?"

„Nein, nein! das ist richtig; doch sage, was giebt's?"

„Du kennst doch den Marchese d'Agdolo?"

„Allerdings."

„Er hat ein kleines Büchelchen geschrieben, in welchem

er alle Damen des Hofes, besonders aber Dich dem allgemeinem Gespött preisgiebt. Hier ist das Pasquill."

Bei diesen Worten überreichte Fräulein Emmeline von Vieth der Gräfin von Rutowska die angeblich von d'Agdolo verfaßte Schrift. Die Dame las mit immer größer werdenden Aerger, und als sie endlich ihre Lektüre beendet hatte, riß sie wüthend das Buch entzwei, warf es zu Boden und trat es mit Füßen. Fräulein von Vieth war erschrocken einige Schritte zurückgetreten.

„Emmeline," rief sie endlich mit hochklopfender Brust, „ich gebe Dir mein Wort, daß ich diesen heimtückischen Marchese erwürgen würde, wenn ich ihn hätte!"

„Nicht doch! er ist ein sehr schöner Mann!

„Wenn er wagen sollte, sich jemals hier wieder sehen zu lassen, dann werde ich ihn durch meine Leute die Treppen hinunter werfen lassen!"

Wie ein Lauffeuer hatte sich in den höheren Kreisen der Gesellschaft die Nachricht verbreitet, daß der Marchese der Verfasser der Schmähschrift sei; und doch scheint dies mehr, als zweifelhaft zu sein! Fräulein von Vieth liebte den Marchese, wie sich später mit Bestimmtheit heraus gestellt hat, und dasselbe wurde auch von der Gräfin von Rutowska behauptet. Emmeline hatte bei Ueberbringung der verhaßten Mittheilung keinen andern Zweck, als eine Nebenbulerin aus dem Felde zu schlagen, was ihr, wie wir noch sehen werden, nicht einmal gelang. Bis dahin, wo sie der Gräfin von Rutowska den Marchese als Verfasser nannte, war noch keines andern Menschen Verdacht auf diesen Mann gefallen. Jetzt allerdings machte diese Entdeckung die Runde durch alle Salons. Viele glaubten daran, Viele auch nicht, wie dies gemeinhin der Fall ist.

Emmeline von Vieth, zufrieden mit dem Erfolg, den sie erreicht zu haben glaubte, entfernte sich bald nachher und fuhr zu — dem Marchese d'Agdolo. Es kam nicht selten vor, daß er Damenbesuch empfing; denn er war, wenn man so sagen will, eine gesuchte Waare. Er kannte das Fräulein auch bereits vom Hofe aus, wo ihr Vater eine der höheren Stellen einnahm.

Fräulein von Vieth bat natürlich erst um Entschuldigung wegen ihrer Aufdringlichkeit, wie sie sagte, allein, fügte sie hinzu, man habe am Hofe davon gesprochen, daß sein Zustand in den letzten vierundzwanzig Stunden sehr verschlimmert sei. Der Marchese, einerseits durch die Theilnahme, welche er erregt zu haben sich einbildete, anderntheils aber auch durch die Anwesenheit einer so schönen Dame, wie Fräulein von Vieth in der That war, fühlte sich ungemein geschmeichelt. Er sagte, indem er Emmelinens Hand an seine Lippen führte, was sie mit einem süßen Beben auch gern geschehen ließ:

„Also so denkt man doch an den armen d'Agdolo?"

Fräulein von Vieths Antlitz röthete sich, indem sie halbleise stotterte:

„Man denkt an Sie, aber nicht mit . . . Liebe . . ."

„Wie," rief d'Agdolo staunend, „ich will nicht hoffen, daß man mich haßt?"

„Verdienen Sie denn diesen Haß nicht?" fragte Emmeline, ihre großen Augen auf den Marchese heftend. „Ja, die Damen des Hofes hassen Sie."

„Ah," sagte der Marchese gedehnt, was die Damen anbetrifft, so bin ich vollständig überzeugt, daß dem nicht so ist."

In diesen Worten lag eine gewisse Ueberlegenheit, die

d'Agdola über die Frauen errungen zu haben glaubte und worüber sich die schöne Emmeline ärgerte.

„Wenn Sie Sich nur nicht täuschen…“ entgegnete sie mit Ironie. „So dürfen Sie Sich z. B. bei der Gräfin von Rutowska nicht wieder sehen lassen.“

„Sie gerade wird am Wenigsten sich zu meiner Gegnerin erklären.“

„Sie sagte mir,“ sprach Emmeline von Vieth gedehnt und nachdrucksvoll, „daß sie entschlossen sei, Sie von ihren Domestiken die Treppen hinunter werfen zu lassen.“

Das war denn doch etwas zu stark für den hitzigen Italiener. Er kräuselte seine Stirn und fragte jetzt erst, was er schon längst hätte thun sollen, nach der Ursache des allgemeinen Hasses. Fräulein von Vieth theilte ihm hierauf dasjenige mit, was wir schon wissen. d'Agdolo durchschritt in großer Aufregung sein Zimmer, blieb dann vor seinem Besuch stehen und sagte:

„Ich kenne den Inhalt der in Rede stehenden Schmähschrift und versichere Sie, daß, wenn ich auch nicht deren Autor, so doch mit demselben vollständig einverstanden bin. Sagen Sie dies der Gräfin von Rutowska und fügen Sie noch hinzu, daß ihre Aeußerung ihr theuer zu stehen kommen soll.“

Emmeline von Vieth war so fest davon überzeugt, ihre Nebenbulerin verdrängt zu haben, daß der innerliche Triumph, welchen sie darüber empfand, auf ihrem Antlitz deutlich ausgeprägt war. Mit der den Frauen eigenthümlichen Leichtigkeit suchte sie den Marchese in Bezug auf seine wirklichen Gesinnungen gegen die Damen auszuforschen und besonders darauf hinzuwirken, daß er eingestehe, es gäbe Ausnahmen und daß sie eine dieser Ausnahmen sei. Ungeachtet die Männer in

der Regel auf einer weit höheren geistigen Stufe stehen, als die Frauen, so werden sie doch nicht selten von den Letzteren überlistet. So auch der Marchese d'Agdolo. Emmeline von Vieth hatte ihn bald, wohin sie ihn haben wollte; ja, er ging noch viel weiter, als es, mindestens für den Augenblick, in ihrer schlauen Berechnung lag. Wir lassen den Vorhang niederrollen, um eine Scene zu verdecken, die zu delicat ist, als daß wir sie unsern Lesern näher mittheilen können. Nur so viel wollen wir hinzufügen, daß Emmeline von Vieth, als sie den geliebten Marchese heute wieder verließ, von ihm das Versprechen empfangen hatte, sich mit ihr ehelich verbinden und die Ehe selbst als ein Geheimniß betrachten zu wollen. Nicht im Entferntesten dachte sie daran, daß er in der nächsten Stunde vielleicht schon einer andern Dame dasselbe Versprechen geben konnte. Dies geschah allerdings auch noch nicht so rasch; allein nach Verlauf von einigen Wochen, nachdem seine Wunden beinahe schon vernarbt waren, geschah es dennoch, und zwar zu einer Dame, welche Fräulein von Vieth glücklich beseitigt zu haben glaubte, nämlich zur Gräfin Rutowska. Beide Personen standen schon seit langer Zeit in einem vertrauten Verhältniß, und d'Agdolo, welcher auf den Tod des Grafen von Rutowski speculirte, um sich mit dessen Wittwe zu vermählen und dadurch seine Verbindungen bei Hofe zu erhöhen, durfte nicht geduldig deren Ungnade über sich ergehen lassen. Er suchte eine Gelegenheit, mit ihr zusammen zu treffen, welche er auch fand. Es gelang ihm ziemlich leicht, sich von dem Verdacht der Autorschaft jener odiösen Schmähschrift zu reinigen und ihr von Neuem das Geständniß ihrer unwandelbaren Liebe abzugewinnen.

Wie wir wissen, hatte der siebenjährige Krieg erst begonnen. Der Marchese d'Agdolo durfte deshalb, wenn er

nicht der Feigheit beschuldigt werden wollte, nicht müßig in Dresden zurückbleiben. Von seinen Wunden vollständig wieder hergestellt, eilte er zum Prinzen Xaver, welcher sich gerade in Frankreich befand, um wegen eines nachhaltigeren Beistandes dieses Verbündeten zu unterhandeln. Er hat während des Krieges nichts Ausgezeichnetes geleistet. Im Jahre 1764 starb endlich der Graf von Rutowski, und seine Wittwe stand keinen Augenblick an, ihr dem Marchese d'Agdolo gegebenes Versprechen einzulösen. Zwar weigerte er sich anfänglich und schob verschiedene zum Theil sehr unbedeutende Gründe vor; als aber die Wittwe Friedrich Christians, Maria Antonia, sich ins Mittel legte und mit ihrer Ungnade drohte, da mußte er in den „sauren Apfel" beißen, wie er sagte. Die Ehe blieb übrigens ein öffentliches Geheimniß, die in der Kapelle der Kurfürstin-Wittwe geschlossen worden. Die Rutowska verweigerte selbst die Veröffentlichung dieses kirchlichen Aktes, da sie dadurch an ihrem Einfluß und in ihrem Range bei Hofe nur einen Verlust erleiden konnte. Zur nämlichen Zeit, wo der Marchese sich mit der Gräfin Rutowska vermählte, heirathete er auch Emmeline von Vieth, was zwar nicht so allgemein, doch immer so weit bekannt wurde, daß seine Ehe mit derselben keinem Zweifel unterlag. Die Erste blieb bis zu ihrem Tode Gräfin von Rutowska, die Letzte bis zu dem nämlichen Zeitpunkt Fräulein von Vieth. Auffallend ist nur, daß dergleichen Erscheinungen nicht öffentlich zur Sprache gebracht wurden. Mit Frau von Rutowska lebte d'Agdolo nicht glücklich; man sagt sogar, daß er sie geschlagen habe. Wenn dies wahr ist, dann ist ihr die oben erwähnte Aeußerung, sie werde ihn von ihren Leuten die Treppen hinunterwerfen lassen allerdings theuer genug zu stehen gekommen. Die Vieth hat er bis zum Tode innig geliebt.

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, unter der Administration des Prinzen Xaver, ward d'Agdolo zum Major im Schweizerregiment ernannt; 1768 wurde er Oberstlieutenant und Generaladjutant Xavers. Wir kommen später, in der nächsten Periode, auf ihn zurück.

Der Prinz Xaver nahm an dem siebenjährigen Kriege rühmlichen Antheil, und zwar kommandirte er als französischer Generallieutenant meist nur sächsische Truppen, welche die preußischen Waffen, zu deren Tragung sie von Friedrich II. gezwungen waren, verlassen hatten und bei der Armee Frankreichs eingetreten waren. In jener besonders für Sachsen so unglücklichen Kriegsperiode hatte Xaver auch einmal Gelegenheit, die Universitätsstadt Göttingen zu belagern. Als Rektor der Universität fungirte Abraham Gotthelf Kästner, und als Solcher mußte er, Xavers Ansicht nach, vielen Einfluß nicht nur auf die academische Jugend, sondern auch auf die Bürgerschaft haben. Da derselbe nun überhaupt ein geborner Sachse war, so glaubte der Prinz um so eher auf die Befolgung seiner Befehle von seiner Seite rechnen zu können. Er ließ denselben deshalb auffordern, alles Mögliche zu thun, daß die Uebergabe der Stadt schnell erfolge, da er dieselbe sonst aushungern lassen müßte. Kästner, der als ein höchst witziger Mann bekannt war, antwortete dem Abgeordneten des Prinzen Xaver.

„Ich habe keine so große Macht, wie der Prinz anzunehmen scheint; denn ich besitze kein militairisches Amt, und als Rektor der Universität steht mir kein Recht zu, mich in die Kriegsangelegenheiten zu mischen. Was nun endlich das Aushungern betrifft, so habe ich in meiner fünfjährigen Stellung in Leipzig als Professor

so vorzügliche Vorarbeiten zum Verhungern gemacht, daß mir dies jetzt nicht so schwer werden wird!"

Abraham Gotthelf Kästner, von einigen Geschichtsschreibern auch Kätzner, doch mit Unrecht, genannt, war am 27. September 1719 in Leipzig geboren. Seinen Unterricht erhielt er theils von Privatlehrern, theils von seinem Vater selbst, der ebenfalls Professor in Leipzig war. Er studirte vielerlei, besonders aber Jurisprudenz, Philosophie, Physik und Mathematik. Im Jahre 1746 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und ihm eine kleine Pension ausgeworfen. 1756 berief ihn Göttingen als Professor der Naturlehre und Geometrie. 1765 ward er von Großbritannien zum Hofrathe ernannt. Merkwürdig war bei Kästner der Umstand, daß er, nachdem er bereits Student geworden, kaum das Einmaleins kannte und das Addiren ihm ungemein schwer wurde, während er in allen übrigen Gegenständen seinen Altersgenossen weit voraus war. Er ist nicht blos durch seine hervorragenden Kenntnisse in den Wissenschaften, sondern auch durch seinen unerschöpflichen Witz berühmt geworden, wodurch er sich allerdings manche Unannehmlichkeit zugezogen hat. So hat ihm der Prinz Xaver z. B. nie die Antwort vergessen können, welche er diesem in Göttingen gab, und wer weiß, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, ob er ihn nicht seine Ungnade recht empfindlich hätte fühlen lassen. Kästner starb am 20. Juni 1800.

Ungleich bessere Resultate erzielte der Administrator Sachsens in seinem Vaterlande, als dies ihm auswärts möglich geworden war. Er übernahm die Regierung zu einer Zeit, wo man sich nicht entblödete, seine Unzufriedenheit wegen der bisherigen Verwaltung an den Tag zu legen. Wo es irgend ging, trug er dem allgemeinen Volkswillen die gebüh-

rende Rechnung; wenn derselbe aber mit seinem eigenen sympathisirte, dann ganz bestimmt und ohne die geringste Rücksicht zu zeigen. Dieser Fall fand auch in Bezug auf den Grafen von Brühl Statt. Derselbe war, wie wir wissen, am 28. October 1763 seinem königlichen Herrn in die Ewigkeit gefolgt. Kurfürst Friedrich Christian hatte während der wenigen Wochen, die Brühl unter seiner Regierung noch lebte, denselben gütevoll behandelt, wie sich dies von dem edlen Herzen dieses Fürsten auch nicht anders erwarten ließ. Nach seinem Tode übernahm Prinz Xaver die Verwaltung Sachsens und war von vornherein darauf bedacht, seinen Haß gegen den Grafen Brühl zur Geltung kommen zu lassen. Er ließ dessen sämmtliches hinterlassene Vermögen mit Beschlag belegen und setzte eine besondere Kommission nieder, der er es zur Aufgabe machte, zu untersuchen, inwieweit sich Brühl habe Veruntreuungen und Unterschlagungen zu Schulden kommen lassen. Mag der Prinz bei der Mitgliederwahl zu dieser Untersuchungscommission nun zu schnell zu Werke gegangen sein, oder hatte der Zufall gerade Freunde des verstorbenen Ministers in dieselbe gebracht, oder waren von den Erben Brühls Bestechungen vorgenommen, oder endlich war Brühl wirklich unschuldig; genug, das Ergebniß der Untersuchung stellte keinen einzigen Betrugsfall bis zur Evidenz heraus. Man mußte die Sequestration der Brühl'schen Güter und dessen sonstiger Hinterlassenschaft wieder aufheben und sah sich zu der nothwendigen Erklärung genöthigt, daß es schiene, als habe der Graf von Brühl seine ungeheuren Reichthümer nur der Freigebigkeit seines Fürsten zu verdanken. Die Sequestration hatte bis zur Regierung des nächsten Kurfürsten gedauert, bis zum Jahre 1772. Es will uns also bedünken, als habe Prinz Xaver alles Mögliche

versucht, einen Betrug herauszufinden, denn sonst würden die Brühl'schen Güter noch unter seiner Administration wieder frei gegeben worden sein. Im Uebrigen sind noch heute die in der inzwischen preußisch gewordenen Niederlausitz befindlichen und geschichtlich berühmt gewordenen Herrschaften Pförten und Forsta im Besitze eines Grafen von Brühl.

Trotz der gegen die Erbschaft des Grafen von Brühl in Ausführung gebrachten Maßregel blieben die Sachsen in einer bedenklichen Stimmung, so daß sich Xaver genöthigt sah, im Jahre 1765 eine Polizeicommission zu errichten. Dies schien ihm aber noch nicht ausreichend zu sein. 1766 brachte er in der Ständeversammlung den Antrag auf Bewilligung von 2½ Millionen für die drei nächsten hintereinander folgende Jahre vor, auf daß er endlich im Stande sich befände, die Armee auf einen entsprechenden Fuß zu bringen. Der Landtag verweigerte die Bewilligung aus Rücksicht für die schon weit um sich gegriffene Verarmung und unruhigen Gemüther des sächsischen Volkes. Prinz Xaver war indeß ein Mann, der keinen Spaß verstand. Er ließ den Sitzungssaal der Abgeordneten militairisch besetzen, was bis jetzt nicht 'mal unter den Königen von Polen Einer gewagt hatte. Alle Welt war empört! der alte und der neue Adel war dergestalt entrüstet, daß mehrere von ihm, z. B. der Baron von Fritsch, Sachsen verlassen wollte. Und wenn der Baron von Fritsch so Etwas thun wollte, dann mußte die Sache in der That sehr bedenklich sein. Fritsch hatte nicht blos bei Abschließung des Hubertsburger Friedens mitgewirkt und denselben im Auftrage seines Souverains unterzeichnet, sondern er war auch ein Liebling des zuletzt verstorbenen Kurfürsten gewesen. Der Graf Johann Georg Friedrich von Einsiedel legte sofort seine Stelle als Kabi-

netsminister nieder und zog sich auf seine in der Lausitz liegenden Güter zurück. Der Graf Einsiedel war der Sohn des vormaligen Oberhofmarschalls Hans Georg Einsiedel, der erst im Jahre 1745 gegraft wurde. Ein Neffe von ihm wurde unter der späteren Regierung Friedrich August's Premierminister. Trotz alledem ließ sich Xaver von seinem einmal gefaßten Vorsatz nicht abbringen.

Im Jahre 1767 trat der Prinz Xaver mit der Gräfin Klara Spinucci in eine morganatische Ehe. Dieselbe war als Hofdame bei der Kurfürstin-Wittwe Maria Antonia angestellt.

Im Jahre 1768 wurde der älteste Sohn Friedrich Christians volljährig und empfing aus den Händen seines Oheims die Regierung Sachsens. Dieser, welcher nun nichts mehr in Sachsen zu thun hatte, begab sich mit einem Jahresgehalt von 70,000 Thalern nach Italien. Nach einem längeren Aufenthalt hierselbst reiste er mit seiner Gemahlin, welche sich jetzt Gräfin von Lausitz nannte, nach Paris, was ihm zweckgemäßer zu sein schien, weil er französischer General war. Im Jahre 1792 starb seine Gemahlin. Gleich darauf, um sich zu zerstreuen, eilte er abermals nach Italien. 1796 begab er sich zurück nach Sachsen und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens auf seinen Gütern Elsterwerda und Zabeltitz, auch besuchte er oft seine Villa Zschachwitz, welche in der Nähe Dresdens liegt. 1806 starb er, sechsundsiebzig Jahre alt. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Spinucci sind ein Sohn und fünf Töchter hervorgegangen.

Der Sohn des Prinzen Xaver, bekannt unter Graf von Zabeltitz oder auch Chevalier de Saxe, nahm russische Militair-Dienste und begab sich dann auf Reisen nach Italien. Hier lernte er die Maitresse Friedrich Wilhelm II., Königs von Preußen, Gräfin von Lichtenau, kennen, und

wurde so sterblich in sie verliebt, daß er ihr eine förmliche Liebeserklärung schriftlich zukommen ließ, die sie im zweiten Theile ihrer Vertheidigungsschrift, als man sie nach dem Tode ihres königlichen Geliebten auf die Festung Glogau geschickt, selber veröffentlicht hat und welche nahe an Ueberspannung streift.

Die Gräfin von Lichtenau, eine Tochter des Waldhornisten Enke, und später — um einen Vater für die königlichen Kinder zu erhalten — an einen gewissen Rietz verheirathet, der eheliche Ansprüche indeß nicht hatte, muß in der That von ausgezeichneter Schönheit gewesen sein; denn zu der Zeit, wo der Chevalier von Sachsen sie kennen lernte, hatte sie bereits die vierziger Jahre ihres Lebens erreicht. Ob das Liebesverhältniß zwischen diesen beiden Personen zum wirklichen Ausbruch gelangt ist, darüber fehlen die Beläge; wenn man jedoch erwägt, daß die schöne Gräfin Wilhelmine von Lichtenau, ein weiches, gutmüthiges und für fremde Leiden sehr empfängliches Herz besaß, so läßt sich dies kaum bezweifeln.

Im Jahre 1799 trat der Chevalier von Sachsen in sicilianische, und 1801 in russische Dienste. Um diese Zeit trat ein Ereigniß ein, daß in seinen Folgen entscheidend für den Chevalier war. In einer Gesellschaft am russischen Hofe befand sich außer dem Chevalier von Sachsen auch der Fürst Tscherbatow, welche Beide wegen eines galanten Abenteuers schon seit längerer Zeit auf gespanntem Fuße lebten. Einige auf den Chevalier abzielende Aeußerungen des Fürsten schienen diesem beleidigend zu sein. Indeß, wohl bedenkend, wo er sich befand, versuchte er, seinen Unmuth zu beherrschen; das ging jedoch nicht mehr, als der Fürst Tscherbatow ganz laut von H . . . . Kindern sprach. Der Chevalier von

Sachsen trat schnell auf ihn zu, nannte ihn einen Lump und gab ihm eine gewaltige Ohrfeige. Noch in der nämlichen Nacht reiste derselbe von Petersburg ab; der Fürst folgte ihm und holte ihn bei Aussig, in der Gegend von Teplitz, an der böhmischen Grenze, ein. Es kam zu Erörterungen zwischen Beiden; Einer war so trotzig, wie der Andere, und die Folge davon war ein Duell, in welchem der Chevalier von Sachsen vom Fürsten von Ligne secundirt und von seinem Gegner getödtet wurde. Nach dem „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" vom Jahre 1829 soll der Mörder des Chevalier von Sachsen nicht der Fürst Tscherbatow, sondern ein russischer Graf Subow gewesen sein.

Von den fünf Schwestern des Chevalier von Sachsen vermählte sich die Eine mit dem Herzog von Esclignac, die Zweite mit dem Prinzen Riario zu Rom, die Dritte mit dem Prinzen Altieri, die Vierte mit dem Marquis Massini und die Fünfte mit dem Marquis von Patrizi.

Wenn der Prinz Xaver sich auch im Allgemeinen nur als ein Despot präsentirt hat und Sachsen zufrieden sein konnte, seiner Regentschaft so bald als möglich entledigt zu werden; so darf man doch keineswegs des vielen Guten vergessen, daß er während seiner fünfjährigen Verwaltung gestiftet hat.

Mit der für Dresden eingeführten und von uns bereits erwähnten Polizei-Kommission hatte er zugleich auch ein Sanitäts-Kollegium errichtet, das mit den medizinischen Fakultäten Leipzigs und Wittenbergs die oberste Behörde im Medizinalwesen des Kurfürstenthums bildete. Es hatte außerdem die Verpflichtung, nicht blos zu entscheiden, sondern vornehmlich die Gesundheitspflege zu beaufsichtigen und zu überwachen. Xaver hatte das Sanitätskollegium in drei

Bezirke eingetheilt: in den Dresdener, Leipziger und Wittenbergischen. Zum Erstren gehörten der meißener, erzgebirgische, vogtländische und neustädtische Kreis, ferner die ganze Oberlausitz und die Grafschaft Henneberg; dem Zweiten waren der thüring'sche und der leipziger Kreis zugewiesen, und der Dritte umfaßte den Kurkreis und die Lausitz. Die Aerzte, wozu Wundärzte 1., 2. und 3. Klasse (Barbiere), auch Apotheker gehörten, mußten sich, wenn sie sich in Sachsen niederlassen und prakticiren wollten, selbst in dem Fall, daß sie außer Landes die daselbst übliche Prüfung bestanden hatten, hier einem neuen Examen unterwerfen, bevor sie zur Ausübung ihrer Kunst zugelassen wurden. Dieses Sanitäts-Kollegium mußte auch alljährlich ein Mal, und wenn nöthig, wiederholt eine Revision der Landes-Apotheken vornehmen und nöthig scheinende Maßregeln gegen etwaige Afterärzte ergreifen oder mindestens der Staatsbehörde unterbreiten, da es selber eine eigene Gerichtsbarkeit nicht hatte.

Nach der für Dresden eingesetzten Polizei-Kommission sollten später in den Provinzen ähnliche Institute gegründet und die Polizeiverwaltung den Amtshauptleuten und Magistraten abgenommen werden. Ein Specialbefehl, den der Prinz-Administrator der Polizeikommission gab, ging dahin, vornehmlich auf die in großer Anzahl vorhandenen Juden ein aufmerksames Auge zu haben und Jeden, der nicht genügend und überzeugend darthut, daß er mit seinem Geschäfte dem Staate nützlich sei, sofort über die Grenze zu schaffen. Auf diese Weise hoffte Prinz Xaver, sein Vaterland von den jüdischen Schwindlern, Wucherern und Schacherern, die sich in großer Menge in allen Schichten der sächsischen Nation bewegten, zu befreien.

Der von Xaver beabsichtigten Vermehrung der sächsischen

Truppen haben wir früher schon gedacht. Nebenbei gründete er eine Artillerieschule und gab die Direction davon an den Oberstlieutenant von Fröden, ein ausgezeichneter Artillerieoffizier der damaligen Zeit, der das Verdienst hat, tüchtige Offiziere gebildet zu haben.

Gesetzlich mußte Xaver die Regierung am 23. Dezember 1768 den Händen des jungen Kurfürsten übergeben; auf Andringen des letztren geschah dies jedoch schon am 15. Dezember.

Maria Antonia, Gemahlin des verstorbenen Kurfürsten Friedrich Christian und Mutter Friedrich Augusts, war schon während der zweimonatlichen Regierung ihres Gemahls eifrigst bemüht, in die Regierungsgeschäfte thätig mit einzugreifen. Hätte Friedrich Christian länger gelebt, so würde ihr dies auch wahrscheinlich gelungen sein. Sein Tod setzte ihren desfalsigen Bestrebungen ein Ziel. Unter der Administration des Prinzen Xaver wollte sie Anfangs zwar ebenfalls an der Regierung sich betheiligen, doch konnte es ihr bei dem despotischen Charakter dieses Fürsten nicht gelingen, zu dem gewünschten Resultate zu gelangen. Er erklärte ihr mit aller Entschiedenheit, daß eine Frau zur Regierung eines Staats untauglich und er selber Mann genug sei, dieselbe allein zu führen. Natürlich war Maria Antonia hiermit nicht zufrieden; auch wurde sie durch die fünfjährige Administration Xavers, in welcher Zeit sie nicht den geringsten Einfluß auf die Regierung hatte, von der unheilvollen Idee, Mitregentin werden zu wollen, nicht geheilt. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben, auf diese Angelegenheit zurückzukommen. Wir gedenken derselben auch hier nur vorübergehend und zwar nur deshalb, weil sie hauptsächlich ihren Sohn Friedrich August veranlaßte, den Prinzen Xaver noch

vor der Zeit von seiner Funktion als Administrator zu entbinden. Es waren nur noch acht Tage bis zu dem gesetzmäßigen Zeitpunkt der Niederlegung der Administration; allein auch diese acht Tage dauerten ihr zu lange. Sie gewann jedoch hierdurch nicht das Mindeste, denn Friedrich August war den Bestrebungen seines Oheims mit aufmerksamen Augen gefolgt und hatte daraus gelernt, daß nur aus einer Selbstregierung etwas Ersprießliches für den Staat zu erzielen sei.

VIII.

Friedrich August III., (Friedrich August,) erster König von Sachsen.

(1768—1827.)

Vierzehntes Kapitel.

Friedrich Augusts Jugend. — Der Graf Camillo von Marcolini. — Friedrich Augusts Instruktoren. — Beschreibung einer Reise des königlichen Prinzen Clemens. — Maria Amalia Auguste von Zweibrücken. — Ihre Vermählung mit Friedrich August. — Trauungs-Ceremonien. — Die Kurfürstin von Sachsen und ihr Friseur. — Bericht des Herzogs von Lauzun. — Katharina II. von Rußlands Ansicht über die Sittlichkeit der Kurfürstin von Sachsen. —

Kurfürst Friedrich August III., welcher später als König von Sachsen Friedrich August sich nannte, war am 23. December 1750 geboren. Sachsen seufzte damals schon lange unter der Brühl'schen Willkürherrschaft, dessen ungeachtet aber gaben sich seine Vertreter stets eine außerordentliche Mühe, nach außen hin reich, mächtig und glänzend zu erscheinen. Ob sie diesen Zweck erreicht haben, bezweifeln wir; genug aber, es geschah. Schon die Taufe des jungen Kurprinzen ward äußerst festlich begangen. Um das Glanzvolle derselben zu erhöhen, wurden Franz I. und Maria Theresia von Oesterreich, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Wittwe des

Kaiser Karls III., Maria Amalia, die Könige Georg II. von England, Ludwig XV. von Frankreich und August III., Großvater des Täuflings, eingeladen, Pathenstelle bei dem Kurprinzen zu übernehmen. Der päpstliche Nuntius Archinlo verrichtete die kirchliche Handlung.

Friedrich August war schwächlich gebaut, dadurch schüchtern und haltungslos. Um diesen Zustand zu beseitigen, der für die Folge gefährlich zu werden drohte, da der Prinz nicht einmal im Stande war, einen Berg hinauf und herab zu steigen, gesellte man ihm einen jungen Italiener als Pagen bei. Dieser Jüngling war der im Jahre 1739 zu Fano im Kirchenstaate geborene Graf Camillo Marcolini. Derselbe stammt von altem italienischen Adel und war als der jüngste Sohn seines Vaters gänzlich ohne Vermögen. Seine äußere Bildung, sein gesundes Urtheil und sein grades Wesen, verbunden mit jener feinen Biegsamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Kurprinzen. Als er später dessen Tod erfuhr, sprach er die wichtigen Worte:

„Wohl oft genug mag ich wegen meiner Anhänglichkeit an Marcolini getadelt worden sein, aber man hat es nicht gewußt und nicht bedacht, wie viel ich diesem Manne schuldig war! Er war ja mein einziger Vertrauter in meiner Jugend und blieb mir bis ins höhere Alter stets treu ergeben; ja, er hat mir gleichsam erst das Gehen gelehrt, denn ich war in meiner Jugend so verwöhnt und vernachlässigt worden, daß ich mich z. E. nicht getraute, selbst eine Anhöhe auf- und abzusteigen. Wie oft hat mich da Marcolini angeleitet und mir Vertrauen auf eigene Kraft eingeflößt."

Camillo Marcolini wurde beim Austritt aus dem Pa=

genhause Kammerjunker, blieb fortwährend in Hofdiensten, erhielt endlich die bedeutende Stelle eines Kämmerers, wodurch mehrere Hofstäbe und die Galerien unter seine oberste Leitung kamen. Mit dem Range eines wirklichen geheimen Raths erhielt er das Directorat der Porzellanmanufaktur, wurde Generaldirektor der Künste und Kunstacademien in Sachsen, Oberstallmeister und endlich Kabinetsminister, ohne jedoch als Staatssecretair einem besonderen Departement vorgesetzt zu sein.

Wie Friedrich August sich von ihm schon als Kurprinz hatte leiten lassen, ebenso achtete er seinen Rath noch als König. Seit dem Tode des Ministers Gutschmid hatte kein Minister in dem Grade die persönliche Achtung und das Vertraue seines Fürsten besessen, wie Marcolini. Um ihn herum bildete sich daher, wie dies bei einem Günstlinge gewöhnlich zu geschehen pflegt, ein besonderer Hof; und die ersten Civil- und Militairbeamten schlossen sich dem ebenso klugen, als gewissenhaften und mächtigen Günstling an.

Der Graf Marcolini war viel zu klug und rechtlich, um seine Macht jemals zu mißbrauchen. Er scharrte freilich ein nicht unbedeutendes Vermögen zusammen, wenn wir aber bedenken, daß er die einträglichsten Staatsämter bekleidete, so können wir dies nur als natürlich bezeichnen, namentlich wenn wir hinzufügen, daß er keineswegs zu den Verschwendern gehörte. Während seiner Funktion als sächsischer Staatsbeamter waren seine Häuser, welche er in Dresden besaß, von jeder Einquartirung verschont, was in Bezug auf sein Vermögen, da die Kriegslasten damals nicht unbedeutend waren, nicht ohne Einfluß sein konnte. Außerdem aber erbte er auch, da alle seine Brüder vor ihm starben, die Herrschaft Fano, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Marcolini,

obgleich ein höchst ehrenwerther Charakter, hatte dennoch manchen Feind. Dadurch kam es auch, daß man nach seinem Tode seine Erben zwang, wegen der Befreiung von Kriegslasten, welche ihm zu Theil geworden waren, eine bedeutende Abgabe von der Erbschaft an den Staat zu zahlen, was unbedingt als ungerecht bezeichnet werden muß.

Marcolini haßte jede Ungerechtigkeit; er kannte die Menschen und behandelte sie ohne Günstlingsstolz, mit gutmüthiger Würde. In Versprechungen war er außerordentlich spröde, noch spröder in Bewilligungen. Einen Hauptvorwurf muß man indessen diesem Manne machen, nämlich, daß er seine Landsleute (die Italiener) besonders bevorzugte und sich zuweilen unter den Einwirkungen der Geistlichkeit beugte. Von Napoleon, den er, wie Einige versichern, nicht aufrichtig ergeben war, erhielt er den Orden der Ehrenlegion; von seinem Fürsten den Orden der Rautenkrone; vom russischen Hofe den St. Andreasorden.

Einen auffallenden Beweis von dem unbegrenzten Zutrauen seines Fürsten giebt auch der Umstand, daß z. B. die Porzellanmanufaktur unter seiner Direktion einen jährlichen Zuschuß von 5000 Thalern brauchte, die Stutereien ebenfalls nicht ohne namhafte Beihilfe aus Staatskassen erhalten werden konnten und ihm diese Verwaltungen dennoch nicht abgenommen wurden. Marcolinis Geschäftskenntniß war bloße Erfahrung. Er besaß auch keine genauen Kenntnisse von Sachsen und dem sächsischen Rechte; und ebenso war er auf den Gebieten der Literatur und der Kunst beinahe ganz fremd und zeigte nur ein geringes Interesse. In allen Diesem verließ er sich auf das Gutachten Derer, die sein Vertrauen besaßen.

So war der Mann, welcher zum ersten Begleiter des

Kurprinzen Friedrich August gewählt worden war, und wenn dieser später jene Worte sagte, welche wir vorstehend citirt haben, besonders aber, daß der Graf Marcolini ihn erst laufen gelehrt habe, so hat dies seine vollkommene Richtigkeit. Marcolini, wenn er auch keine besonders hervorragende Fähigkeiten besaß, hatte doch so vielen natürlichen Verstand, einzusehen, daß die ersten Eindrücke der Jugend maßgebend für das ganze übrige Leben seien, und daß fürstliche Tugenden eingelernt werden müssen. Er richtete vor allen Dingen sein Augenmerk auf das Phlegma und die Unbeholfenheit des jungen Prinzen. Phlegmatisch und unbeholfen darf kein Regent sein, wenn das Volk unter seiner Regierung nicht untergehen, mindestens verkommen soll. Er trieb ihn deshalb an, sich viel in der freien Luft zu bewegen und sich nur in seltenen Fällen eines Wagens zu bedienen. Diese Anordnung war höchst nothwendig und mußte von segensreichen Folgen sein. Keiner der kurfürstlichen Familie zeigte sich in Dresden auf den Straßen anders, als zu Wagen; gelaufen wurde selbst auf kleinen Ausflügen nur selten, und wenn es geschah, nur wenig; kein Wunder also, wenn da der Mensch das Laufen verlernt, und Friedrich August III. die Behauptung aufstellt, der Graf Marcolini habe ihm erst das Laufen gelehrt. Auch versuchte Camillo seinem jungen fürstlichen Freunde Geschmack an der Jagd beizubringen, um Gewandtheit und Stärke seinem Körper zu geben. Wenn, wie es nicht anders sein konnte, der Prinz dann zuweilen erklärte, er könne nicht weiter, es strenge ihn zu sehr an u. s. w., dann sagte Marcolini lächelnd, daß der Mensch Alles könne, was er wolle, und daß in dem Willen allein schon das Können läge. Auf diese Weise wurde Friedrich August so zu sagen, spielend darauf hingewiesen, daß der Mensch seiner

eigenen Kraft vertrauen müsse. Er war damals zwar noch sehr jung, als das Brühl'sche Regierungssystem das allein geltende in Sachsen war, dennoch sah er das Verderbliche desselben ein, und nahm sich ein Beispiel an seinem Großvater, wie man nicht regieren muß.

Die Eindrücke, welche die Jugendjahre des Menschen empfangen, sind entscheidend für das ganze künftige Leben, besoders wenn der junge Mensch zu denken angehalten wird, wie dies bei Friedrich August III. der Fall war. Für seine Erziehung wurde auch auf das Beste gesorgt dadurch, daß man ihm den Abbé Victor und später den Schweizerhauptmann und geheimen Rath Baron von Forell zum Erzieher gab. Die ersten Anfangsgründe in den Wissenschaften empfing er von Johann Baptist von Merlo und das Schreiben lehrte ihm der bekannte Schreibemeister Gans, dessen sich der Prinz noch in seiner Stellung als König von Sachsen oft erinnerte, namentlich wenn ihm schön geschriebene Bittschriften eingehändigt wurden. Er pflegte dann zu sagen, daß man sähe, wie das Beispiel des Landesvaters nicht ohne Wirkung auf den Schreibeunterricht des Volkes geblieben sei.

Geschichte, Geographie und neuere Sprachen trieb er mit Eifer und entwickelte eine nicht alltägliche Fertigkeit in diesen Gegenständen; am meisten zeigte sich sein Genie aber in der Musik, von der er sowohl praktisch, als auch theoretisch ungemein viel verstanden hat. Auch beschäftigte er sich nebenbei noch mit sogenannten Lieblingsstudien; so z. B. lernte er in Pillnitz das Oculiren der Bäume, machte sich überhaupt viel mit der Botanik zu thun. Ein ziemlich offenes und wahres Urtheil über Friedrich August III. finden wir in einer Schrift, welche im Jahre 1814 unter dem Titel: „Darstel-

lung der königlich sächsischen Regierung nebst eine Scizze zur besseren Organisation der Staatsverwaltung," erschien. Darin heißt es wörtlich:

„Hätte Sachsens Regent in seiner Jugend eine zu einem Regenten mehr geeignete Erziehung, als die der Jesuiten in Prag genossen, hätte er mehr die Welt gesehen und dadurch mehr Welt- und Menschenkenntniß erlangt, so würde er bei seinen vielen Talenten einer der ersten Regenten in der Geschichte geworden sein; seine in so vielen schwierigen Fällen gezeigte scharfe Beurtheilungskraft, sein außerordentliches Gedächtniß, sein guter Charakter, seine Liebe zu den Wissenschaften, haben ihn stets den besten Entschluß fassen lassen, wo er ohne Vorurtheil handelte und mit eigenen Augen sah. Freilich war seine erste Erziehung nicht gemacht, einen Regenten zu bilden, noch weniger geeignet, seine angeborene Heftigkeit des Charakters nach den Umständen zu mäßigen u. s. w."

Der Verfasser dieses Citates versteht unter Ausbildung zum Regenten die praktische Einarbeitung desselben in die Staatsgeschäfte, wozu Friedrich August allerdings keine Gelegenheit gehabt und wie es scheint, auch absichtlich durch Intriguen seiner Mutter davon fern gehalten wurde. Dagegen hat wohl selten ein Regent eine bessere theoretische Bildung zu einem Regenten gehabt, als er. Die Grundlage, das wissen wir, legte Kammillo von Marcolini; und Sachsen hat einzig und allein nur diesem Manne zu verdanken, daß sein Herrscher vor allen Dingen zu einem Menschen gebildet war. Wenn auch nicht abgeleugnet werden kann, daß zu den Tugenden eines Königs mehr als Liebe zu seinen Unterthanen gehört, so kann doch aber auch wiederum nicht abgeleugnet werden, daß ein Fürst ohne diese Liebe, und wäre er der ta-

lentvollste Mensch der ganzen Welt, sein Volk niemals wirklich glücklich machen und stets nur sein eigenes Interesse vor Augen haben wird.

Mit der Uebernahme der Administration Sachsens durch den Prinzen Xaver traten zwei Männer bei dem Kurprinzen in Funktion, welche sich bei dem ihm ertheilten Unterricht in den Staatswissenschaften bleibende Verdienste erworben haben. Der Eine dieser Männer war Christian Gotthilf von Gutschmid, ein Mann der anfänglich in Halle Theologie, später aber in Leipzig Rechtswissenschaft studirte. Im Jahre 1758 ward er als Hof- und Justizrath nach Dresden berufen und Behufs Abschließung des Hubertsburger Friedens dem bekannten geheimen Rath Fritsch als Assistenten beigegeben. Die Urtheile über diesen bedeutenden Staatsbeamten sind sehr verschieden, wenn sie im Allgemeinen auch darin übereinstimmen, daß er etwas Ausgezeichnetes geleistet habe. So machen ihm z. B. Einige den Vorwurf daß er mehr Advokat, als Sachwalter gewesen, also dem am Meisten gedienet habe, von dem er das Meiste empfing; vornehmlich aber, daß er den Adel über die Maßen begünstigt habe.

Der Zweite der kurprinzlichen Instruktoren war der Kammerherr von Burgsdorf, ein Mann von edlem und uneigennützigem Charakter, der, wie Gutschmid, später von seinem Fürsten zum Minister ernannt wurde. Beide waren protestantischer Religion und mag dieser Umstand nicht ohne Einfluß auf das Gemüth des Kurprinzen geblieben sein; denn seinem Beichtvater Herz hatte er entschieden untersagt, mit ihm nie über andere, als religiöse Angelegenheiten zu sprechen.

Friedrich August III. war ein Fürst, wie sie nicht häufig vorkommen. Wie er nie den Grundsatz der strengsten

Rechtlichkeit verleugnet hat, ebenso hat er stets wahrhaft väterliche Gesinnungen gezeigt und nie etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle seines Volkes in Widerspruch gestanden hätte. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum ist während seiner ganzen langen Regierung auch kein Machtspruch, kein Eingriff in fremde Rechte geschehen, es müßte denn der einer Begnadigung gewesen sein. Heilig war ihm seine Fürstenpflicht, und mit der anhaltendsten Thätigkeit, mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, mit der edelsten Mäßigung hat er sie erfüllt. Unter Auflegung eigener großer Entbehrungen wendete er zu öfteren Malen Schulden vom Lande ab, und verminderte lieber die Steuern der Nation, als daß er sie erhöhte, weshalb er auch erklärte: Ein Fürst dürfe sein Interesse nie dem Interesse der getreuen Unterthanen entgegen stellen! Diesen Wahlspruch hörte man nicht blos aus seinem Munde, sondern man sah ihn auch von seinem Kopfe ausführen.

Friedrich August hatte mit Hilfe des Grafen von Marcolini es auch verstanden, seine Zeit gehörig einzutheilen und jedes Geschäft mit der pünktlichsten Ordnung abzuwickeln. Auf diese Weise gelang es ihm auch, Vieles selbst zu thun, was andre Fürsten von ihren Beamten verrichten lassen, und dadurch Kenntniß von den geringsten Angelegenheiten seines Volkes zu gewinnen. Er begnügte sich nicht allein, daß er überall selbst thätig eingriff, sondern um dies auch mit lohnendem Erfolg thun zu können, versäumte er nie, sich vorher die gehörige Information aus den betreffenden Documenten und Akten zu verschaffen. Daher kam es auch, daß er, wie man zu sagen pflegt, überall zu Hause war und daß es beinahe unmöglich schien, ihn zu hintergehen. Auch in

Bezug auf seinen Haushalt zeigte er dieselbe Genauigkeit und Wirthschaftlichkeit, und wenn man behauptet, daß die Letztere sehr gut den Unterthanen als ein nachahmungswürdiges Beispiel hingestellt werden konnte, so ist man eben nur gerecht. Nach der Vergrößerung seiner Macht und seines Ansehens trachtete er nicht, denn er wußte, daß er dann aufhören müsse, Vater seines Volkes zu sein. So lange es irgend möglich war, wies er jeden Ländertausch und Länderzuwachs von der Hand. Ebenso war er ein erklärter Gegner alles Neuen, wenn dies Neue nicht zugleich besser, als das Alte war. Wenn der Fürst in solchen Wegen wandelt, kann es unmöglich Unglückliche unter seinem Volke geben, es sei denn, daß sie Bösewichter sind. Um seine Zwecke überall und vollständig zu erreichen, hatte er in Bezug auf seine Beamten den Grundsatz ausgesprochen:

„daß Jeder, welcher in den Staatsdienst treten wolle, seine dazu erforderliche Fähigkeit und Geschicklichkeit durch eine vorhergehende sorgfältige Prüfung darthun müsse."

Und denen, welche die academische Laufbahn wählen wollten, sollte frühe schon eingeprägt werden:

„daß nur Geschicklichkeit und Fleiß, keineswegs aber Geburt und Stand der Eltern oder Reichthum auf künftige Anstellung gegründeten Anspruch geben können."

Jeden Falls ist Friedrich August III. einer der würdigsten Regenten Sachsens gewesen und dies hauptsächlich durch seinen Pagen und Jugendfreund Camillo von Marcolini geworden. Hätte das Schicksal ihm nicht diesen Edelen in den Weg gestellt, so würde er verkommen und ein unglücklicher Mann geworden sein; er hätte niemals sein Volk glücklich machen können und schwerlich würden dann die Intriguen Maria Antonias, auf die wir später zurückkommen, mißlun-

gen sein. Unzweifelhaft hatte man ihm mit wohlberechneter Absicht den italienischen Jüngling beigegeben, von der Voraussetzung ausgehend, daß ein Italiener ihm niemals aufrichtig dienen würde. Die Folge hat den Irrthum aufgedeckt, und Marcolini hat bewiesen, daß man auch unter seiner Nation, wie überall nicht blos schlechte, sondern auch gute, edle und brave Menschen finden kann.

Wie Friedrich Augusts Jugend begann, so würde, besonders bei seinem schwächlichen Körperbau, niemals ein wirklicher Mensch aus ihm geworden sein; ja, er hätte nicht einmal richtig laufen gelernt. Seiner Füße bediente man sich nur auf kleinen Reisen, wie wir vorhin schon berichteten, und da auch nur in einer höchst unvollkommenen Weise. Eine solche Reise beschreibt, wie Vehse sagt, der rheinische Antiquarius im Leben des nachherigen Kurfürsten von Trier Prinzen Clemens, und da diese Reisen alle untereinander ähnlich waren, so stehen wir keinen Augenblick an, diesen Bericht hier wörtlich wiederzugeben, derselbe lautet:

„den 25. October 1765 langte der königliche Prinz Clemens, Bischof zu Freisingen und Regensburg, auch Coadjutor zu Augsburg, zu Dresden an, wo er von den sämmtlichen königlichen und kurfürstlichen Herrschaften auf das Zärtlichste empfangen wurde.

„den 12. November begleitete er den Kurfürsten in Gesellschaft der verwittweten Kurfürsten, des Administrators, des ehemaligen Herzogs von Kurland (Prinz Karl von Sachsen) und der beiden königlichen Prinzessinnen Elisabeth und Kunigunde nach Freiberg, um die Bergwerke zu besehen. Vormittags um 11 Uhr langten sie bei dem Kupferhammer vor Freiberg an, wo sie von dem General-Berg-Commissario und dem Oberberghauptmann samt vier-

zig Hütten- und Bergbeamten zu Pferde in Parade-Habiten empfangen und nach dem Kühschacht geführt wurden, wo sie den Berghauptman mit dem Ober-Berg- und Hütten-Amte antrafen. Nachdem sie den Treibschacht nebst allen Arten von getriebenen Erzen, wie auch in der Scheidebank alle Arten von Scheidewerk gesehen, langten sie Nachmittags um 2 Uhr in der Stadt an, stiegen bei dem Berg-Commissarius-Rathe Gellert ab, wo sie sich die Bergmodelle, Risse und Stufen zeigen ließen, und erhuben sich gegen 4 Uhr in das kurfürstliche Logis, wo ihnen der Adel, die Offiziere, die Geistlichkeit und der Magistrat die unterthänigste Aufwartung machten. Nachdem sie gespeiset, erhuben sie sich um 7 Uhr auf das Schloß, wo sie den prächtigen Bergaufzug von mehr, denn 1200 Bergleute mit ihren Grubenlichtern und einer Menge Fackeln unter Trompeten- und Pauken-Schall, auch gewöhnlicher Bergmusik mit ansahen. Sie kehrten hierauf wieder in das kurfürstliche Logis, wo sie an einer Tafel von dreißig Kouverts speisten.

„Den 13. November besahen sie früh die Poch- und Waschwerke, worauf sie sich nach der Grube Freudenstein erhuben, wo sie die für sie verfertigten Grubenkleider anlegten und diese Grube, welche artig erleuchtet war, befuhren, auch sich die Operation beim Grubenzuge, ingleichen das Kunstwerk zeigen ließen. Sie begaben sich hierauf wieder in die Stadt und kehrten nach aufgehobener Tafel nach Dresden zurück, allwo

„den 21., als am Tage Mariä Opferung, der Prinz Clemens das hohe Amt in der katholischen Kirche hielte, wobei die gesammten königlichen und kurfürstlichen Herrschaften zugegen waren.

„Den 23. divertirten sie sich zusammen in der Gegend Langenbrück (in der Nähe Dresdens) mit einer wilden Schweinsjagd und begingen diesen Tag, der des Prinzen Namenstag war, in Gala.

„Den 3. Dezember erhuben sich die gesammten höchsten Herrschaften nach Meißen, wo sie die Porzellanfabrik in hohen Augenschein nahmen und von der Bürgerschaft in ihrer Uniform mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel empfangen wurden.

„Den 5. früh begaben sie sich außer dem Kurfürsten und der verwittweten Kurfürstin auf den Königstein, wo sie speisten und alles Merkwürdige in Augenschein nahmen, Abends 6 Uhr aber nach Dresden zurückkamen.

„Den 9. Dezember reiste der Prinz Clemens von Dresden wieder ab und ging über Prag nach seinen Bisthümern zurück.“

So einförmig und geisttödtend waren die Vergnügungen, welche damals am Hofe zu Dresden ausgeführt wurden. Wenn Friedrich August nun nicht in dem Grafen Camillo von Marcolini einen so edlen und ehrenhaften Freund gefunden, so würde auch er dem alten Schlendrian gefolgt und kein Segen für sein Volk geworden sein.

Etwa vier Wochen nach seinem Regierungsantritte, am 17. Januar 1769 vermählte sich der achtzehnjährige Kurfürst mit Maria Amalia Augusta von Zweibrücken, deren Bruder Maximilian Joseph erster König von Bayern wurde; ein anderer ihrer Brüder war der Herzog Karl von Zweibrücken, der fünf Jahre darauf sich Friedrich Augusts Schwester, Maria Amalia, zu seiner Gemahlin erwählte. Auf diese Weise war eine doppelte Verwandtschaft der Höfe Sachsens und Bayerns eingetreten. Die Trauung des kurfürstlichen Paares vollzog

der Oheim des Bräutigams, der schon einmal genannte Kurfürst Clemens von Trier. Eine Beschreibung dieser feierlichen Handlung aus der damaligen Zeit lautet wie folgt:

„Den 5. Januar 1769 langte der Kurfürst von Trier zu Mannheim an und nahmen die Vermählungs-Festivitäten sogleich ihren Anfang. Den folgenden Tag wurden der durchlauchtigsten Braut prächtige Kleider und andere Geräthschaften zu Jedermanns Ansehn ausgesetzt, da man denn sonderlich den Schmuck von Edelsteinen bewunderte, womit Ihro Durchlaucht von der hohen Landesherrschaft beschenkt worden. Nachdem auch den 8. Januar der Pfalzgraf von Zweibrücken, der durchlauchtigsten Braut Oheim, zu Mannheim angelangt war, hatte der kursächsische Gesandte, Graf von Riaucour, noch diesen Abend bei demselben Audienz, worinnen er um die durchlauchtigste Prinzessin, von seinem Herrn, dem Kurfürsten, die Anwerbung that. Der Gesandte nahm hierauf den Charakter eines Botschafters an, und hielt den 10. seine feierliche Auffahrt bei Hofe mit großem Gepränge, welcher Tag sowohl bei Hofe, als in dem Hôtel des Botschafters sehr feierlich begangen wurde. Den 16. geschah sowohl die Verzichtleistung, als die Auswechselung der beiderseitigen Heiraths-Kontrakte, und den 17. Abends die hohe Vermählung, wobei auf erhaltene Vollmacht der Kurfürst von Pfalz des durchlauchtigsten Bräutigams Stelle vertrat. Der Kurfürst von Trier verrichtete den hohen Trauungs-Aktum, worauf der kostbare Trauungs-Ring sogleich in einer goldenen Büchse durch den Oberst-Silber-Kämmerer, Baron von Sturmfeder, nach Dresden geschickt wurde. Nach der Trauung erfolgte die Ceremonien-Tafel und der sogenannte Fackeltanz. Den 18. frühe geschahe die Abreise der neuvermählten Kurfürstin. Den 25. Januar 1769 betrat sie die

kursächsische Grenze und langte zu Plauen an, wo sie im Namen des Kurfürsten von dem Konferenz-Minister, Baron von Forell, empfangen wurde. Den 29. zu Mittag langte sie über Freyberg, bis dahin ihr der Kurfürst den 28. entgegen gereiset und sie zärtlichst bewillkommnet, zu Dresden an. Der ganze Hof war in prächtigster Gala, und alle Personen von dem königlichen und kurfürstlichen Hause bewillkommneten sie aufs Zärtlichste. Gegen Abend geschahe die feierliche Einsegnung von dem Kurfürsten von Trier, (der ihr vorausgereist war), worauf die Ceremonien-Tafel, der Fackeltanz und die Heimführung folgte. Man brachte darauf etliche Wochen bei Hofe mit allerhand abwechselnden Lustbarkeiten zu, und erkannte an der neuen Kurfürstin den liebenswürdigsten Charakter."

Die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich August zählte erst siebzehn Jahre, war schön und liebenswürdig und schien mit unendlicher Zärtlichkeit und Treue an ihm zu hangen. Geduldig theilte sie mit ihm Leid und Freud und hatte sich so sehr in seine Ideen und Ansichten hineingelebt, daß wohl selten oder nie eine glücklichere Ehe vorhanden gewesen ist, als diese kurfürstliche. Ihr beiderseitiges Glück schien nur dadurch getrübt werden zu wollen, daß die junge Frau in den erstren Jahren keine Aussicht hatte, Mutter zu werden. Erst am 21. Juni 1782, also nach einer bereits dreizehnjährigen Ehe, schenkte ihr Gott eine Tochter, welche die Namen Maria Augusta empfing und einziges Kind dieser langen und glücklichen Ehe blieb. Sowohl in den Hofkreisen, als auch in den übrigen Schichten des sächsischen Volks machte sich jedoch ein gewisses Mißtrauen gegen die Vaterschaft Friedrich Augusts geltend, wenn man dasselbe auch gradeweg nicht allzulaut werden ließ. Dieses Mißtrauensvotum soll namentlich der

Friseur, ein hübscher, artiger Mann, veranlaßt haben. Er hatte täglich bei der jungen und liebenswürdigen Kurfürstin dienstlich zu thun und soll sich mit ihr nachher auch noch in Privatverbindungen eingelassen haben. Ob Wahres hierin liegt, ist niemals recht aufgeklärt worden; doch steht so viel fest, daß bei Auftauchung dieses undelikaten Gerüchts, das auch der Kurfürst erfuhr, der galante Friseur verabschiedet und kein neuer Friseur männlichen Geschlechts wieder angenommen wurde. Friedrich August befahl, daß seine Gemahlin sich von nun an von ihrer weiblichen Bedienung frisiren lassen solle.

In den Memoiren des Herzogs von Lauzun, welcher längere Zeit am Hofe zu Dresden sich befand, lesen wir folgende nicht uninteressante Bemerkung, welche bei einer geschickten Combinationsgabe wohl geeignet sein dürfte, den vorstehend erzählten Fall mit dem Friseur zu commentiren. Der Herzog von Lauzun erzählt:

„Die Stadt und der Kurfürst sind ebenso traurig, als die Kurfürstin heiter ist. Ich stand bald in großer Gunst bei ihr. Die Vorsicht, mit der ich die Auszeichnungen, womit sie mich überhäufte, annahm, wurde von der Kurfürstin sehr gut aufgenommen. Sie glaubte nun, deutlicher sprechen zu müssen. An einem Hoftage zog sie mich in eine Fensternische.

— Für einen Franzosen — meinte sie zu mir, — sind Sie weder galant, noch dreist genug! —

„Als ich Nichts darauf erwiderte, fuhr sie fort:

— Man muß also erst Fragen an Sie richten, um einige Worte von Ihnen zu erhalten? Ist es denn möglich, daß es an diesem Hofe nicht eine einzige Frau giebt, der Sie Ihre Aufmerksamkeiten zutragen? —

— Nichts ist wahrer, als das, Madame! —

— Und warum, ich bitte Sie? —

— Die Alten führen mich nicht in Versuchung und die Jungen haben bereits alle ihre Verehrer! —

— Alle? Sie verstehen das nicht! Ich kenne welche, die keinen haben und die vielleicht Ihre Huldigungen wünschen würden, wenn Sie glauben könnten, daß diese aufrichtig seien! — Rathen Sie einmal, — setzte sie hinzu, indem sie mich mit vielem Ausdruck ansah.

„Der Kurfürst unterbrach diese Unterredung, auf die man bereits zu achten begann, durch seine Annäherung. Ich war der Ansicht, daß ich der Kurfürstin nicht einer zweiten solchen Unterredung aussetzen dürfe und reiste von Dresden nach Berlin ab."

Der Ruf von der galanten Liebenswürdigkeit der neuen Kurfürstin erstreckte sich selbst bis nach Rußland. Katharina II. suchte für ihren Sohn im Jahre 1771 eine Gemahlin und beauftragte mit der Wahl derselben den Baron von Asseburg. Derselbe empfahl ihr eine Schwester der sächsischen Kurfürstin, allein die Kaiserin sagte darauf: „Ich muß diese Parthie ausschlagen, weil die Aufführung ihrer Frau Schwester keineswegs für sie spricht!"

Fünfzehntes Kapitel.

Friedrich August III. innere und äußere Regierung. — Erhöhung der Apanage seiner Mutter. — Maria Antonia begiebt sich auf Reisen. — Ihr Aufenthalt in München. — Maria Antonia in der Marchese d'Agdolo. — Ein unnatürliches Project der Kurfürstin-Wittwe. — Eine Versammlung ihrer Hofdamen. — Der Verrath. — Die Verhaftung d'Agdolo's. — Der General von Schiebell bringt ihn auf den Königstein. — Herr von Zehmen und d'Agdolo. — Hewald. — Neue Intriguen der Kurfürstin-Mutter. — Hewald wird in Frankfurt am Main verhaftet und nach dem Königstein gebracht. — Geheime Correspondenz zwischen dem Kurfürsten und d'Agdolo. — Der Marchese stirbt. — Tod Maria Antonias.

Mit derselben Ehrenhaftigkeit, mit welcher Friedrich August die inneren Verhältnisse seines Staates zu lenken und zu leiten bemüht war, versuchte er auch nach außen hin aufzutreten, und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, da, wo ein freundschaftliches Verhältniß nicht zu erzielen sei, mindestens ein neutrales zu erstreben. Selten hat ein Regent so vollständig seine ihm obliegende Pflichten erkannt und erfüllt, wie Friedrich August III. Im Innern seines Reiches war er unumschränkter Herr, nur war er es in anderer Weise, als Ludwig XIV. von Frankreich, der in der Frivolität seines Uebermuthes ausgerufen hatte: „Ich bin der Staat!" Dasselbe wagte der Herrscher Sachsens nicht auszusprechen! Er wollte nicht der Staat allein sein, da er wohl wußte, daß zu einem Staate vornehmlich das Volk gehöre; aber er wollte die Seele desselben sein und sorgte mit allen ihm zu

Gebote stehenden Mitteln dafür, daß diese Seele fleckenlos blieb. Dies konnte er nur dadurch erreichen, daß er die Einmischung in die Regierungsgeschäfte durch Andere nicht duldete. Er hatte allerdings seine Rathgeber, sie wurden aber von ihm sorgfältig geprüft, ehe er sie dazu erhob. Diese höchst lobenswerthe Vorsicht hatte auch der Kurfürstin-Wittwe, seiner Mutter, all' ihren Einfluß geraubt, wenn man denselben unter der Administration Xavers auch nicht als bedeutend bezeichnen kann. Immerhin aber war es eine Macht, die sie jetzt unter der Regierung ihres Sohnes ganz verloren hatte. Die Achtung gegen sie setzte er zwar nie aus den Augen, auch hatte er für sie eine Apanage von 130,000 Thalern jährlich bestimmt; doch war dies Alles, was sich ohnehin von selbst verstand, nicht geeignet, den ihr auf der andern Seite durch ihn zugefügten Verlust zu verschmerzen. Sie ging 1769 außer Landes, zuerst nach Potsdam zu Friedrich II., um ihn wahrscheinlich in Bezug auf ihre späteren Pläne, von denen wir noch reden werden, und die jedenfalls schon jetzt in ihrem Gehirne spukten, auszuforschen. Sie scheint kein besonderes Glück bei ihm gehabt zu haben, denn sie trat gleich darauf eine Reise nach Italien an und kam im Jahre 1772 in Rom an, wo sie den von uns in einem früheren Kapitel dieses Werkes bereits erwähnten Mengs besuchte; auch stattete sie um dieselbe Zeit dem berühmten Sänger Farinelli, welcher sich augenblicklich in Bologna befand, einen Besuch ab.

Friedrich August III. war der erste der sächsischen Fürsten, welcher einsah, daß ein Anschluß an den österreichischen Hof stets nur zum Nachtheil seines Landes geschehen war und demselben besonders Preußen entfremdet und verfeindet hatte. Er hatte sich deshalb mehr von Oesterreich abgezogen, ohne

sich mit ihm gradeweg zu verfeinden, und zu Preußen hingeneigt, mit dessen Herrscher er ein enges Freundschaftsbündniß schloß, ohne demselben einen äußerlich politischen Werth beizulegen. Auf diese Weise konnte es ihm auch nur gelingen, die von ihm aufgestellte Neutralität den übrigen Fürsten Deutschlands gegenüber festzuhalten.

Als Maria Antonia, die Wittwe Friedrich Christians, sich nach Sanssouci, bei Potsdom, zu Friedrich II. begab, hatte sie unzweifelhaft die Absicht, sich bei ihm wegen der ihr Seitens ihres Sohnes widerfahrenen Kränkung, wie sie ihre Ausschließung von den Regierungs-Angelegenheiten nannte, zu beklagen. Daß dies ganz ohne Glück geschah, beweist nicht nur ihre darauf erfolgte Abreise nach Italien, sondern auch ein bedeutender Umstand, auf den wir sogleich zurückkommen werden.

Die Kurfürstin-Wittwe hatte unter der Administration des Prinzen Xaver nur eine jährliche Einnahme von 60,000 Thalern; nach Antritt der Regierung ihres Sohnes ward ihre Apanage von demselben auf 130,000 Thaler jährlich erhöht, und ihr außerdem noch eine Summe von 500,000 Thaler auf einmal eingehändigt. Sie glaubte nicht, mit diesen Revenüen ihren Hofstaat bestreiten zu können, und beschloß deshalb, sich in industrielle Unternehmungen einzulassen. Ein Jahr vor dem Regierungsantritt ihres Sohnes hatte sie bereits in der Gegend von Großenhain eine großartige Kattunfabrik angelegt, die sie jedoch später (1774), weil sie kaum so viel einbrachte, als die Verwaltung derselben kostete, verkaufen mußte. In Dresden eröffnete sie eine bairische Bierbrauerei, die noch jetzt vorhanden ist, ihr aber ebenfalls keine wesentlichen Vortheile brachte. Durch diese und noch verschiedene andere Spekulationen war bald

ihr Kapital von 500,000 Thalern bis auf den letzten Heller ausgegeben, und um sich wieder empor zu helfen, versetzte sie sogar ihre Diamanten und sonstigen Geschmeide. Dies geschah zuerst in Genua. Beim Einlaufen ihrer Apanage wurden die Kostbarkeiten zwar wieder eingelöst, doch im Jahre 1775 abermals zu Rom verpfändet. Der Marchese d'Agdolo, dessen wir im dreizehnten Kapitel des zweiten Bandes dieses Werkes schon gedachten, befand sich in der Umgebung der Kurfürstin-Wittwe.

Die hohe Dame war außerordentlich mißgestimmt. Ihre Gläubiger drängten sie mit Ungestüm und sie hatte keine Aussicht, sich derselben auf eine schickliche Weise zu entledigen. Der Marchese d'Agdolo, schlau, wie alle Italiener, hatte bald den wunden Fleck ihres Gemüthes entdeckt.

„Durchlaucht sind traurig —" sagte er mit einer gewinnenden Freundlichkeit.

„Sollte ich es nicht sein, Marchese?" versetzte die Kurfürstin-Wittwe in großem Unmuth. „Was soll ich machen? Diese Krämerseelen peinigen mich bis aufs Blut. . . . Und an alledem hat nur mein Sohn Schuld, der mir eine so unbedeutende Summe jährlich zur Verfügung stellt. . . . Was soll ich mit einer solchen Kleinigkeit von 130,000 Thalern beginnen?"

„Nun, nun," bemerkte d'Agdolo, „das Alles ist doch noch kein Grund, sich traurig stimmen zu lassen. . . . Es wird doch ein Ausweg zu finden sein. . . ."

„Aber wo und wie? Rathen Sie! . . . ."

„I, nun," unterbrach der Marchese die kurfürstliche Frau, „haben Durchlaucht nicht Ansprüche auf die baierische Erbschaft?"

„Das schon . . . . indeß . . . ."

„Verkaufen Sie diese Ansprüche an Se. Durchlaucht den Kurfürsten von Sachsen; verpfänden Sie ihm noch außerdem Ihren Diamantenschmuck. . . ."

„Wird er's thun?"

„Ich übernehme es, Eurer Durchlaucht seine Einwilligung zu überbringen . . . ."

„Sie wissen doch, daß er sich geweigert hat, meine Schulden zu bezahlen. . . .

„Das allerdings, jedoch hatte er dafür nicht die geringste Sicherheit. Jetzt treten Sie ihm Ihre Rechte an der baierischen Erbschaft ab, geben ihm überdies noch Ihre Diamanten, und es müßte drollig sein, wenn er Ihnen nicht entgegen käme. Verlassen Sich Eure Durchlaucht auf mich. Ich werde Alles zum Besten meiner fürstlichen Gebieterin einzurichten wissen!"

Maria Antonia war nach diesem kurzen Gespräch wie umgewandelt; sie scherzte und lachte, und meinte zuletzt noch, daß ihre Erbschaft in Baiern einen eigentlichen Werth für sie doch nicht habe.

Während sie nach München abreiste, wo die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen aufgenommen werden sollten, begab sich d'Agdolo nach Dresden zurück, um mit demselben die nöthige Rücksprache zu nehmen. Maria Antonia wollte übrigens nicht nur Geld gewinnen, um ihre Schulden zu bezahlen, sondern um ein Project auszuführen, das uns diese geistreiche Frau in ihrer ganzen Verkommenheit erkennen läßt. Sie versammelte die Damen ihres Hofstaates um sich, und eröffnete ihnen, daß sie die Absicht habe, für ihren Sohn, den Prinzen Karl, in die Schranken zu treten. Als ihre Umgebung sie nicht zu verstehen schien, wurde sie deutlicher in ihrer Rede und sagte etwa Folgendes:

„Ich bin es dem Prinzen Karl schuldig, ein Geheimniß zu entschleiern, durch das er bisher seiner Rechte beraubt gewesen. Gern gestehe ich zu, daß ich in den Augen der Welt meinen Ruf verlieren kann und auch verlieren werde; allein ich will lieber meinen Ruf, als die Ruhe meines Gewissens einbüßen. Ich muß Ihnen gestehen, meine Damen, und die älteren von Ihnen werden dies auch längst vermuthet haben, daß der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III., kein Sohn meines verstorbenen Gemahls ist. Ich habe mir damals einen Fehltritt zu Schulden kommen lassen, den ich heute bitter bereue, zumal da dadurch eine Ungerechtigkeit hervorgerufen worden ist. Es ist aber, als ob das Sprüchwort, daß ein Verbrechen stets ein andres erzeuge, eine untrügliche Wahrheit enthalte. Zuerst bin ich meinem Gemahl untreu gewesen; sodann habe ich ein fremdes Kind in meine Familie eingeschmuggelt, und drittens ist der Prinz Karl um den Kurhut betrogen worden. Ich habe keine Ruhe weder bei Tag, noch bei Nacht; ich muß das Unrecht wieder gut zu machen suchen. Ich werde öffentlich meine Schande bekennen, auf daß der Prinz Karl, der der eigentliche Kurprinz ist, zu seinem Rechte gelange. Sie, meine Damen, müssen mich hierin unterstützen. Die Meisten von Ihnen kennen mein damaliges sträfliches Verhältniß und wissen auch, wer mein Verführer ist. Sie werden nicht über mich den Stab brechen, denn Sie Alle werden ebenfalls Ihre Schwächen haben. Ich werde mein Geständniß niederschreiben und Sie werden es durch Ihre Unterschrift legalisiren. Es ist mein Todesurtheil."

Es ist eine bekannte Sache, daß das Hofpersonal sich niemals weigert, dasjenige zu thun, was der Gebieter befiehlt. Auch die Damen Maria Antonias, wenngleich sie sehr er=

staunt über deren Geständniß und auch überzeugt waren, daß es eine totale Unwahrheit enthalte, kamen ihrem Wunsche bereitwilligst entgegen. Nachdem dies geschehen, ging die Kurfürstin-Wittwe weiter in der Darlegung ihres abenteuerlichen Projectes.

„Wir haben," sagte sie, „in dem Marchese d'Agdolo einen überaus schlauen Verbündeten. Er befindet sich jetzt in Dresden und wird die dortigen Hofkreise auf das Ereigniß vorbereiten, das wir hier in Ausführung bringen werden. Ich werde meine Geheimnisse zuerst dem Reichstage mittheilen, der dann das Uebrige veranlassen wird."

Wir müssen zugestehen, daß Maria Antonia, diese ebenso geistreiche, als kunst- und prachtliebende Dame, den Plan sehr gut entworfen und daß sie es verstanden hatte, sich eines Verbündeten zu versichern, dessen Schlauheit nicht allein, sondern vorzüglich sein persönliches Interesse ein glückliches Gelingen desselben fast positiv voraussetzen ließ. Der Marchese d'Agdolo war nach Niederlegung der Administration des Prinzen Xaver mit 600 Thalern jährlichen Gehaltes pensionirt worden. Dies Geld reichte natürlich nicht hin, seine Bedürfnisse, wozu eine Menge galanter Abenteuer gehörten, zu decken. Als Pensionär war sein Einfluß bei Hofe auch nicht mehr von der Art, daß sein hochmüthiger Geist hätte befriedigt werden können. Mit seiner ersten Gemahlin, der Gräfin Rutowska, lebte er nicht zusammen, dennoch unterstützte ihn diese Dame anhaltend mit Geld, das er theils mit seiner zweiten Gemahlin, Fräulein von Vieth, theils mit einigen andern Damen vom Hofe leichtsinnig verbrachte. Er war also in der That der Mann, auf den sich Maria Antonia verlassen konnte. Setzte sie ihr Project durch, daß Friedrich August III. entsagen mußte und der Prinz Karl zur Regie-

rung kam, so stand es fest, daß sie einen unbeschränkten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte erlangen würde; d'Agdolo würde dann ihr Rathgeber geblieben sein, und auf diese Weise war für Beide gesorgt. Die Annahme der Kurfürstin-Wittwe, im Namen ihres Sohnes Karl regieren zu können, war nicht so unwahrscheinlich und stützte sich auf folgende Gründe:

Dieser Prinz Karl war mit ganz gesundem Körperbau zur Welt gekommen und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Da plötzlich, etwa in seinem elften Jahre, trat eine derartige Verkrümmung seiner Gliedmaßen ein, daß man seinen unglücklich gebauten Vater im Verhältniß zu ihm noch als schön und gerade hätte bezeichnen können. Das erscheint auch ziemlich natürlich, wenn wir bedenken, daß von einem schlechten, verkrüppelten Samenkorn niemals eine schöne, gesunde Pflanze erzielt werden kann. Trotz seiner Mißgestalt wollte ihn seine frivole Mutter zu einer Vermählung veranlassen, obgleich es zweifelhaft bleibt, ob sie eine passende Parthie für ihn gefunden haben würde. Allein gehen konnte Karl gar nicht und mußte, wohin er wollte, mittelst eines Rollstuhles dahin gebracht werden. Daß ein solcher Mann keine Neigung zum Regieren haben würde, lag offen auf der Hand, und daß er aus Dank und Liebe zu seiner Mutter deren Mitregierung angenommen hätte, ist über allem Zweifel erhaben.

Der Plan der Kurfürstin-Wittwe war gut angelegt, aber er gelang dennoch nicht. Unbedeutende Kleinigkeiten sind zuweilen die Ursachen ganz unerwarteter Ereignisse! Diese Behauptung wird durch Maria Antonia vollständig bestätigt! Weil sie unter der Regierung ihres ältesten Sohnes keinen Einfluß auf dieselbe erlangen und nebenbei mit ihrer Apanage nicht auskommen konnte, deshalb stellte sie sich selbst in die Kathegorie der niedrigsten weiblichen Geschöpfe und erklärt

ihren Sohn für die Frucht eines in ihrem Stande doppelt verbotenen Verhältnisses. Sie bedachte nicht, was sie that! Sie raubte dem Sohn nicht allein den Vater, sondern zugleich auch die Mutter, denn eine Frau, die so kühn ist, mit der Behauptung vorzutreten, sie habe Ehebruch getrieben, kann unmöglich noch auf die Liebe des aus diesem Ehebruch hervorgegangenen Kindes rechnen. Maria Antonia war diese Liebe auch gleichgiltig, sie würde sonst nicht gewagt haben, ihren Sohn vom Throne seines Vaters stoßen zu wollen. Zu den unbedeutenden Kleinigkeiten, von denen wir soeben sprachen, soll auch ein galantes Verhältniß des Marchese d'Agdolo gehört haben. Unter den Damen des Hofes Maria Antonias befand sich ein junges Fräulein, das dem Italiener mit ganzer Liebe ergeben war und bei der ersten Gelegenheit, welche derselbe sehr gut herbeizuführen verstand, sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergab. Man sagt (wir wollen dies Gerücht keineswegs verbürgen) d'Agdolo habe, nachdem er seinen sinnlichen Lüsten gefröhnt, sich um das Hoffräulein nicht weiter gekümmert, und wenn dasselbe ihn, unter dem Geständniß, daß es Mutter zu werden befürchte, bat, er möge sich mit ihr vermählen, derselben ruhig geantwortet: „Sie langweilen mich, meine Gnädigste!"

Diese Dame ist natürlich mit in der Gesellschaft der Kurfürstin-Wittwe gewesen, wo dieselbe ihrem Hofstaate von dem vorhin erwähnten skandalösen Project Mittheilung machte. Kaum hatte sie vernommen, daß der Marchese eine Hauptrolle in diesem Drama spiele, als sie auch sofort beschloß, denselben zu vernichten. Es war nicht blos Rache für gekränkte Eitelkeit und verschmähte Liebe, sondern hauptsächlich Eifersucht. Die Kurfürstin-Wittwe hatte offen eingestanden, nie gewissenhaft in ihrem Umgange mit anderen

Männern gewesen zu sein; konnte diese jetzt nicht wieder in einem galanten Verhältniß zu d'Agdolo stehen? und konnte er nicht gerade der Gebieterin wegen sie zurückgewiesen haben?

Eifersucht macht blind, sagt man, und wir werden bald sehen, daß das Hoffräulein in der That ganz blind gewesen sein muß. Der Marchese war nur durch seinen Ehrgeiz veranlaßt worden, Genosse der Kurfürstin-Wittwe zu werden. Von sinnlicher Liebe keine Spur.

Diese junge Dame (unser Gewährsmann verschweigt ihren Namen und verliert dadurch die ganze Begebenheit sehr an Wahrscheinlichkeit) versuchte nun vor allen Dingen, sich eine Abschrift des Documents zu verschaffen, welches von der Kurfürstin verfaßt und von den Damen des Hofes unterschrieben war. Dies gelang ihr schon in einer der nächsten Nächte. Bei dieser Beschäftigung fielen ihr noch mehrere andere wichtige, auf die Sache bezügliche Papiere in die Hände, die sie gleichfalls copirte.

Maria Antonia hatte auch dem Marchese d'Agdolo von ihrem Project die nöthige Mittheilung gemacht und ihn aufgefordert, als ihr Gesandter sich nach Regensburg zu begeben und diejenigen Schriftstücke, welche sie ihm zustellen würde, dem Reichstage vorzulegen. Es scheint übrigens, als hätten diese beiden Personen vor d'Agdolo's Abreise nach Dresden, schon die Hauptpunkte verabredet gehabt, da es doch beinahe tollkühn zu nennen ist, sich Jemandem so offen hinzugeben. Zwar geschah dies ihren Hofdamen gegenüber ebenfalls, doch war dies eben nicht sehr gefährlich, da diese stets in ihrer unmittelbaren Nähe sich befanden.

Während dies an dem Hofe Maria Antonia's in München sich zutrug, war der Marchese überaus thätig in Dresden gewesen. Friedrich August hatte alle ihm von demselben

Namens seiner Mutter gemachten Vorschläge acceptirt und sich bereit erklärt, gegen Abtretung der Ansprüche seiner Mutter an den Allodialnachlaß beim Aussterben des kurbairischen Hauses und gegen Einhändigung ihres in Rom versetzten Diamantenschmuckes, alle ihre Schulden bezahlen zu wollen. Zur Erreichung dieses Zweckes hatte er eine Summe von 800,000 Thalern und außerdem noch die Pfandsumme des Diamantenschmuckes bestimmt.

Niemand kann glücklicher gewesen sein, als Maria Antonia und ihr Vertrauter d'Agdolo. Beide schienen ganz nahe ihrem Ziele zu sein, das ihnen jedoch von einer Seite, an die sie gar nicht gedacht haben konnten, ganz unerwartet entrückt wurde.

Die schon mehrfach erwähnte junge Hofdame aus der Umgebung der verwittweten Kurfürstin von Sachsen hatte sich eine Abschrift aller wichtigen Documente verschafft und sandte dieselben an den Hof von Berlin, dessen Vertreter, Friedrich II., wie sie wußte in einem innigen Freundschaftsverhältniß zu dem Kurfürsten von Sachsen stand. Diese Dame speculirte, wie wir sehen, ganz richtig. Wenn die Mittheilungen, welche Friedrich August III. empfangen sollte, aus Berlin von seinem königlichen Freunde kamen, mußten sie einen ungleich mächtigeren Eindruck hervorrufen, als wenn sie sich selber zur Uebersenderin derselben gemacht hätte. Möglich auch, daß sie mit Friedrich dem Großen auf besserem Fuße stand, als mit Friedrich August III.

Es war Alles im besten Geleise in Dresden. Der als Schatzmeister des Kurfürsten fungirende Geheime Rath Adolph Alexander von Zehmen war, mit der nöthigen Summe Geld versehen, bereits nach München abgereist, um die betreffende Entsagungsakte der Kurfürstin-Mutter von derselben

vollziehen und sie nebst dem Diamantenschmuck sich zurückhändigen zu lassen. Als ihren Bevollmächtigten hatte Maria Antonia (doch sicher nur zum Schein), ihren Kammerzahlmeister und Legationsrath Hewald bezeichnet, von dem sie auch behauptet hatte, daß er im Besitze ihrer Diamanten sich befände. Der Marchese d'Agdolo hatte Befehl von der Kurfürstin-Wittwe, um jeden möglichen Verdacht im Keime schon zu ersticken, vorläufig noch in Dresden zu verweilen und erst Mitte September 1776 die Reise nach Regensburg anzutreten. An dem Betragen des Marchese ließ sich auch nichts Auffallendes entdecken; er besuchte seine gewöhnlichen Gesellschaften, kam auch öfter nach Hofe und wiegte sich in vollständiger Sicherheit. Er hatte auch nicht bemerkt, daß seine Schritte beobachtet wurden, was zwar nicht Seitens des regierenden Kurfürsten, wohl aber von einem zweiten Vertrauten der Kurfürstin-Mutter geschah. Die Dame empfing von Beiden regelmäßige Berichte, und da Einer von dem Anderen nichts wußte, so konnte sie sich um so leichter überzeugen, welcher von Beiden redlich oder unredlich seine Mission erfülle. Eine derartige Maßregel hat bei einer so klugen und gewandten Frau, wie Maria Antonia war, nichts Auffallendes, und wir werden auch gleich sehen, daß dieselbe ihr einen außerordentlichen Vortheil verschaffte, wenn auch in ganz anderer Weise, als sie bezweckt hatte.

Der Marchese d'Agdolo hatte sich bereits vom Kurfürsten beurlaubt, um sich, wie er vorgab, an den Hof der Kurfürstin-Wittwe zurückzubegeben. Friedrich August, der noch keine Ahnung von der Unnatürlichkeit seiner Mutter hatte, schien mit der ganzen Angelegenheit wohl zufrieden und bewilligte ohne Rückhalt den erbetenen Urlaub. Am 16. September 1776 wollte d'Agdolo seine Reise antreten,

und begab sich den Abend vorher noch zu seiner gewöhnlichen Spielparthie in das Haus des geistreichen geheimen Kammer- und Berg-Rath Friedrich Wilhelm Ferber. Derselbe wurde später zum wirklichen Geheimen Rath und Director der Kommerzien-Deputation ernannt und zum Freiherrn von Ferber gemacht. Er starb 1801.

In diesem Hause befand sich also d'Agdolo am 15. September 1776. Er ahnte nicht, daß an einem anderen Orte der Residenz, im kurfürstlichen Palais, in demselben Augenblick Gericht über ihn gehalten wurde. Ein preußischer Kourier war an diesem Abende angekommen, der den Kurfürsten unverzüglich zu sprechen verlangte. Die Art und Weise, wie er erschien und sich betrug, deutete darauf hin, daß er eine Sendung von der höchsten Wichtigkeit habe, und da er ohnedies noch von Friedrich II. kam, so stand man keinen Augenblick an, ihn sofort dem Kurfürsten zu melden. Er wurde auch ohne Säumen vorgelassen und theilte nun Friedrich August III. alle Details des mütterlichen Projectes mit. Unglaublich schien es ihm, und trotzdem der vor ihm stehende Kourier ein Gesandter seines königlichen Freundes war, brachte er doch seine Zweifel vor. Dies hatte Friedrich II. vorausgesehen und deshalb die Abschriften der bezüglichen Documente, welche er von dem Hoffräulein der Kurfürstin-Wittwe empfangen hatte, beigefügt. Aber noch immer nicht konnte der Sohn an die Unnatürlichkeit der Mutter glauben; sie sprach ja jedem mütterlichen und menschlichen Gefühl Hohn! Als der Abgesandte des Königs von Preußen die Unschlüssigkeit des Kurfürsten entdeckte, sagte er:

„Die Originale befinden sich im Besitz des Marchese d'Agdolo, der damit morgen nach Regensburg abreisen und sie dem Reichstage vorlegen wird."

„Ah!" rief Friedrich August III. gedehnt; „dieser d'Agdolo! er ist ein Spitzbube . . . Gut. . . ."

Der Marchese mußte in Sicherheit gebracht werden, da dies das einzige Mittel war, sich Ueberzeugung zu verschaffen, ob seine Mutter gut oder böse sei. Er ließ augenblicklich die Mitglieder des Geheimen Rathes zusammen rufen und legte ihnen die Anklage, welche gegen seine Mutter vorgebracht worden war, vor. Einstimmig ward die Verhaftung des Marchese beschlossen und der General Schiebell mit der Ausführung dieser Maßregel beauftragt, weil derselbe als Generaladjutant des Kurfürsten gerade anwesend war.

Der in dem Ferber'schen Hause versammelten Gesellschaft fiel es durchaus nicht auf, daß der General Schiebell erschien, da dies Haus überhaupt als Sammelplatz der meisten distinguirten Personen Dresdens bekannt war; als derselbe aber eine amtliche Miene annahm und um Entschuldigung bat, daß gerade er die Ursache einer Störung des noch im besten Gange befindlichen Vergnügens sei, da stutzte man allgemein und manches Gesicht entfärbte sich.

„Ich komme im Namen Sr. Durchlaucht des Kurfürsten," begann der General, die peinliche Ruhe unterbrechend, zu dem Herrn des Hauses, „um hier bei Ihnen eine Verhaftung vorzunehmen. . . ."

„Ich kann Sie nur bitten, Ihre Schuldigkeit zu thun!" versetzte Ferber. „Befindet sich in meinem Hause ein Verbrecher, so werde ich selbst gern die Hand zu seiner Arretirung bieten. . . ."

„Ich bin überzeugt, daß thut Jeder von uns auch!" versetzte d'Agdolo, indem er aufstand und sich an Schiebell wandte. „Gebieten Sie über mich, General! ich stehe gern

zu Diensten, wenn ich meinem kurfürstlichen Gebieter von Nutzen sein kann."

Wäre der Generaladjutant nicht ein so braver Mann gewesen, der das Verbrechen, das gegen seinen Herrn hatte begangen werden sollen, von Grund seiner Seele verabscheute, er würde durch die kecke Sprache des Marchese ganz zuverlässig in eine nicht geringe Verlegenheit gerathen sein. Dies konnte nun aber unter den obwaltenden Umständen nicht der Fall sein. Ruhig und mit Würde sagte er:

„Ich bin erfreut, daß Sie der Erste sind, der mir Beistand zu leisten verspricht, ungeachtet dessen ich desselben nicht bedürftig bin! Sie, Herr Marchese d'Agdolo, sind mein Arrestant!"

Ein Schlaganfall kann keinen heftigeren Eindruck auf einem Menschen hinterlassen, wie Schiebells Worte auf dem Marchese. Sein Antlitz wurde leichenblaß, seine Füße thaten ihre Schuldigkeit nicht mehr und er taumelte rückwärts gegen einen Tisch.

„Ich?" stotterte er endlich. „Wie ist das möglich?"

Der General zuckte mit den Schultern, sprach aber kein Wort. Der Marchese, welcher inzwischen ziemlich Herr seiner Aufregung geworden, begann von Neuem, nur in etwas gewählteren Ausdrücken, seine Zweifel kund zu geben. Es konnte ihm Nichts helfen, er mußte seinen ehemaligen Oberst begleiten. Beide begaben sich nach der Wohnung d'Agdolo's, wo auch noch sämmtliche Papiere, welche für den Reichstag in Regensburg bestimmt waren, vorgefunden, in Beschlag genommen und noch an dem nämlichen Abend dem Kurfürsten behändigt wurden. Der Marchese selbst ward von einer starken Militairbegleitung noch um 10 Uhr nach dem Königstein escortirt, um sein übriges Leben in einem Gefängniß zu verbringen.

Der Marchese hatte sich auf Alles vorher schon präpa=

rirt, obgleich dies nach dem Schreck, den er bei seiner Verhaftung empfand, gar nicht vermuthet werden konnte. Man fand bei der bei ihm vorgenommenen Haussuchung auch ein versiegeltes, an den Kurfürsten adressirtes Paket, das demselben auf seinen Wunsch sofort übergeben werden sollte. Der General Schiebell, welcher sich persönlich überzeugt hatte, daß Friedrich August III. in einer höchst üblen Laune (wie dies auch nicht anders sein konnte) sich befand, rieth davon ab; als d'Agdolo indeß auf sein Ehrenwort versicherte, daß dies Paket die nothwendigen Aufschlüsse enthalte und auch ohne das eingetretene Ereigniß dem Kurfürsten zugestellt worden wäre; da erst entschloß sich Schiebell, es seinem Fürsten zu überreichen.

Von welcher Art diese Aufschlüsse waren, ist nie bekannt geworden. Wahrscheinlich ist d'Agdolo darin als Ankläger der Kurfürstin-Wittwe aufgetreten, um im Fall der Entdeckung straflos zu bleiben. Die nachfolgenden Umstände scheinen dies einigermaßen zu bestätigen. Am nächsten Tage empfing der Marchese einen ebenfalls versiegelten Brief des Kurfürsten, von dessen Inhalt eben so wenig Etwas bekannt geworden ist. Wider Erwarten wurde er sehr anständig behandelt, ihm auch seine bisherige Pension unverkürzt weiter ausgezahlt. Später begann er, an der Brust zu leiden und er erhielt sogar Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Pirna zu gehen, wo seine Bewachung eine so überaus schonende war, daß Niemand darauf aufmerksam wurde. Die Gräfin Rutowska besuchte ihn niemals in seinem Gefängniß, dagegen konnte man ungemein oft seine andere Gemahlin, das Fräulein von Vieth, bei ihm finden, die die ihm gelobte Treue bis zu seinem Tode hielt. Auch wurde er in dem Empfange seiner Besuche von keiner Seite beschränkt.

Aus allem diesem geht deutlich hervor, daß Friedrich

August III. vollständige Ueberzeugung weder von seiner Schuld, noch von seiner Unschuld hatte. Eine wirkliche Untersuchung gegen ihn zu verhängen, um das Eine oder das Andere festzustellen, schien nicht thunlich, da die Kurfürstin-Wittwe dadurch stark compromittirt und er vielleicht in die Nothwendigkeit gerathen wäre, eine Strafe wider sie zu verhängen.

Als der Marchese d'Agdolo am 27. August 1800 gestorben war, beauftragte der Kurfürst den Kommandanten des Königstein, General von Boblick, sämmtliche Briefschaften des Gestorbenen genau zu untersuchen und ihm darüber Bericht abzustatten. Dieser Bericht bestand in der Uebergabe einer Menge Schriftstücke, von denen Friedrich August III. einige las, dann aber unter Vergießen einiger Thränen dieselben verbrannte. Auch über den Inhalt dieser Schriften ist Nichts zur Oeffentlichkeit gelangt.

Als der Marchese d'Agdolo seinen Tod herannahen fühlte, hat er nicht unterlassen können, den Kurfürsten für seine Gnade und Großmuth seinen innigen Dank abzustatten; er mag doch wohl gefühlt haben, wie sehr er diesen edlen Fürsten beleidigt hatte. Herr d'Agdolo ist 23 Jahre und 5 Monat lang, mit geringen Unterbrechungen, welche seine Gesundheit erheischte, Gefangener des Königsteins gewesen.

Unterdessen war es in München, am Hofe Maria Antonias, nicht weniger bunt hergegangen. Kaum war die Festnahme ihres Verbündeten in Dresden erfolgt, als auch derjenige, welcher denselben zu beobachten hatte, sofort die sächsische Residenz verließ und mit Kourierpferden nach München eilte. Maria Antonia war nicht so sehr erschrocken. Sie suchte noch in derselben Nacht ihren Kammerzahlmeister Hewald auf und theilte ihm mit einem commentirenden Blicke mit, daß sie ihn auf unbestimmte Zeit beurlaube. Hewald verstand

seine Gebieterin und verschwand noch in der nämlichen Nacht mit dem Diamantenschmuck.

Am nächsten Tage sollte die Vollziehung der Entsagungsakte von Maria Antonia Statt finden. Der kurfürstliche Schatzmeister Adolph Alexander von Zehmen war als Abgesandter Friedrich Augusts III. erschienen. Die Kurfürstin-Wittwe bat ihn, sich in die Wohnung ihres Kammerzahlmeisters zu begeben, um die Diamanten in Empfang zu nehmen, während dessen sie die andere Angelegenheit in Ordnung zu bringen gedenke. Herr von Zehmen fand natürlich den Kammerzahlmeister der Kurfürstin nicht, stattete darüber Rapport ab und erhielt die Genehmigung, dessen Zimmer erbrechen zu lassen.

Die Kurfürstin-Mutter affektirte ausgezeichnet gut ein Erschrecken, durch welches auch Herr von Zehmen getäuscht wurde. Sie mußte zu Bett gebracht und der Arzt herbeigeholt werden. Am nächsten Tage schrieb sie an ihren Sohn, daß sie auf die entsetzlichste Weise von dem Marchese d'Agdolo und von Hewald betrogen und bestohlen sei, und sie bitte ihn, die Verhaftung dieser beiden Räuber mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu veranlassen.

Maria Antonia ging eben so schlau zu Werke, wie ihr Verbündeter d'Agdolo; allein wir glauben, daß weder durch diesen, noch durch sie selbst der Kurfürst gewünschter Maßen getäuscht worden ist. Alles, was sie durch ihr Manöver hatten erreichen können, war höchstens die in dem Benehmen des Kurfürsten bemerkbar gewordene Unentschiedenheit. Er konnte nicht wissen, wer Recht hatte, und die Delicatesse verbot ihm, eine förmliche Untersuchung zu verhängen.

Hewald hatte sich mit dem Schmucke der Kurfürstin-Wittwe nach Frankfurt am Main begeben, woselbst er auf

Antrag Friedrich August III. auch verhaftet und am 22. Januar 1777 nach Dresden gebracht wurde. Auch dieser Mann mußte ein Gefängniß auf dem Königstein beziehen, wurde aber schon im Jahre 1778 wieder auf freien Fuß gesetzt. Vermuthlich war er in der Antretung des Entlastungsbeweises glücklicher, als d'Agdolo gewesen.

Als der Geheime Rath von Zehmen wieder in Dresden angelangt war, mußte derselbe auf Befehl des Kurfürsten den Marchese d'Agdolo in's Verhör nehmen, weil wahrscheinlich dieser Beamte das Wichtigste von dem unnatürlichen Projekte der Kurfürstin-Mutter in Erfahrung gebracht hatte. Von diesem Verhöre ist Nichts bekannt geworden. „Der Kurfürst," sagt Böttiger, „hatte Kraft genug, lieber den Verdacht einer Gesetzwidrigkeit und Gewalt zu dulden, als selbst noch jetzt den Respekt gegen seine Mutter durch Enthüllung der Sache aus den Augen zu setzen."

In Folge des mit dem Marchese angestellten Verhörs hat sich der Verdacht der Theilnahme auch noch auf andere Personen gelegt; keine von Allen aber ist vom Kurfürsten mit hineingezogen: er bestrafte sie nur durch das Entziehen seiner besonderen Gnade.

(Ende des zweiten Bandes.)

Druck von F. W. Rietack in Berlin, Neue Friedrichs-Straße 34.

Inhalts-Verzeichniß.

Geschichte der Sächsischen Höfe und Staaten seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

Zweiter Band.

V.

Friedrich August II. (August III.)

(1733—1763.)

VIII.

Friedrich August III. (Friedrich August) erster König von Sachsen.

(1768—1827.)

Vierzehntes Kapitel.

Friedrich Augusts Jugend. — Der Graf Camillo von Marcolini. — Friedrich Augusts Instruktoren. — Beschreibung einer Reise des königlichen Prinzen Clemens. — Maria Amalia Augusta von Zweibrücken. — Ihre Vermählung mit Friedrich August. — Trauungs-Ceremonien. — Die Kurfürstin von Sachsen und ihr Friseur. — Bericht des Herzogs von Lauzun. — Katharina II. von Rußlands Ansicht über die Sittlichkeit der Kurfürstin von Sachsen.

Funfzehntes Kapitel.

Friedrich Augusts III. innere und äußere Regierung. — Erhöhung der Apanage seiner Mutter. — Maria Antonia begiebt sich auf Reisen. — Ihr Aufenthalt in München. — Maria Antonia und der Marchese d'Agdolo. — Ein unnatürliches Project der Kurfürstin-Wittwe. — Eine Versammlung ihrer Hofdamen. — Der Verrath. — Die Verhaftung d'Agdolo's. — Der General von Schiebell bringt ihn auf den Königstein. — Herr von Zehmen und d'Agdolo. — Hewald. — Neue Intriguen der Kurfürstin-Mutter. — Hewald wird in Frankfurt am Main verhaftet und nach dem Königstein gebracht. — Geheime Correspondenz zwischen dem Kurfürsten und d'Agdolo. — Der Marchese stirbt. — Tod Maria Antonias.